N: 186 b
N: 21.
BHS II C 10-1
II. C.
Bayerische Berg-, Hütten- und Salzwerke
Bibliothek:
Gruppe: II C
B Nr. 10
Aktiengesellschaft

Die neue, oder die jetzige Welt.

Ein Gegenstück zur Urwelt,

von

J. G. J. Ballenstedt,
evangel. Prediger zu Pabstorf, Ehren- und corresp. Mitgliede der mineralogischen und naturforschenden Gesellschaften zu Jena, Halle und Leipzig, Monographen der Protogaea u. s. w.

Hominum commenta delet dies, naturae judicia confirmat.
Cicero.

BIBLIOTHEK DER K.B. GENERAL BERGW. U. SALINEN ADMINISTR.

Erster Theil.

K. G. B. A.

Hannover, 1821,
im Verlage der Helwingschen Hof-Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der Beyfall und die gute Aufnahme, welche meine Urwelt im In- und Auslande gefunden, hat mich ermuntert, ein Gegenstück dazu über die neue oder jetzige Welt, und über die gegenwärtige Weltperiode, worin wir leben, zu liefern. Es handelt also diese Schrift nicht, wie man aus dem Titel schließen könnte, von der eigentlichen neuen Welt, oder Amerika, obgleich auch auf diese einige Rücksicht darin genommen ist, sondern von unserer Erde in der jetzigen Zeitperiode, in der wir leben, und von der Art und Weise, wie sie sich nach dem Untergange der Urwelt gestaltet hat. Und so, wie ich mich dort bemühet habe, den Charakter der alten, längst vergangenen Welt und ihrer Erzeugnisse darzustellen: so ist mein Zweck, auch nun die

neue, noch jetzt fortdauernde Welt, nach ihrer Natur und Beschaffenheit, besonders aber den Menschen, als das vornehmste Geschöpf der jetzigen Zeitperiode, hier zu charakterisiren. Daraus wird sich denn ergeben, daß in der jetzigen Welt schon der Grund zu einer künftigen neuen gelegt wird, die erst nach Jahrtausenden aus den Trümmern ihrer Vorgänger hervorgehen wird. —

Man hat mir hier und da in Ansehung meiner Urwelt den Vorwurf gemacht, daß ich kein System derselben geliefert hätte, sondern daß mein Buch aus unzusammenhängenden Abhandlungen bestände, worin keine Ordnung und kein Zusammenhang herrsche.*) Eben diesen Vorwurf muß ich auch in Ansehung dieser neuen Welt befürchten; allein Folgendes mag zu meiner Entschuldigung dienen. Erstlich habe ich nie ein System, oder eine Theorie der Urwelt schreiben wollen, sondern ich wollte blos meine Ideen, Ansichten und Meynungen im Betreff dieser Sache der Welt mittheilen und sie denkenden Kö-

*) Allgem. Repertor. der neuesten in- und ausländ. Litteratur für 1820, herausg. von einer Gesellschaft Gelehrter und besorgt von Christ. Dan. Beck. Leipzig und Wien. 1r Bd. 3s St. Seite 145—152.

pfen zur weitern Prüfung aufstellen. Ich begnüge mich mit der Ehre, hierin die Bahn gebrochen und neue Ideen und Ansichten in Ansehung dieser Entdeckung ins Publikum gebracht und weiter verbreitet zu haben. Ein Anderer mag darauf eine förmliche Theorie bauen, wenn es anders jetzt schon möglich ist, ein System der Urwelt zu schreiben. —

Ueberdem schreibe ich nicht für Gelehrte von Beruf, sondern für Gebildete aus allen Ständen; und für letztere würde ein trocknes, systematisches Werk sehr übel passen. Auch der Uebersetzer meiner Urwelt, der Dr. Moll in Nimwegen, hat dieses eingesehen und sagt in der Vorrede zum ersten Theile derselben: er habe wol mein Buch, um Wiederholungen zu vermeiden, mehr abkürzen und noch vieles daraus weglassen können; aber es sey zu befürchten gewesen, daß es alsdann zu trocken und steif werden und an Deutlichkeit und Leichtigkeit des Vortrages verlieren möge. Und muß denn ein Buch, wenn es Beyfall erhalten und gründlich seyn soll, immer in systematischer Form erscheinen? Stehen wir Deutschen den andern Nationen, besonders den alten Griechen und Römern, und selbst den Franzosen, nicht deshalb noch sehr nach, daß

wir bisher nur trockne Compendien und Systeme, nach Paragraphen geordnet, lieferten, ohne Saft und Kraft? — Wird es solchen trocknen Systemen besser gehen, als jenen steifen Compendien, die vor hundert Jahren methodo mathematica geschrieben wurden, aber nun långst vergessen sind? Findet nicht ein gut und fließend geschriebenes Buch, wenn es auch nicht in systematischer Form geschrieben ist, mehr Beyfall, als ein noch so gründlich gelehrtes, dem es an einem lichten und angenehmen Vortrage fehlt? Und kann denn eine Schrift nicht gründlich seyn, wenn sie gleich nicht methodisch ist? — Braucht wol ein guter Redner, um gründlich, deutlich und eindringlich zu reden, immer das Skelett oder die Disposition seiner Rede den Zuhörern bemerklich zu machen und seine Haupt- und Unterabtheilungen jedesmal mit Zahlen anzugeben? Wird er nicht das dürre Skelett seiner Rede so viel möglich mit Haut und Fleisch zu bekleiden suchen, um nicht zu mißfallen und die Zuhörer nicht durch die Trockenheit seines Vortrages abzuschrecken, oder ihnen langweilig zu werden? —

Damit jedoch meine Leser sehen, daß ich bey der neuen Welt wirklich ein System oder

einen gewissen Plan vor Augen gehabt und befolgt habe, wenn dieser gleich nicht angegeben ist: so will ich hier kurz die verschiedenen Gesichtspunkte anführen, nach und aus welchen ich die Sache behandelt und angesehen habe. Der erste Gesichtspunkt ist der geologische, um zu zeigen, wie und auf was Weise die neue Welt aus der alten entstanden, was ihre Natur und Beschaffenheit und worin sie von der Urwelt verschieden ist. Der zweyte Gesichtspunkt ist der anthropologische, um zu zeigen, wie der jetzige Mensch, im Gegensatze seines Vorbildes in der Urwelt, beschaffen ist, um ihn seinem Charakter gemäß zu schildern. Dahin gehören denn auch die Untersuchungen über die verschiedenen Arten unter den Menschen, über den Ursprung der Sprache und über unser Vermögen, uns immer mehr zu vervollkommnen und auszubilden. — Ein dritter Gesichtspunkt ist politischer Art und betrifft die Errichtungen von großen Reichen und Staaten und ihren Verfall und Untergang, der durch Kriege und Revolutionen, die von Zeit zu Zeit in der Welt entstehen, bewirkt wird. Endlich habe ich die Welt, in der wir leben, auch aus einem religiösen Gesichtspunkte betrach-

tet, weil der Mensch ein moralisches Wesen ist und die Religion zu seiner Natur gehört, auf alle seine Handlungen großen Einfluß hat oder in sein Wesen gleichsam verwebt ist. Es war also nothwendig, den Ursprung und die Quellen der Religion überhaupt und insbesondere zu zeigen. Nach diesem Systeme habe ich gearbeitet, und wenn ich es gleich nicht gesagt oder durch Ueberschriften angegeben habe: so wird der Denker doch gleich meine Absicht errathen und meinen Plan durchschimmern sehen. Er kann und wird sich selbst daraus sein eigenes System bilden. —

Noch muß ich mich hier wegen eines andern Vorwurfs rechtfertigen, den man mir wegen meiner Schriften macht; und dieser besteht darin, daß ich manches behaupte, was der Bibel zu widersprechen scheint und daß ich naturalistische Grundsätze zu verbreiten suche. Ich kann darauf nicht besser antworten, als mit den Worten des holländischen Uebersetzers meiner Urwelt, die er zu seiner und meiner eigenen Vertheidigung geschrieben hat, und die ich hier zu den meinigen machen will. Er sagt in der Vorrede zum zweiten Theile also: „Es würde mich schmerzen, wenn dies Werk, so weit es mich

als Umarbeiter und Uebersetzer angeht, Anlaß geben mögte zu einer schiefen Beurtheilung oder zum Argwohn, als ob man dasjenige, was Vielen ehrwürdige Wahrheit scheint, in einem ungünstigen oder lächerlichen Lichte hätte zeigen wollen. Stets nährte ich bey mir eine gewisse Ehrfurcht vor allem, was meinen Nebenmenschen heilig ist und bin daher durchaus ein Feind von jedem, selbst nur mittelbarem Spotte über alles, was Gottesverehrung betrifft, von welcher Art diese auch seyn mag. Um so viel mehrern Werth muß ich daher auf einen vernünftigen Gottesdienst setzen. — Bey dem allen sehe ich auf der andern Seite keinen Grund, um diejenige Aufklärung, welche Künste und Wissenschaften, die wohlthätigen Wegweiserinnen des cultivirten Menschen, die der Vater des Lichts selbst uns herabschickte, uns anbieten, muthwillig zurückzuweisen, blos weil man sie für streitig hält mit Vorurtheilen, die wir mit der Muttermilch einsogen, mit schmeichelnden Irrthümern, wobey wir uns glücklich wähnen." —

„Der vernünftige Mensch muß untersuchen; gesetzt auch, daß jeder Fortschritt

in Kenntnissen einen Theil seiner irdischen Glückseligkeit unherstellbar verwüstete. — Jedoch, Dank sey dem Himmel! dies ist keinesweges der Fall. — So viel mal er aufs neue einen Schleyer des Irrthums wegzieht, eben so viel mal fühlt er sich edler, vollkommner, näher dem Brunnquell aller Wahrheit; mit jedem Tritte vorwärts entdeckt er, obschon zugleich mit dem Gefühl seiner eigenen Nichtigkeit gegen das Unendliche über ihm, dennoch seine erhabene Urkraft, seine hohe unermeßliche Bestimmung. Alsdann selbst, wenn er auf dem Ocean der Ungewißheiten umhertreibt, fühlt er sich durch jene weitere Entwickelung seiner Seelenkräfte beruhigt; beruhigt, nicht jedoch dem Kinde gleich, was die drohende Gefahr nicht zu kennen vermag, sondern dem erfahrnen Piloten gleich, der, das Auge auf den nie betrügenden Compaß geheftet, das spürende Senkbley in der Hand, den brüllenden Wellen und der Brandung trotzet, — weil er weiß, daß der sichere Hafen nahe ist, den er, mit seinem erfahrnen Lootsmann am Bord, unzweifelbar erreichen muß." —

„Weit entfernt, jemandem den Glauben rauben zu wollen, wobey er sich glücklich

fühlt, bekenne ich vielmehr, daß ich selbst aufs tiefste die Nothwendigkeit fühle, um in Ansehung gewisser Dinge, die außer dem Kreise unsrer Erkenntniß liegen, und daher menschlichem Streben unerreichbar sind, — zu glauben, aber zu glauben, so weit es nicht gegen Erfahrung und gesunde Vernunft streitet." —

„Das Wesen der Wahrheit, wie wenig deutlich es sich auch dem Menschen zeigt, der aus Sinnlichkeit und aus Geist gemengt ist, ist dennoch tief in seine Natur eingepflanzt und mit seinem Daseyn, seinem Ich, zusammengeschmolzen, so, daß es bey jedem Menschen ewig das nemliche bleibt. Nur allein die Formen, unter welchen wir dieses Wesen der Wahrheit, das wir selbst so lebendig in uns fühlen, den und andern mitzutheilen streben, diese Formen wichen von jeher von einander ab, und werden, so lange diese Erde dauert, stets von einander abweichen. Denn die ewige Wahrheit läßt sich in keine Formen zwingen." —

„Darum vermögen wir Sterblichen, Leib und Geist, nicht, die Wahrheit zu erkennen, obwohl wir sie fühlen, und eben

dieses Gefühl ist Glaube. — In eben dem Maaße, worin unser menschlicher Verstand heller wird durch Kultur, lernen wir auch deutlicher sehen, genauer berechnen, tiefer denken; jedoch stets bleiben wir an Stoff und Form gebunden, und wir kommen im Uebersinnlichen, Ueberstofflichen, (immateriellen) im Wesen der Dinge der Wahrheit niemals näher. — Und in so weit ist denn auch alles menschliche Wissen eitel. Nur allein durch die Verbesserung unsers Herzens, durch die Beherrschung unsrer sinnlichen Triebe, durch die Erhebung unsers Geistes zu allem, was schön ist, und edel und groß, (wozu die Uebung in Künsten und Wissenschaften viel, sehr viel beytragen kann) beleben wir dieses Gefühl, das in allen wohnt, obgleich es bey dem einen mehr entwickelt wird, als bey dem andern. Nur durch diese Belebung und Entwickelung unsers Wahrheitsgefühls nähern wir uns der Wahrheit. Darum werden alle Zeiten hindurch Verschiedenheiten in gottesdienstlichen Formen, in Gottesverehrung, in gottesdienstlichen Feyerlichkeiten, und in allem, was dahin gehört, bestehen bleiben; mehr oder weniger vernunftmäßig nach Maasgabe

der Aufklärung, richtigen Beurtheilung und des tiefern Denkens der Völker. Darum wird auch der Glaube, der in der Persönlichkeit jedes einzelnen vernünftigen und sittlichfühlenden Wesens begründet ist, bey jedem einzelnen Menschen von der Wahrheit abweichen, oder ihr sich nähern, deutlichere oder undeutlichere Spuren zeigen von Aechtheit und Reinheit, je nachdem sein Gefühl mehr aufwärts oder niederwärts gestimmt ist; je nachdem er mehr zur Sittlichkeit oder zur Sinnlichkeit sich hinneigt, zum Geistigen oder zum Thierischen. Darum endlich wird, in jedem Gottesdienste und in jeder gottesdienstlichen Gesellschaft, jedes Mitglied, das selbst denkt, seine besondern, ihm eigenthümlichen Meynungen und Vorstellungen über das, was Formen und Lehrbegriffe angeht, hegen, — folglich niemals unter Denkern eine vollkommene Uebereinstimmung Statt finden; oder es müßte dereinst eine Zeit kommen, wo die Sonne der Aufklärung alle Dämpfe menschlicher Formen und Umkleidungen zerstreute, und alle vereinigte in den wenigen, beynahe allgemein angenommnen Sätzen, welche der Grundstein aller wahren

Gottesverehrung sind, Gott und Unsterblichkeit." —

„So lange jedoch dieser Fall noch nicht eingetreten ist, so lange wollen wir über Gegenstände des Gottesdienstes sehen, erwägen, denken, glauben, — jeder nach dem Grade seines Lichts und seiner Ueberzeugung. Handeln aber wollen wir nach der Lehre des Weisen von Nazareth: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch!" —

Der Verfasser.

Inhalts = Verzeichniß.

Seite

I. Die Revolutionen der Erde und ihrer Bewohner. 1

II. Ansicht der Welt aus einem richtigern Gesichts=punkte. 23

III. Der Mensch nach seinem wahren Charakter. . 52

IV. Ist ein beständiges Fortschreiten der Menschheit zum Bessern zu hoffen, oder nicht? . . 79

V. Ueber die Ursachen des Verfalls und Unterganges großer Reiche und Staaten. . . . 109

VI. Widerlegung des Beweises für die Einheit des Stammes der Menschenspecies. . . . 137

VII. Ueber den Ursprung der Sprache 171

VIII. Quellen, woraus Moses seine bessern Religions=Kenntnisse schöpfte. 199

Seite

IX. Ueber die Erzählung vom Sündenfalle der ersten Menschen. 224

X. Bemerkungen über Degrandpré's Reise nach Indien und Arabien 249

XI. Fortsetzung dieser Bemerkungen. 272

XII. Beschluß derselben. 293

I.

Die Revolutionen der Erde und ihrer Bewohner.

Die Erde, welche wir bewohnen, hat von jeher und selbst in unsern Zeiten so große Umkehrungen und Verwüstungen erlitten, daß das sie bewohnende Menschengeschlecht schon oft auf den Gedanken geleitet wurde, das Ende der Welt stehe uns bevor und der letzte der Tage werde einbrechen. Allein solche Erscheinungen in der Natur können nur dem mit ihr Unbekannten, dem Neulinge und dem in der Weltgeschichte Unerfahrnen neu, wunderbar und ungewöhnlich vorkommen, oder ihm den Untergang des Alls befürchten lassen. Wer aber weiß, was für Umkehrungen und Veränderungen unser Wohnplatz von Anbegin her unterworfen gewesen ist, der wird bey solchen Begebenheiten nicht stutzen; er wird sich vielmehr überzeugen, daß unter der Sonne nichts neues geschieht. —

Um dieses zu beweisen, will ich hier etwas ins Einzelne gehen, und eine kleine Uebersicht von den großen Revolutionen der Erde und ihrer Bewohner seit ihrer Entstehung geben, so weit nemlich Geschichte und Erfahrung oder Geologie und Geognosie es verstatten; woraus die Wahrheit hervorgehen wird, daß Erdcatastrophen nichts neues in der Welt sind.

Wenn ich hier von den Umwandlungen rede, die unser Erdkörper erlitten hat, so verstehe ich aber nicht alle jene Veränderungen darunter, die sie von Anfang an erlitten hat; auch nicht solche, welche mit einzelnen Gegenden und Ländern von Zeit zu Zeit vorgefallen sind: denn dies würde mich zu weit führen, und von jenen habe ich in meiner Urwelt gehandelt. Ich rede hier hauptsächlich von der letzten, großen, allgemeinen Umschaffung unsers Erdballs, wodurch er seine jetzige neue Gestalt und Beschaffenheit und die gegenwärtige Oberfläche mit den ihr eigenen Erzeugnissen erhalten hat.

Vernunft und Erfahrung lehren, daß der Erdkörper, den wir bewohnen, nicht gleich von Anfang an die Beschaffenheit gehabt haben kann, die er jetzt hat und künftig noch haben wird. Besonders überzeugen uns die wunderbaren Produkte, welche der Schooß der Erde verbirget, daß einstens große

und viele Metamorphosen mit ihrer Oberfläche vorgegangen seyn müssen. Eine Hauptumwandlung ging aber mit derselben vor, als sie ihre jetzige letzte Oberfläche und Einrichtung erhielt, wodurch sich eine neue Schöpfung von Pflanzen, Thieren und Menschen erzeugte, welche jetzt noch fortdauert.

Das Innere der Erde, so weit wir es bis jetzt kennen, lehrt uns, daß unser Erdball anfangs weiter nichts, als ein buntes Gemisch von allerley rohen Massen und Stoffen war, welche durcheinander herlagen und sich nach und nach von einander absonderten, damit unser Planet ein Wohnplatz und Aufenthalt für Thiere und Pflanzen werden konnte. Es entstand nun eine Wasserwelt, worin unser jetziger Wohnplatz ganz mit Wasser bedeckt und umgeben war, worin die ersten organischen Wesen sich bildeten. Wir finden davon noch die deutlichsten Spuren in den Flötzgebirgen, die größtentheils aus Corallenriffen und Muschelbänken bestehen. Eine dritte Veränderung erlitt unser Erdboden, als diese Wasserwelt unterging und vestes Land sich aus dem Schooße des Meers erhob, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, Erdgewächse hervorsprießen zu lassen und ein Wohnplatz für Thiere zu werden, die halb oder ganz auf dem Trocknen leben. Beweise von dieser frühern Landwelt finden wir in den unermeßlichen Stein- und

Braunkohlenlagern, die nichts anders, als Ueberreste von ehemaligen großen Grasfluren, Steppen und Wäldern sind. Auch gehören in diese frühere Erdperiode die Skelette von Mammuths und andern großen Thieren der Urwelt, die wir wegen ihrer colossalen Größe noch jetzt anstaunen und bewundern. — Eine neue Revolution erlitt endlich unser Weltkörper, als diese colossale Schöpfung mit allen ihren wunderbaren Gebilden unterging und unsre jetzige neue Welt mit allen ihren mannigfaltigen Erzeugnissen, wozu auch der Mensch gehört, der sich aus jenen frühern Geschöpfen herausbildete, — aus ihrer Asche hervorging. — Von dieser letzten Umwandlung unsrer Erde, wodurch sie ihre jetzige Natur und Beschaffenheit erhalten hat, und wodurch ihr edelstes Erzeugniß, der Mensch, hervorgebracht wurde, — will ich hier einen kleinen Umriß entwerfen.

Die Eingeweide der Erde, wenn wir sie durchwühlen, liefern uns Produkte, welche den deutlichsten Beweis enthalten, daß unsrer jetzigen Welt eine Vorwelt vorangegangen ist, deren Klima, Boden, Pflanzen und Thiere von anderer Beschaffenheit gewesen seyn müssen, als unsre jetzigen sind. Schon viele von diesen Gebilden haben unsre Naturforscher zu Tage gefördert und noch immer entdeckt man neue Erzeugnisse der Art in allen

Weltgegenden. Man fängt jetzt schon an, eine Flora und Fauna von den Gewächsen und Thieren der Urwelt zu liefern und durch Abbildungen zu versinnlichen, wie man ehedem von den Gebilden der jetzigen Welt hatte *). Man legt Musea von vorweltlichen Thieren und Produkten an, wie man vordem Sammlungen von ausgestopften Vögeln und Thieren aus unsern Zeiten machte. Und diese Sammlungen können ins Unendliche vermehrt werden; denn der Schooß der Erde ist unerschöpflich an Ueberresten aus der Vorzeit.

Es gab also, wie hieraus folgt, eine Zeit, da unser Erdball einen andern Boden, oder eine andere Oberfläche, ein anderes Klima, wie es scheint, und andere Arten von Pflanzen und Thieren hatte, als wir jetzt haben. Denn alles, was wir in der Erde finden, ist von anderer Art und Beschaffenheit, als das, was jetzt da ist. Es

*) Versuch einer botanisch-geognostischen Darstellung der Flora der Vorwelt, vom Grafen Caspar Sternberg. Prag 1820. mit illum. Kupfern. — Handbuch der Petrefactenkunde, durch die Beschreibung seiner Sammlung versteinerter und fossiler Ueberreste des Thier- und Pflanzenreichs der Vorwelt, erläutert von E. F. Baron von Schlottheim. Gotha 1820. 8. mit 15 Kupf. — Beiträge zur Naturgeschichte der Vorwelt, in naturgetreuen Abbildungen von fossilen Resten organischer Schöpfung aus der Braunkohlenformation; herausgegeben von Emmerling und Langsdorf. Gießen 1820. 4. mit Kupf.

scheint, daß der Erdboden in der Urwelt fruchtbarer, die Pflanzen und Gewächse größer und üppiger und die Thiere größer und stärker waren, als die jetzigen sind. Eine wärmere Sonne beschien unsern Erdboden und erzeugte, ohne Zuthun von Thieren und Menschen, Gebilde aller Art, weit größer und stärker, als wir und unsre Mitgeschöpfe sind, an welchen sich die Natur, in Ansehung der extensiven Größe, weit sparsamer und gleichsam stiefmütterlich bewiesen hat. Ungeheure von Thieren, gegen welche unsre jetzigen nur Zwerge und Pygmäen sind, bewohnten die Welt. Nach Verhältniß ihrer Größe und Gefräßigkeit mußte also auch der Erdboden fruchtbarer und die Produkte des Pflanzenreichs gigantisch seyn, um jene Riesenthiere zu ernähren. Und gab es schon Raubthiere unter ihnen, wie es wahrscheinlich ist, so mußten auch sie nach Verhältniß colossaler seyn, als die jetzigen. Nur der Mensch, der jetzige Beherrscher der Welt, der sich die ganze Natur unterwirft und alles in seinen Nutzen verwendet, war, wie man glaubt, noch nicht da; wenigstens lebte er unter einer andern Gestalt, aus welcher der jetzige Mensch bey der letzten Umwandlung der Erde hervorging, und er hatte also auch noch nicht die eminenten Vorzüge, deren wir uns erfreuen. —

Folgendes sind meine Gründe dafür. Der Ur=

heber der Natur schaffet nach ewigen unveränderlichen Gesetzen und läßt immer eins aus dem andern entstehen. Es entwickelt sich also alles nach und nach, und es geht mit der Schöpfung nur stuffenweise und allmählich. Demohngeachtet wird unser Erdball und alles, was darauf ist, seiner Vollkommenheit immer näher gebracht. Allen Geschöpfen und Gebilden wohnet ein inneres Bestreben bey nach einer stets fortschreitenden Vervollkommnung, das sich nicht verkennen läßt. Hieraus folgt, daß unser Wohnort, die Erde, und ihre Erzeugnisse und Bewohner anfangs das noch nicht seyn konnten, was sie jetzt, nach so vielen Catastrophen und Umwandlungen, geworden sind. Es müssen vielmehr bei jeder neuen Umschaffung, welche sie erfährt, ihre Gebilde, besonders das vollkommenste Wesen unter ihnen, der Mensch, stets mehr und mehr veredelt werden. — Und so, wie jedes einzelne Geschöpf die Anlage zu seiner höhern individuellen Vervollkommnung in sich selbst mit sich führt; eben so muß auch das ganze Geschlecht mit der Anlage zu einer höhern Geschlechtsvervollkommnung begabt seyn. So nähert sich alles in der Welt immer mehr und mehr seiner Vollendung, bis es die höchste Stuffe derselben erreicht hat. Und gehört der Mensch nicht auch zu den Gebilden der Natur? Er geht also gleichfalls seiner Vollendung

mit jedem Schritte entgegen, und kommt seiner Bestimmung mit jeder Umwandlung seines Wohnorts, der Erde, näher! —

Zwar könnte man hier einwenden, daß die Erde nach jener Beschreibung der Urwelt an Schönheit, Vollkommenheit und Fruchtbarkeit um ein Großes zurückgegangen sey; denn unsere jetzigen Gebilde sind ja kaum ein Schatten von jenen gigantischen Erzeugnissen der Urwelt. Aber dieser Rückgang ist nur ein Schein. Zwar waren die Thiere der Urwelt größer an Umfange, plumper, stärker und unförmlicher, als die jetzigen. Aber wenn auch unsere jetzigen Geschöpfe kleiner sind und nicht solche Knochenberge und Fleischmassen bilden, wie ihre Vorbilder; so sind sie dagegen weit zierlicher, schöner und edler gebildet und was die Hauptsache ist, jenen an Geisteskräften weit überlegen. Besonders gilt dies letztere von dem Menschen; denn seines Gleichen existirte in der Vorwelt noch nicht und das Geschöpf, was ihn vielleicht damals vorstellte, stand wol nur mit unsern größern Affen parallel. —

Unser Erdkörper, dies ist das Ergebniß hieraus, hat also bey der letzten großen Erdcatastrophe eine höhere Stuffe der Vollkommenheit erreicht und wurde dadurch in den Stand gesetzt, auch Wesen besserer und vollkommnerer Art zu erzeugen und

zu ernähren. Die Geschöpfe der Urwelt waren gleichsam die ersten rohen Umrisse zu den nachfolgenden bessern Formen, die daraus hervorgingen. Daher die ungeheuren Knochenmassen, die klotzigen Füße und Klauen, die unförmlichen Gerippe, die großen Fleischmassen, die man bey den Megatherien und Palatotherien gewahr wird. Der Mensch mit seinem jetzigen edlen und herrlichen Körperbau, dem Meisterstücke der Natur, war aber gar noch nicht da wie man glaubte, oder gleich jenen Ungeheuern an Größe und Unförmlichkeit und hatte noch wenig Aehnlichkeit mit uns, seinen Nachkommen. Unser edles Geschlecht mußte erst mehrere Umwandlungen durchgehen, ehe es das werden konnte, was es jetzt ist und künftig noch werden wird, das Bild Gottes. —

Ich will dieses noch durch ein Gleichniß erläutern. Alle Kunstprodukte sind anfangs roh, unförmig und ungestaltet, werden aber mit der Zeit immer feiner, zierlicher und kleiner, und erheben sich zu einer größern Vollkommenheit und zu einem schönern Ebenmaße. Eben so ist es, wie es scheint, mit den Werken in der Natur; und der Mensch, als Zögling der Natur, ahmt hierin seine Lehrerin nach und bleibt ihr getreu. Auch die Werke der Natur erheben sich zu einer immer höhern Vollkommenheit. Die Urwelt war, wenn ich mich so aus-

drücken darf, eine Welt im Groben. — Eine bessere, zierlichere und vollkommnere, unsre jetzige Welt, folgte auf sie, und diese wird wieder einer noch vollkommnern Platz machen. Denn es strebt alles in der Natur nach einer höhern Stuffe der Ausbildung und Vollkommenheit. —

Man denke nur, um dies wahr zu finden, an die menschlichen Kunstwerke und Erfindungen. Wie roh, grob und unförmlich waren nicht die ersten Versuche in der Malerey, Bildhauerkunst, Bau- Schreib- und Buchdruckerkunst! Wie groß und unförmig waren nicht die ersten Typen, Uhren, Donnerbüchsen, Schlachtschwerdter, Rüstungen! Wie roh und colossal waren nicht die ersten Grabmäler, Opferaltäre, Tempel und Mauern der alten Völker, die uns noch hier und da in den Hünenbetten und Riesenmauern übrig geblieben sind! Wie colossal sind nicht die ägyptischen Pyramiden, Sphinxe, Memnonssäulen und indischen Tempel auf und unter der Erde! Ganze Berge und Felsen wurden mit dem Meißel bearbeitet und in Bildsäulen oder Grabmäler und Tempel umgeformt. Oder man thürmte, gleich den Giganten, Felsen auf Felsen, Berge auf Berge, um gleichsam den Himmel zu stürmen. — Je mehr aber nun das Menschengeschlecht an innerer Bildung gewinnt, je mehr es aus dem Kindesalter zum Jünglinge und Manne

heranwächset und zur Reife des Verstandes gelangt; je reifer und vollkommer, aber auch je zierlicher, kleiner und schwächer werden seine Gebilde und Kunstwerke. Die Vernunft reift gleichsam bei ihm auf Kosten seines Körpers und seiner körperlichen Kraft. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Menschen in der Urwelt gegen uns wie Riesen zu achten waren. — Daher müssen denn auch die menschlichen Werke zwar immer winziger, kleiner und schwächer, aber auch zugleich zierlicher, künstlicher und vollkommner werden. Je mehr Versuche in einer Kunst gemacht werden, je höher steigt sie. Man verbessert oder verwirft die ersten unvollkommnen Formen und je mehr man sich darin übt, je besser wird das Fabrikat.

Dieselben Erscheinungen sehen wir in der Natur. Auf das Schwächere und Geringere folgt das Kräftigere und Höhere; auf die ersten Gebilde in großen unförmlichen Massen, die gleichsam die ersten Umrisse und Rüstzeuge zu der jetzigen neuen Schöpfung waren, folgten die vollkommnern Werke, die wir nun erblicken. — Man denke nur an die Knochenberge und Fleischmassen der Mammuths, Nashörner, Megalonyxe und anderer Paläotherien aus der Urwelt, und man wird sich hiervon vollkommen überzeugen. Leuchtet nicht hieraus die Wahrheit hervor, daß auf dem Schauplatze der Natur, wie

in der Menschenwelt, eine immer höhere Kunst und immer neue vollkommnere Meisterwerke erscheinen? Wer wird nicht die Meisterstücke eines Phidias und Praxiteles den rohen unförmlichen und monströsen indischen, ägyptischen und deutschen Götterbildern vorziehen? Wer wird nicht gleich den Abstand gewahr werden, zwischen der jetzigen herrlichen Menschengestalt, einer lebenden mediceischen Venus oder eines göttlichen Apoll von Belvedere und zwischen den Thiergestalten, besonders den Tapyr- und Faulthierarten, der Urwelt, die nichts ähnliches mit einer Menschenform haben? —

Aber, könnte man hier einwenden, ist diese Vorstellung und Vergleichung der großen, erhabenen Natur mit dem schwachen Geschöpfe, dem Menschen und seinen stümperhaften, unvollkommnen Werken und Versuchen in der Bildungskunst, nicht übertrieben, wegwerfend und Gottes unwürdig? — Sollte der Schöpfer gleich einem Lehrlinge erst gleichsam in die Schule gehen, schwache und mißlungene Versuche machen und sich in der Bildungskunst üben müssen, ehe er es darin zu irgend einer Vollkommenheit bringen kann? Sollte ihm irgend ein Werk, das er schaffen will, mißlingen? — Aber man verstehe mich nicht unrecht. Wenn ich sage, daß in der Natur erst unvollkommnere Werke erscheinen; so heißt das nicht so viel, als wenn der

Schöpfer nach und nach lernen müste, etwas Besseres und Vollkommneres in seiner Art zu liefern. Es heißt nicht, daß er einen Fehlgriff thue, oder ein fehlerhaftes Geschöpf, wozu man selbst gern den Menschen, das Meisterstück der Natur, machen will, — hervorbringen könne. Es heißt nicht, daß er mit der Zeit immer besser seine Kunst auslernen werde. Dies ist nur menschlicher Weise zu verstehen und beruhet auf menschlichen Vorstellungen und Vergleichungen. Aber kann es wol anders in der Welt seyn und sind es nicht ewige und unveränderliche Gesetze, wonach Gott handelt und die er selbst der Natur vorgeschrieben hat? Geht nicht Alles in der Welt stuffenweise? Kommt nicht Alles nach und nach zur Reife und entwickelt sich nicht immer eins aus dem andern? — Wie konnten also die ersten Gebilde der Natur schon so vollkommen seyn, als die einer spätern Nachwelt, die auf jene erste Schöpfung folgte? Sie durften nicht anders und vollkommner seyn, als sie waren, wenn sie Kinder der Zeit seyn und zu der damaligen Welt und ihrer Umgebung passen sollten. Sie füllten den Platz vollkommen aus, den sie einnahmen. Wären sie schon so vollkommen und das gewesen, was wir jetzt sind und die uns umgebende Thierwelt; so gehörten sie nicht mehr in die Vorwelt und schickten sich nicht für ihre Zeit, Lage und Umstände. So

mußte die Natur einen Sprung machen und eine oder mehrere Stufen in der Leiter der Wesen, die zur Existenz kommen konnten und sollten, überspringen. — Ja, selbst wir Menschen könnten nicht da seyn und dürften nicht von Gott ins Leben gerufen werden, weil wir noch nicht den höchsten Grad von Vollkommenheit in unserm gegenwärtigen Zustande erreicht haben, sondern eines neuen Himmels und einer neuen Erde warten, worin Tugend, Gerechtigkeit und eine höhere Vollkommenheit wohnen wird. — Wer wird aber das edle Geschöpf, den Menschen, das Meisterstück der Natur, das Ebenbild Gottes, deswegen verachten oder für ein mißlungenes Werk erklären, weil es blos in die jetzige Welt gehört und noch nicht für die künftige, vollkommnere und bessere passet; oder weil die zukünftige Schöpfung und Umwandlung unsers Erdkörpers weit edlere, schönere und bessere Gebilde noch hervorbringen kann und wird, als unsere jetzigen Menschen und Thiere sind; Geschöpfe, die dem vollkommnern Zustande der Erde ganz angemessen seyn werden? —

Wie geht es denn nun aber zu, daß den Werken der Natur ein immer höherer Grad von Ausbildung und Vollkommenheit ertheilt wird; und wie ging es zu, daß aus den unförmlichen Geschöpfen der Urwelt unsere jetzigen schönern Thiere und Menschen ent=

standen? Dies ist freylich schwer zu beantworten; allein unsre Vernunft sagt es uns doch, daß es nicht anders seyn konnte und daß diese Umwandlungen ganz natürlich zugehen. Wenn unser Planet von Zeit zu Zeit große Veränderungen und Umwandlungen erleidet, wodurch seine Natur und Beschaffenheit selbst verändert wird; so ist natürlich, daß sich auch seine Erzeugnisse und Gebilde darnach richten und formen, oder eine andere Natur annehmen müssen. Eins ist die Folge des andern. Daß aber mit unserer Erde große Veränderungen und Umkehrungen vorgegangen sind, wird wol Niemand mehr leugnen, der das Innere der Erde kennet und den Schooß derselben aufdecket. Hat nun unser Erdball vor mehrern tausend Jahren eine solche Catastrophe erlitten, wie die Umstände beweisen, haben wir ein anderes Klima und eine andere Erdoberfläche erhalten, sind Welttheile versunken und neue aus dem Boden des Meeres in die Höhe gehoben; so konnte es nicht fehlen, die neuen Erzeugnisse der Natur musten sich nach allen diesen Umständen richten. Denn sie sind und waren das Ergebniß dieser Umwandlung und neuen Schöpfung. Es musten also ganz neue Thier- und Pflanzenarten entstehen, oder die neuen Geschöpfe und Erzeugnisse konnten den vorigen, untergegangenen und vom Schauplatze der Welt abgetretenen nur ähneln

und nicht in allen Stücken gleich seyn, wie auch die Erfahrung sattsam lehrt.

Zwar bleibt es uns demohngeachtet noch immer ein Räthsel, wie aus den Stoffen, welche mit der neuen Oberfläche der Erde zum Vorscheine kommen und welche das Meer gebar, ganz neue Geschöpfe gebildet werden konnten, die alle vorhergehenden Thiergeschlechter an Schönheit, Ebenmaß und Vollkommenheit übertrafen, und worunter selbst ein neues Geschöpf, das edelste von allen, der Mensch, war. Allein wenn der Weltkörper, den wir bewohnen, nach höhern Gesetzen sich selbst immer mehr ausbildet und vervollkommnet, so müssen auch seine Geschöpfe daran Theil nehmen. Wenn jedes einzelne Geschöpf ein Bestreben in sich fühlt, sich zu vervollkommnen und seinen Zustand zu verbessern; so muß dies auch bey ganzen Geschlechtern und Gattungen der Fall seyn. Denn alles strebt ja nach höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit.

Die Art und Weise nun, wie die ersten Pflanzen, Thiere und Menschen geschaffen wurden, bleibt uns freylich noch ein Geheimniß; weil die Natur jetzt einen andern Gang in Erzeugung ihrer Produkte genommen hat. Aber Vernunft und Erfahrung überzeugen uns, daß in der Natur auch noch ein anderer Weg zur Erzeugung der Produkte möglich seyn muß, als durch Fortpflanzung und dadurch,

daß eins aus dem andern entstehet. Die erste ursprüngliche Schöpfung war von anderer Art als die gegenwärtige, und wir werden sie jetzt nur noch in der Entstehung von Moosen, Gräsern, Insekten und Eingeweidewürmern, Thieren und Pflanzen der niedern und kleinern Art gewahr. Diese entstehen noch immer durch die erste ursprüngliche Schöpfung. Daß dies nicht auch der Fall mit größern Gewächsen, Thieren und Menschen ist, kommt blos daher, weil das Klima in der Urwelt wärmer, der Boden fruchtbarer, die Produktionskraft der Erde stärker und wirksamer, die Umstände anders und vortheilhafter waren, als jetzt. Seitdem das Paradies verloren gegangen und ein Engel mit einem blitzenden Schwerdte den Eingang dazu verwahrt, hat die Erde, unser aller Mutter und Grab, ihre Kraft verloren, Menschen und Thiere größerer Art zu erzeugen; diese Kraft ist in ihre Kinder selbst übergegangen, sie sind an ihre Stelle getreten und haben ihre Hülfe unnöthig gemacht. Es wird aber wahrscheinlich einmal wieder eine Zeit kommen, wenn nemlich die jetzige Schöpfung untergeht, um einer neuen Platz zu machen, — wo die Natur durch die ihr ertheilte Kraft ein neues Werk wird anheben müssen, um aus den Ueberresten der vorigen Schöpfungen eine neue lebende Welt hervorgehen zu lassen, die sich selbst fortpflanzen kann; oder,

wenn dies Geschäft den Menschen abgenommen werden sollte, wo ein neuer modus procreandi angehen wird, davon wir uns jetzt noch keine Idee machen können. —

Ich muß hier noch einem andern Einwurfe begegnen, der, wenn er wahr und erwiesen wäre, die Behauptung von einer Urwelt und die Idee von Vervollkommnung der Welt und der Menschen ganz umstieße; nemlich, daß die Thiere und Produkte jener ersten Welt nicht ausgestorben oder verschwunden wären, sondern sich noch alle in der Welt und in den uns noch unbekannten Ländern der Erde wieder finden würden. Aber wer mit den Gebilden der vormaligen Weltperioden bekannt und nicht von Vorurtheilen, die er in Schulen und mit der Muttermilch eingesogen hat, eingenommen ist, wird an dem Daseyn einer frühern Weltschöpfung nicht mehr zweifeln oder der Natur die vom Schöpfer ihr eingepflanzte Kraft der Vervollkommnung aller Erzeugnisse absprechen. Es ist möglich, daß man noch in der Folge hier und da Geschöpfe entdeckt, die man noch nicht kannte, und die Aehnlichkeit mit den Thieren der Urwelt haben; aber es wird doch immer ein Unterschied zwischen ihnen und den Gebilden jener frühern Zeit bleiben. Denn in der Natur ist ein ewiger Wechsel der Formen und sie ist unerschöpflich in ihren Erzeugungen. —

Könnten aber die Gerippe von Thieren, die wir in der Erde finden, sich nicht verändert und die Knochen sich vergrößert haben oder seit so vielen tausend Jahren in ihrer Lagerstätte gewachsen seyn? Sehen wir doch, daß auf und in der Erde alles wächst und zunimmt, daß ganze Schichten von Steinen sich in neuern Zeiten erzeugen, so, daß auf Guadeluppe in 400 Jahren alles in Stein verwandelt werden soll. — Vergleicht man doch die ganze Erde mit einem großen lebenden Thiere, das immerfort wächst, seine Schaden und Wunden selbst zuheilt und das sich aus sich selbst gleichsam entwickelt. — Alsdann wäre freylich die Entdeckung einer Urwelt ein bloßer Traum und der holländische Recensent meiner Urwelt würde Recht haben, der behauptet, diese großen Thierknochen wären anfangs nicht so groß gewesen, als sie jetzt sind, sondern wären erst durch den Versteinerungs-Proceß so groß geworden. *) — Aber man sollte bedenken, daß Knochen organische Körper sind und nur von Innen herauswachsen und sich bilden können, oder so lange das Geschöpf, dessen Theile sie ausmachen, noch lebt oder wächst. In der Erde aber, oder sobald sie von dem Thiere getrennt

*) Amsterdamsch Letterlievend Maandschrift te Amsterdam. 1819. Derden Deels Negendeen Tiende Stück.

werden, dem sie vormals angehörten, ist dies unmöglich. Sie können zwar versteinern, oder auch incrustiren, d. i. eine äußere Schaale ansetzen; aber größer und unförmlicher werden sie dadurch nicht, wenn sie auch eine Ewigkeit hindurch in der Erde liegen. Die Steinrinde, die sich um sie hersetzt, kann man aber leicht von ihnen trennen, oder unterscheiden und dann kommt ja ihre natürliche Größe wieder zum Vorscheine. Nicht zu erwähnen, daß die meisten noch unversteinert und in ihrem ursprünglichen Zustande gefunden werden, oder blos verkalkt und verwittert, also noch kleiner und leichter geworden sind, als sie sonst waren. Ja, viele sind so frisch, daß sie den animalischen Geruch noch an sich haben. Und waren denn die Mammuths, welche Adams und Kotzebue, der Sohn, im Eise am Nordpole fanden, auch schon versteinert? Nährten sich nicht die weißen Bären, Füchse und Wölfe in Sibiren noch von ihrem Fleische? Verursachte nicht ihre Auflösung und Verwesung, als das Eis am Nordpole und die schwimmenden Eisinseln aufthaueten, einen pestartigen Geruch? Sammelten nicht beyde Naturbeobachter die Knochenreste dieser Thiere in ihrem natürlichen Zustande und lieferten sie an das Museum zu St. Petersburg ab? Durch welche Metamorphose wurden sie nun im Eise so groß und ausgedehnt? Konnten sie, wie

das Wasser, sich durch das Gefrieren ausdehnen? Oder wird ein Thier im Tode größer, als es bey lebendigem Zustande war? — Welche Absurditäten schließt dies alles in sich! Ich würde dem Verstande meiner Leser wenig zutrauen, wenn ich mich länger hierbey aufhalten wollte.

Wie lange ist es denn aber nun wol her, daß unsre Erde diese große Revolution und Umwandlung erlitten hat, und daß jene frühere gigantische Schöpfung untergegangen und unsre jetzige geistigere Welt, worin die höhere Intelligenz durch Hinzutretung des Menschen, so sehr gewonnen hat, ins Daseyn gerufen ist? Diese Frage ist sehr schwer zu beantworten und beruhet blos auf Vermuthungen und wahrscheinlichen Gründen. Denn daß hierbey an keine eigentliche Zeitrechnung zu denken ist, und daß vom Anfange der neuen Schöpfung an keine Jahrbücher statt finden, wird man leicht einsehen. Wer sollte die Umwandlung unsers Erdballs beschrieben haben, da kein Mensch dabey zugegen war, oder schon existirte? Wußten ja selbst die ersten Menschen nicht einmal, wie sie entstanden waren und woher sie kamen! Der Mensch sieht nie das Werden einer Sache oder eines Erzeugnisses der Natur, sondern immer nur das Gewordene! Wer von uns hat schon Gras wachsen gesehen? Und wie weiß ein Kind, auf was Art es zur Welt ge=

kommen ist? — Eben so ging es den ersten Menschen. Sie konnten also weder von der Zeit, noch von der Art und Weise Rechenschaft ablegen, wie und wann sie zur Welt gekommen waren. Denn sie hatten weder einen Begriff von Zeit und Raum, noch von der Schöpferkraft, welche der Urheber der Natur ihr ertheilt hatte. Alle diese Ideen mußten sie erst mit der Zeit lernen und sich erwerben. Dies ging aber nicht so geschwind, als wir glauben. Und als die Menschen die Zeit eintheilen, oder nach Stunden, Tagen und Monaten oder nach Jahren, rechnen lernten, da waren gewiß schon Jahrhunderte verflossen und die ersten Generationen längst ausgestorben. Wer von den Nachkommen konnte nun noch die Jahre berechnen, die zwischen ihnen und der Erschaffung der ersten Menschen verflossen waren? Unsre Chronologie ist also = 0.

II.

Ansicht der Welt aus einem richtigern Gesichtspunkte.

Bernardin de St. Pierre Reise in Schlesien enthält folgende merkwürdige Stelle, die zu mancherley Betrachtungen Veranlassung geben kann, welche ich meinen Lesern nicht vorenthalten will. Sie lautet so:

„Die Art, über die Gegenstände in der Welt zu urtheilen, ist bey jedem Menschen verschieden, nach seiner Religion, seiner Heimath, seinem Stande, seinem Temperamente, seinem Geschlechte, seinem Alter, nach der Jahrszeit, ja selbst nach der Tagesstunde, und besonders nach der Erziehung, die unsern Urtheilen die erste und letzte Stimme gibt. Aber wenn man alles auf das Wohl der Menschheit bezieht, so kann man versichert seyn, daß man urtheilt, wie Gott handelt. — Nach dem Grunde, der für das ganze Universum gilt, müssen auch sich unsre besondern Gründe richten, so, wie wir unsre Uhren nach der Sonne stellen." —

Und dies war das gründliche Urtheil eines Deutschen. Der Franzose commentirt seine Worte so:

„Jeder macht sich von unserm Erdballe und seinen Bewohnern eine verschiedene Vorstellung. Die Astronomen sehen darin nur eine Kugel, wie ein holländischer Käse gestaltet, welche sich, wie einige Newtonianer wollen, um die Sonne drehet, die Soldaten Schlachtfelder und Avancements, die Edelleute Rittergüter und Vasallen, die Priester Communikanten und Excommunicirte, die Kaufleute Handelszweige und Geld, die Maler Landschaften, die Epikuräer irdische Paradiese. — Der Philosoph aber betrachtet sie nach ihren Beziehungen auf die Bedürfnisse der Menschen und die Menschen nach ihren Beziehungen auf einander." *) —

Aus allem diesem folgt, meiner Einsicht nach, so viel, daß wir die Erde und ihre Bewohner aus einem philosophischen Gesichtspunkte betrachten, oder mit der Fackel der Vernunft beleuchten müssen, wenn wir uns eine richtige Vorstellung von der Welt und unsrer Bestimmung machen wollen.

Unsere Erde ist eine von den vielen Weltkugeln, die sich um die Sonne, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, wälzen und mit Geschöpfen besetzt sind, deren Zustand und Beschaffenheit sich

---

* Zeit. für die eleg. Welt. 1808. Jan. S. 102.

wahrscheinlich ganz nach der Beschaffenheit und Natur ihres Wohnplatzes richtet. Unser Erdball ist keiner von den größten, aber auch keiner von den kleinsten, die zu unserm Sonnensysteme gehören. Er ist der Sonne nicht zu nahe, aber auch nicht zu entfernt von ihr. Nach dieser Lage und Stellung, nach diesen Umständen werden sich auch wol die Größe, die Dauer, die Glückseligkeit und das Maaß der Vollkommenheit seiner Bewohner richten. Vielleicht sind die Planetenbewohner unsers Sonnensystems, denn von andern ist hier nicht die Rede, alle von ähnlicher Art und Beschaffenheit, aber unter sich doch wieder verschieden. Nach diesem Maaßstabe und Verhältnisse würden die Bewohner des Uranus und Saturnus viel größer, besser und vollkommner seyn, als die Erdbewohner, viel länger leben und ein dauerhafteres Glück genießen, als wir Sterbliche. Denn ein 84jähriger Greis auf unsrer Erde würde im Uranus erst ein jähriges Kind, und ein 30jähriger Mann noch ein Säugling im Saturn seyn. — Das Leben des Uranusbewohners ist gegen das unsrige eine Ewigkeit. — Die Bewohner der kleinern, und der Sonne zum Theil nähern Planeten würden dagegen nach Verhältniß kleiner und unvollkommner, als wir, seyn, und nicht einmal so lange leben. Ein Greis von 80 Jahren im Merkur

wäre erst ein zwanzigjähriger Jüngling auf unsrer Erde. —

Das allgemein herrschende Gesetz in der ganzen Natur ist das Gesetz der Zerstörung oder der Zersetzung und Wiederzusammensetzung. Aus der Verwesung geht neues Leben hervor. — Beydes, sterben und vergehen, und wieder hervorgehen und aufleben, wechselt immer mit einander ab. Eins kann ohne das andere nicht Statt finden. Alles geht aus dem Schooße der Erde hervor und kehrt wieder in denselben zurück, um unter andern Formen wieder zum Vorscheine zu kommen. — In der leblosen Natur sind die Elemente, welche immer gegen einander streiten, das Mittel der Zerstörung und Auflösung; in der lebenden aber die Thiere und unter ihnen hauptsächlich der Mensch. Eins entsteht aus dem andern und gründet seine Existenz auf den Untergang des andern; eins wird durch das andere zerstört und vernichtet. Aus dem Grabe der einen Welt geht eine andere neue hervor; das ist Grundgesetz der Natur! Daher lebt alles in der Welt mit einander im Streite und die Kräfte müssen sich immer an einander reiben, um in Wirksamkeit erhalten zu werden, oder sich wiederherzustellen.

Das System der Zerstörung und Auflösung herrscht in allen drey Reichen der Natur: Die

Steine und Felsen verwittern und werden durch Luft, Nässe, Eis und Frost aufgelöset und gesprengt. Im Pflanzenreiche ist alles der Verwesung unterworfen, und die 500jährige Eiche oder die 1000jährige Ceder des Libanons müssen doch endlich dem Zahne der Zeit, der an ihnen naget, unterliegen und verfaulen. Welche unermeßliche Vorräthe von Korn und Hülsenfrüchten, von Gras und Kräutern, werden nicht jährlich von Menschen und Vieh aufgezehrt und von der Natur gleich wieder ersetzt! Wie viele Millionen Bäume werden nicht alle Jahre entblättert, um den Erdboden zu düngen und den jungen Blättern und Knospen Platz zu machen. Wie viele Millionen Pflanzen und Gewächse, welche nicht perenniren, sterben alle Winter ab und werden durch ihren Saamen ersetzt! Wie viele tausend Bäume werden alle Jahre niedergehauen und zum Bauen verwandt oder verbrannt, deren Asche den Boden dünget!

Eben so ist auch das Gesetz der Zerstörung und Auflösung im Thierreiche das herrschende, wo ein immerwährender Krieg aller gegen alle herrscht. Die Existenz und Fortdauer der Thiere ist darauf berechnet und gegründet, daß sie von einander leben und sich verzehren sollen. Man kann annehmen, daß jeden Augenblick irgendwo ein Thier von einem andern zerrissen und zerfleischt wird, um desselben

Hunger zu stillen. Und welche gar nicht tröstliche Erscheinung gewährt uns vor allen andern hier der Mensch. Er hat zwar die Erde angebauet, und zu einem schicklichen Wohnplatze für sich und sein Geschlecht gemacht; aber auch von Zeit zu Zeit alles, was Menschenhände Schönes, Nützliches und Wohlthätiges in der Welt gestiftet und zu Stande gebracht haben, wieder zerstört. Wo sind die mächtigen Reiche, die herrlichen Hauptstädte der alten Welt, die schönen Kunstwerke, die wir noch in ihren Trümmern und Ueberresten bewundern, geblieben? Sind sie nicht alle ein Raub der Menschen und eine Beute der Zerstörung geworden, und wird es unsern Staaten und Kunstschätzen einmal anders ergehen? Der Zeit hätten die Werke der Baukunst aus der Vorwelt noch lange trotzen können, wenn nicht der Mensch ihr grausamer Zerstörer gewesen wäre. —

Mit dem Zahne der Zeit wetteifert der Zahn des Menschen in jeder Hinsicht. Er verzehrt und verschlinget alles, was nur einigermaaßen zu genießen ist und was er erhaschen kann. — Er verschmäht selbst den Unrath der Thiere nicht und genießt ihn als einen Leckerbissen. Der Verehrer des Dalai Lama, des tibetanischen Papstes, schnupft den Koth desselben, getrocknet und gepülvert, als den schönsten und wohlriechendsten Schnupftaback,

oder genießt ihn mit Wohlgefallen in der Suppe. — Der Hottentotte verzehrt die Läuse von seinem Kopfe mit dem größten Appetite; der Grön- und Lappländer trinkt seinen Wallfischthran mit dem größten Vergnügen. — Es ist kein noch so häßliches Thier, das der Mensch nicht verzehrt, es müßte denn giftig seyn; selbst Frösche, Maykäfer, Ratzen und Heuschrecken verschmäht er nicht und findet einen großen Wohlgeschmack daran. Ja, selbst den giftigen Schlangen schneidet er den Kopf ab, den Sitz des Giftes, und verzehrt sie ohne Schaden und Nachtheil für seine Gesundheit. Mehrere Thierarten hat er ganz und gar ausgerottet und seiner Gefräßigkeit aufgeopfert, weil sie ihm im Wege standen und ihm in seiner Nahrung und Erhaltung Abbruch thaten. Am schrecklichsten wüthet er gegen sein eigenes Geschlecht. Gegen kein anderes Geschöpf der Erde wendet er so grausame und barbarische Zerstörungsmittel an, als gegen seine Brüder, besonders im Kriege. Er dünget mit den todten Leichnamen seiner erschlagenen Mitmenschen seine Felder und freuet sich der fetten und reichen Saaten, die aus ihrer Verwesung hervorgehen. Je mehr er von seinen Brüdern in einer blutigen Schlacht erlegt hat, je größer ist seine Freude und je herrlicher sein Sieg. Er berechnet sein Glück nach der Zahl der unglücklichen Erschlagenen und

stimmt Siegeslieder nach der Schlacht an. — Ja! er verzehrt seine Gefangenen sogar. Das ist der Mensch, so lange er und wenn er seine eigentliche, seine höhere Bestimmung verkennt! In den Spiegel der Wahrheit, den ich ihm hier ohne Schmeicheley vorgehalten habe, möge er schauen, und vor dem Anblicke seiner Herabgesunkenheit, selbst unter das Thier, zurückschaudern!

Im Thierreiche lebt alles mit einander im beständigen Streite und geht darauf aus, andere zu tödten und auszurotten. Jedes Thier hat seinen natürlichen Feind, der ihm beständig nachstellt und dem es sicher über kurz oder lang zur Beute wird. Der Mensch aber, wenn das Thierische in ihm die Oberhand hat, lebt zugleich mit seinem eigenen Geschlechte im Streite, welches mit den Thieren nicht der Fall ist. Der Wilde und Barbar führt Krieg, um sich Menschenfleisch zu verschaffen, welches sein größter Leckerbissen ist. — Er bratet seine Gefangenen langsam bey gelindem Feuer, freuet sich ihrer Qualen, ist recht erfinderisch in der Kunst, seine unglücklichen Brüder zu quälen und verzehrt sie endlich mit dem besten Appetit von der Welt. — Er geht auf die Menschenjagd, wie wir Gesitteten und Gebildetseynwollenden, auf die Hasenjagd. Selbst der civilisirte Mensch, wenn er gleich nicht seine Feinde verzehrt und an ihren Knochen naget,

wie der Menschenfresser, füttert und hält doch ganze Heerden von zahmgemachten Thieren zu seinem Vergnügen und zu seiner Nahrung, um sich an ihrem Fleische zu laben und sie seiner Eßlust aufzuopfern. — Auch der cultivirt scheinende Mensch sieht es demnach als seinen Beruf an, mit andern Nationen in ewigem Kriege zu leben, sich ihres Landes und Eigenthums zu bemächtigen, seine Brüder mit kaltem Blute und Jubelgeschrey zu würgen und was sie mit vieler Mühe und durch langen Fleiß gebauet und zu Stande gebracht haben, wieder zu zerstören und einzureißen, und meynt, er habe etwas recht Großes gethan. Jede Nation hat ihren natürlichen Feind, mit dem sie in stetem Kriege und in immerwährender Feindschaft lebt; wenn auch, um sich zu erholen oder neue Kräfte zu sammeln, von Zeit zu Zeit Frieden geschlossen wird, oder ein Ruhepunkt eintritt, wo ein Stillstand im Rauben und Morden gemacht werden muß. Der Nationalhaß scheint unvertilgbar, und keine Religion und keine Zeit oder Cultur vermögen ihn ganz auszulöschen. Er endigt sich nur mit der gänzlichen Vernichtung des Feindes, das lehrt die Geschichte.

Welche Zerstörung richtet außerdem nicht das Heer von Uebeln in der Welt, Krankheiten, Kampf der Elemente, Sturmwind, Feuersbrünste, Ueber-

schwemmungen, Mißwachs, große Hitze und Kälte, Pest und Seuchen, und endlich der Tod selbst unter Menschen und Thieren an! Man kann annehmen, daß in jeder Minute des Tages im Durchschnitte mehrere Menschen mit dem Tode ringen und sterben. Alle Jahre wüthen die schrecklichsten Krankheiten, um die armen Sterblichen aufzureiben. Zu jeder Stunde seufzen irgendwo Menschen unter den herbesten Quaalen eines kranken, seiner Auflösung sich nähernden, Körpers, oder verfaulen und verwesen gar schon bey lebendigem Leibe. Man denke sich nur ein großes Feldlazareth, wo tausende unter den herbesten Schmerzen langsam ihren Geist aufgeben. — Man denke sich ein, mit Leichen, oder mit verstümmelten und noch lebenden Menschen besäetes Schlachtfeld. — Man denke sich eine volkreiche Stadt, worin die Pest wüthet oder das gelbe Fieber, worin die Straßen und öffentlichen Plätze mit todten und verweseten Leichnamen angefüllt sind, und wo es zuletzt an Händen fehlt, die Verstorbenen aus der Stadt zu schaffen und zu beerdigen. Welch ein Gräuel der Verwüstung! — Allein nicht lange dauert es, so ist im Laufe der Dinge der Schaden ersetzt und der vorigen Zeiten und der überstandenen Noth wird nicht mehr gedacht. Nach einer zerstörenden Pest, nach einem blutigen Kriege erholt sich die Menschheit wieder

und ihre Kräfte werden von neuem belebt. Eine Menge neuer Ehen werden geschlossen und mehr Knaben, als Mädchen, geboren. Eine neue Generation geht wieder hervor, stark und kräftig, wie die vorige, und freuet sich ihres Lebens und Daseyns, bis auch sie ein Raub der Zerstörung wird. —

Der Mensch, das vornehmste Geschöpf der jetzigen Erdperiode, das an die Stelle der Mammuths und Kolossen der Vorwelt getreten, ist zugleich ein sonderbares Gemisch von Weisheit und Thorheit, von Verstand und viehischer Dummheit, von Scharfsinn und Blödsinnigkeit. Er umfasst mit seinem Genie alles Begreifliche und Wissenswerthe; er misst die Bahn der Sterne und berechnet Jahrhunderte vorher schon die Rückkehr eines Kometen; er besitzt die tiefste Einsicht in der Natur der Dinge und mancher ist ein lebendiges Lexicon oder ein Gedächtnißheld. Dahingegen kann er in einigen Gegenden der Erde nicht mehr, als fünf, zählen, hat keinen Begriff von einem höchsten Wesen und erhebt sich mit seiner noch schlummernden Vernunft nicht über die Thiere des Feldes. Man denke nur an die unglücklichen Albino's, Buschbewohner, Feuerländer und Papu's, um dies bestätigt zu finden. — Auf der einen Seite hat der Mensch die größten und nützlichsten Erfindungen gemacht und alle Künste und Kräfte des Verstandes aufgeboten, um sich das

Leben so angenehm, als möglich, zu machen, oder in Wollüsten zu leben und im Vergnügen zu schwelgen. Im wilden Zustande lebt er dagegen auf das ärmlichste, sieht sich von aller Hülfe verlassen, nährt sich von Muscheln und Insekten, und verzehrt wilde Beeren und die Wurzeln wildwachsender Pflanzen. — Die Menschen stehen also auf einer ganz verschiedenen Stuffe der Kultur; und dies ist von jeher so gewesen und kann nicht anders seyn, weil sie nach und nach erst durch Anbauung ihres Verstandes aus dem wilden Naturstande in den gebildeten übergehen sollen. Der Mensch soll alles durch sich selbst seyn und alles, was er hat und weiß, sich selbst zu danken haben. Ohne Anbauung seines Verstandes, ohne den Gebrauch seiner Vernunft und Seelenkräfte bleibt er daher immer auf der niedrigen Stuffe stehen, worauf ihn die Natur gestellt hat, und erhebt sich nie weit über den thierischen Zustand. Das ist Gang und Gesetz in der Menschenwelt.

Der Mensch ist endlich, wie ungern wir es auch eingestehen mögten, ein Gemisch von Herzensgüte und teuflischer Bosheit. Er verbindet mit den liebenswürdigsten Eigenschaften die verabscheuungswürdigsten Laster, wenn er nicht durch Vernunft und Moral in Schranken gehalten wird. Er ist ein Engel des Lichts und zugleich ein eingefleischter

Teufel. Er ist die Sanftmuth selbst und dann wieder ein Wütherich und der grausamste Tyrann. Er vereinigt in sich die Natur des Lammes und die des Tigers. Jedoch versteht es sich, daß beydes nicht in einem und demselben Individuum vereinigt seyn kann. Im Socrates, Marc Aurel, Titus erscheint er als der edelste, liebenswürdigste Mensch und im Nero als der größte Bösewicht und Tyrann. Er stirbt aus Liebe für seine Mitmenschen und opfert auf der andern Seite wieder tausende von Unschuldigen seiner Wuth und Rache auf. Er verzeiht seinen unerbittlichsten, grausamsten Feinden, selbst unter den herbesten Qualen des Todes, und weiß in andern Fällen seinem Hasse, seiner Feindschaft und Verfolgungssucht keine Gränzen zu setzen. Er trinkt gierig das noch rauchende Blut seiner Feinde, reißt ihnen das zappelnde Herz aus der Brust und verzehrt es, bratet seine Gefangenen an einem gelinden Feuer, sinnet die empfindlichsten Martern aus, um sie zu quälen, schneidet ihnen ein Glied des Leibes nach dem andern ab, zwicket sie mit glühenden Eisen, reißt ihnen die Nägel von den Händen und Füßen ab und stopft sie in seine Tabackspfeife, um sie ruhig und mit Wohlbehagen aufzurauchen *).

*) Man sehe, um sich davon zu überzeugen, die Allgemeine Geschichte der Reisen zu Wasser und zu Lande.

Kurz, der Mensch ist das mitleidigste, aber auch, wenn er seine höhere Bestimmung verkennt, das grausamste Geschöpf des Erdbodens, und übertrifft hierin noch die übrigen Raubthiere, in deren Reihe er gehört und die mit ihm zugleich den Schauplatz der Welt sollen betreten haben, wie einer unsrer Naturforscher behauptet. — Der Löwe, der Tiger, der Panther und die Hyäne würgen nur, um ihren Hunger zu stillen, und hören damit auf, wenn er gestillet ist. Aber der Mensch mordet zu seinem Vergnügen und treibt es als ein Handwerk. Ein gewisser Kaiser von Fez und Marocco machte sich das sonderbare Plaisir, jedem Sclaven, der ihm den Steigbügel hielt, den Kopf herunter zu säbeln, worin er die größte Geschicklichkeit sich erworben hatte; — und man rechnet, daß er auf die Art während seines rühmlichen Lebens mehr als 40,000 Menschen die Köpfe abgeschlagen hat. — Tamerlan hatte einst die Grille, mehrere hohe Thürme aus Menschenschädeln zu erbauen; sogleich ließ er ein Ausschreiben an die volkreichsten Städte ergehen, ihm nach Verhältniß 50, 60, 70,000 Köpfe zu liefern, und Niemand war mehr seines Kopfes wegen sicher. — Chingis-Chan, der Eroberer von Indien und China, ließ sich nur durch die Vorstellungen seines menschlicher gesinneten Ministers von dem Vorsatze abbringen,

die ganze chinesische Nation abzuschlachten; weil dieser ihm begreiflich machte, daß doch so viele Millionen Menschen noch ein Ansehnliches von Steuern und Abgaben entrichten könnten. — Wem sind die Gebäude aus Menschenschädeln und die scheußlichen Opferfeste der Mexikaner unbekannt? Doch dies waren nur blinde Heiden und Mahomedaner, oder rohe Barbaren. Von gesitteten und christlichen Monarchen ist dergleichen nicht zu erwarten. Aber selbst der, welcher ein christlicher Held und gebildeter Mensch seyn und sich nennen will, findet oft dennoch ein Vergnügen an Erobern und Blutvergießen, geht kalt und gleichgültig über ein, mit todten, verstümmelten und winselnden Menschen bedecktes Schlachtfeld, wo viele tausende unter den schrecklichsten Qualen ihren Geist aufgeben, freuet sich der Menge der erschlagenen Feinde und berechnet in Gedanken den Schaden und Verlust, den er seinem Gegner zugefügt hat; wie wir davon in neuern Zeiten genug Beyspiele gehabt haben. — Scheußliches Schauspiel! Gräßlicher Anblick des Menschen, wenn er seiner höhern Würde und des schönen Gedankens, daß er göttlichen Geschlechts ist, vergißt und sich zu einem M e n s c h t h i e r e herabwürdigt!

Konnte denn aber die Welt nicht ohne Krieg und Tödten bestehen, und ist besonders der Mensch, der

dieses Geschäft treibt, nicht blos ausgeartet und entmenscht? — Sollten und müßten die Kriege und das viele Blutvergießen nicht endlich ganz aufhören, wenn das Menschengeschlecht sich immer mehr ausbildet, veredelt und humanisirt? —

Es haben diese Einwürfe einigen Schein von Wahrheit, und es muß jedes guten, edeln und vernünftigen Menschen redlicher Wunsch seyn, daß das unaufhörliche Kriegführen und Tödten unter dem Menschengeschlechte selbst endlich einmal aufhören möge, wenn es auch in der Thierwelt unter jetzigen Umständen nie aufhören kann. Aber so lange man das Gesetz der Zerstörung und der daran geknüpften Herstellung und Wiederzusammensetzung in allen drei Reichen der Natur herrschen sieht, muß man voraussetzen, daß es in der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht anders gehen könne und solle. Wovon sollten auch die Raubthiere leben, wenn sie nicht andere Thierarten verzehren dürften? Selbst der Mensch ist von der Natur halb zum Fleischessen, halb zur Verzehrung von Hülsen- und Baumfrüchten bestimmt. Denn er hat, außer den Backen- und Malmezähnen, auch Schneide- und Hunds- oder Spitzzähne erhalten, um damit das Fleisch der Thiere zu zerreißen und zu verzehren. — Sein wunderlicher Appetit nach Fleisch ist also keine Ausartung oder Unnatur, sondern wahre Natur. —

Er hat so gut, wie jedes andere Raubthier, an deren Spitze er steht, das Recht, seine Mitgeschöpfe zu verzehren und sich von ihrem Fleische zu nähren *).

Aber könnte man einwenden, wenn auch der Mensch das Recht hat, Thiere zu würgen und zu verzehren; so hat er doch kein Recht, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüthen und mit demselben Krieg zu führen. Sollte es Plan seyn, daß das Menschengeschlecht immer mit einander im Kampf und Streite liegen muß? — Es scheint beynahe, daß dem so sey und daß der Krieg in der Natur des Menschen und im gegenwärtigen Plane und Laufe der Dinge liege und seinen Grund habe.

Die Welt, wie sie gegenwärtig ist, bedarf der Kriege und Revolutionen: denn sie sind das Mittel zur Entwickelung, Bildung und Vervollkommnung unsers Geschlechts, so parador es auch scheint. — Nur durch Kampf kann der Mensch das werden, was er dermalen ist und seyn soll. Ohne beständiges Aneinanderreiben der menschlichen Kräfte würde er in Unthätigkeit und Schlaffsucht, oder in Brutalität versinken, und seine Kräfte müßten erschlaffen. Denn nur durch Uebung wird eine Kraft

*) Wer noch daran zweifelt, daß der Mensch ein Thier sey, dem empfehle ich Linnées System der Natur, Okens, Blumenbachs und Anderer Naturgeschichten nachzulesen.

erhalten und gestärkt. Durch den Krieg wird aber der Mensch gezwungen, seine Kräfte anzustrengen, sich mit andern zu verbinden, um sich zu verstärken, und auf die nöthigen Mittel zu seiner Vertheidigung zu denken. Dadurch wird er klüger, erfinderischer, stärker, muthiger, geselliger, gebildeter und gesitteter und erreicht nach und nach unter immerwährenden Kämpfen den Gipfel der Macht, der Größe, des Ruhms und der Kultur; so unglaublich dies auch anfangs scheint. Haben wir davon nicht auch in unsern Zeiten die Erfahrung gemacht? Wie viele nützliche Erfindungen haben wir nicht dem Kriege zu danken! Wie sehr sind die Köpfe der Menschen in der Religion, in den Menschenrechten, in der Toleranz und der Freyheit aufgehellet worden durch den letzten Krieg? Und sollte es nicht für die halbwilden Bewohner von Rußland und Sibirien von unendlich glücklichen Folgen seyn, daß sie mit den gebildetsten Völkern Europens näher bekannt geworden sind? — Ohne Krieg wäre der Mensch nicht, was er ist. Alle große Nationen der Erde sind davon ein Beweis und durch die Schule des Krieges gegangen. Die gebildetsten unter ihnen, die Perser, Griechen, Römer verdankten ihm ihre Größe, Macht und Ausbildung. Sie standen gerade dann auf dem Gipfel ihrer Größe und Kultur, als sie, so zu

reden, mit der ganzen Welt im Streite lebten, oder mit andern im Kriege begriffen waren und eine Eroberung nach der andern machten. Und das konnte ohne Blutvergießen und Zerstören nicht wol abgehen. Muß also nicht beydes zur Natur des gebildeten und ungebildeten Menschen gehören? —

Deswegen ist auch von jeher und so lange die Welt steht, Krieg geführt worden und das wird so fortgehen, so lange die Gesetze der Natur bestehen und so lange die Erde nicht umgeformt wird, oder ihre Geschöpfe eine andere Art und Beschaffenheit erhalten. In irgend einem Theile der Welt ist daher immer Krieg, es sey auch, wo es wolle; und wenn er in dem einem Lande aufhört, so geht er in dem andern wieder an. Einen allgemeinen Frieden hat es noch nie, weder in der Natur, noch unter den Menschen gegeben, und es ist auch dermalen nicht daran zu denken. Ein ewiger Frieden ist ein süßer Traum und gehört unter die frommen Wünsche, die nie in Erfüllung gehen. Zwar haben die jetzigen friedliebenden und edelgesinneten Monarchen Europens einen Verein mit einander geschlossen, um die künftigen unnöthigen Kriege zu vermeiden und dem vielen Blutvergießen ein Ende zu machen. Aber wie lange wird dieser Bund dauern? Was werden sich die übrigen viel größern Welttheile daran kehren? Wer bürget uns

dafür, daß nicht einmal aufs neue eine furchtbare und zahllose Horde des Orients, wie die Hunnen es waren, Europa, und Deutschland insbesondere, überschwemmen, unterjochen und in die vorige Barbarey stürzen wird? — Es geschieht nichts neues unter der Sonne.

Das System der Zerstörung, das durch die ganze Natur herrscht, hat aber auch in Verbindung mit neuen Schöpfungen wieder sein Gutes und ist weise und nothwendige Einrichtung der Welt. Nichts ist von ewiger Dauer in der Welt, und wenn es nicht durch Menschenhände zerstört wird, so unterliegt es endlich, wenn auch etwas später, dem Zahne der Zeit. Ohne vorhergegangenes Niederreißen kann auch der Grund zu etwas Neuem nicht gelegt werden. Aus der Verwesung und Auflösung geht neues Leben hervor. Auf den Untergang des Einen gründet sich der Anfang des Andern. Und so grausam es auch scheint, daß im Thierreiche ein beständiger Krieg aller gegen alle herrscht, und daß, so lange die Erde dauert und mit lebendigen Geschöpfen besetzt gewesen ist, noch nie völliger Frieden auf derselben geherrscht hat; so war diese Einrichtung doch für unsern Planeten nothwendig und gut, und ohne dies Gesetz konnte die Erde nicht bestehen. Es gibt also noch eine andere, richtigere und höhere

Ansicht vom Kriege, als die gewöhnliche. Und aus diesem Gesichtspunkte hat man ihn zu betrachten, wenn man ein richtiges Urtheil über ihn fällen und einen gewissen Plan annehmen will, wonach die Welt regiert wird. Bey aller scheinbaren Zwecklosigkeit der Kriege und Revolutionen, bey noch so großer Verwirrung und Unordnung, welche die großen Welthändel anrichten, scheint doch ein verborgener Plan der Vorsehung durch, den sie dadurch ausführen will und leuchtet der Nutzen ein, der dadurch im Ganzen und zum Besten der Welt gestiftet wird; gesetzt auch, daß einzelne Theile und Individuen dadurch leiden oder zu Grunde gehen. Der Krieg ist das Mittel, dessen sich die Vorsehung bedient, das Große und Ersprießliche, was Menschen zu Stande bringen können, zur Wirklichkeit und die Menschheit zu einer höhern Stuffe der Kultur zu erheben. Dies wird jedem Kenner der alten und neuen Geschichte und jedem aufmerksamen Beobachter der Natur deutlich einleuchten. — Es ist Plan der Vorsehung, daß das Menschengeschlecht sich durch Kriege und Revolutionen ausbilden und entwickeln soll. Dies beweisen die vielen großen Reiche und Dynastieen der alten Welt, welche ein nacheinander entstanden und wieder untergegangen sind, und auf deren Trümmern sich unsre neuen Staaten erhoben haben.

So wol in der leblosen, als beseelten Welt herrscht das Gesetz der Entwickelung, Ausbildung und Vervollkommnung, und diese Ausbildung der Erde und ihrer Gebilde geht zwar langsam, aber doch unaufhaltsam ihren Gang fort. In der Natur sind die Elemente und großen Revolutionen der Erde das Mittel und Werkzeug zur allmähligen Ausbildung und Umschaffung; besonders Vulkane und Ueberschwemmungen des Meers. In der Menschenwelt bewirken diese Umschaffung die Eroberer und Weltbezwinger. — Auch sie sind nicht unnöthig und zwecklos in der Welt, so viel Verheerungen sie auch darin anrichten. Auch sie stehen unter der Leitung Gottes und unter seinem unmittelbaren Schutze; daher auch ihre Unternehmungen nicht mißlingen. Sie sind Werkzeuge in der Hand der Vorsehung, gewisse große Plane zum Besten der Menschheit auszuführen. Und wenn sie gleich nicht selbst diesen Zweck kennen oder vor Augen haben; wenn sie gleich ihr Werk mit aller ersinnlichen Grausamkeit ausführen und eine wahre Geissel für die Menschheit sind; wenn sie gleich mehr ans Zerstören und Einreißen, als an das Wiederaufbauen denken und nur ihren Privatnutzen vor Augen haben: so schadet das doch der guten Sache im Ganzen nichts und thut ihr keinen Eintrag. Sie führen wider Wissen und Willen den Plan der Vorsehung aus,

wodurch sie wohlthätige Absichten erreichen will. Und diese sind die Erhebung des Menschengeschlechts auf eine höhere Stuffe der Bildung und Glückseligkeit. Sobald dieser Zweck erreicht ist, treten die Eroberer vom Schauplatze der Welt wieder ab und sie haben das Werk vollendet, was ihnen aufgetragen war. Das Heil künftiger Generationen, das Beste der Welt wird also durch Kriege und Revolutionen, oder durch das gewaltsame Umstoßen alter Formen und Verfassungen gegründet. Aus dem Grabe der alten Welt geht eine neue bessere hervor, bis diese gleichfalls veraltet und durch eine künftige vollkommnere ersetzt werden muß. —

Ich will dieses, was Manchem sehr anstößig seyn wird, aus der Geschichte unsers eigenen deutschen Vaterlandes beweisen und in ein helleres Licht setzen.

Wie viele Revolutionen und Umwandlungen muste Deutschland nicht durchgehen und erleiden, ehe es seine jetzige bessere Verfassung erhalten und die Höhe der Kultur, der Macht und Vollkommenheit erreichen konnte, die es nach allen diesen Stürmen erreicht hat! Dazu waren die beständigen Kriege unter den deutschen Völkern selbst und dieser wieder mit den Römern nöthig, damit die schlafenden Kräfte erweckt und gestärkt und der kriegerische Geist der Deutschen genährt wurde. Nun kamen

die Völkerwanderungen an die Reihe, wodurch unsre rohen Vorfahren mit gebildeten und gesitteten Völkern in Verbindung traten, an deren Sitten sie sich abschliffen und von denen sie den ersten Grad von Kultur erhielten. Diese wurde durch die Kreuzzüge vermehrt und vollendet, wodurch unsre Vorfahren mit den feinern und wollüstigern Genüssen und den schönen Künsten und Wissenschaften des Orients bekannt wurden; wenn gleich Millionen Menschen darüber Gesundheit, Leben und Eigenthum, die edelsten Güter, verloren. Selbst die blutigen und zerstörenden Religionskriege, die grausamsten von allen, haben den großen Nutzen gehabt, daß bessere Begriffe in der Religion, Freyheit im Denken und Schreiben, Aufklärung und eine bessere Art der Gottesverehrung dadurch bewirkt wurden. Auch der dreißigjährige Krieg, der Deutschland in eine halbe Wüsteney verwandelte und uns in der Bildung um ein Jahrhundert zurückbrachte, hatte den großen Nutzen, daß er dem Vaterlande eine neue bessere Staatsverfassung gab, die sich bis auf unsre Zeiten erhalten hat; bis endlich das alte morsche Gebäude zusammenstürzte und durch eine neue Revolution von 25 Jahren in eine neue, unsern Zeiten angemessenere Konstitution, zu einem Staatenbunde umgeschaffen wurde. —

Der letzte Krieg, den wir mit Frankreich ge-

führt haben, hat zwar uns und der Menschheit in Europa tiefe Wunden geschlagen, die noch lange bluten werden; aber seine guten Folgen sind schon jetzt sichtbar genug und werden nach hundert und mehr Jahren erst recht erkannt werden, wenn Niemand von uns mehr etwas von den Leiden empfindet, die er mit sich brachte. Es ist wol nicht zu leugnen, daß ganz Europa, und Deutschland insbesondere, dadurch einen großen Schritt in der Bildung und Aufklärung vorwärts gethan hat, so viel auch von Kunstsachen, deren Verlust unersetzlich ist, darin vernichtet und so sehr freyer Handel und aller litterarischer Verkehr dadurch gehemmt wurde. Aufhebung der Lehnsverfassung und des Feudalrechts, Abschaffung der Sclaverey und Leibeigenschaft, der Frohn- und Herrendienste und des Zehnden, Einführung landständischer Verfassungen und Stellvertreter des Volks, Verbesserung der Gerichtsverfassung, Gewissensfreyheit und freye Religionsübung, Einschränkung oder Abschaffung des Mönchswesens und der Hierarchie, eine bessere Einrichtung des Kriegswesens, Sicherung von Deutschland durch Reichs- und Gränzvestungen, Vergrößerung seiner Macht, eine neue bessere Bundesverfassung und so manche nützliche und folgenreiche Erfindung, wozu der Krieg Veranlassung gegeben, als Telegraphen, Congrevesche Racketen u. s. w. sind die Früchte die-

ses langen Völkerstreites. Und wenn auch hier und da Aberglauben, Mönchthum und Jesuiterey, Bigotterie und Mysticismus wieder ihr Haupt erheben und selbst die tolle Inquisition wieder auflebt; so sind dies alles nur die letzten Zuckungen, die vor dem gänzlichen Tode und Verschwinden des Aberglaubens vorhergehen. Ist es also noch zu leugnen, daß das Menschengeschlecht durch Kriege und Revolutionen gewinnt und ihrer zu seiner Entwickelung und Vervollkommnung bedarf? —

Beyde sind ein nothwendiges Uebel für die Welt, wie sie jetzt ist und werden vorerst nicht aufhören. Sie dürfen dieses letztere sogar nicht, wenn die Menschheit nicht in ihrer Ausbildung stille stehen oder gar wieder zurückgehen soll. Man kann sie mit gewaltsamen Corrections-Mitteln oder mit schneidenden und ätzenden Heilmitteln vergleichen. Sie sind oft eine heilsame Krisis, wodurch sich die Menschheit hilft, wenn eine tödtliche und gefährliche Krankheit sie befallen hat. Sie geben der Maschine einen neuen heilsamen Stoß, wodurch sie wieder in den Gang kommt und wodurch die stockenden Säfte des Staatskörpers verbessert werden und neues Blut den Adern zugeführt wird. Wie kurzsichtig urtheilen also die, welche den Krieg ganz aus der Welt verbannt wissen wollen, ihn blos als ein Hinderniß der Aufklärung und Kultur und des

Fortganges in Künsten und Wissenschaften ansehen, und ihm alles Unglück in der Welt zuschreiben! Sie urtheilen über den Krieg blos einseitig. Sie sehen die Sache blos aus dem engen Gesichtskreise an, woraus sie die Welt betrachten. Sie sehen nur auf ihren Privatvortheil und berechnen nur den gegenwärtigen Schaden und Verlust, den die jetzt lebende Generation dadurch erleidet; aber sie berechnen nicht die guten Folgen, die der Krieg für die Nachwelt hat. Sie ahnen nicht die geheimen Absichten und Plane, welche die Vorsehung dadurch ausführen will. Sie sind mit der Welt- und Völkergeschichte nicht bekannt und unsre gewöhnlichen Lehrbücher der Geschichte sind auch nicht geeignet, den Gewinn, den die Menschheit von Kriegen und großen Revolutionen gehabt hat, zu berechnen und ins Licht zu setzen. Sie erheben sich selten mit ihren Gedanken bis zu dem Urheber der Welt und ihrer Begebenheiten, der hauptsächlich das Wohl des Ganzen, die Veredlung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts im Auge hat. Das Glück einzelner Menschen und Oerter zu befördern oder zu sichern, ist zwar aus diesem moralischen Weltplan nicht ausgeschlossen; aber es bleibt doch immer nur ein untergeordneter Zweck, der, wenn er sich nicht mit der Erreichung des allgemeinen Besten vertragen will, zurückstehen muß.

Jedoch will ich nicht leugnen, daß künftig einmal bey einer neuen totalen Umwandlung unsers Erdkörpers, wie die war, als die Urwelt unterging und die jetzige neue Welt ans Licht trat, — der Wunsch nach einem ewigen Frieden in Erfüllung gehen könne. Die Erde hat ja schon mehr große Umwandlungen erfahren und bildet sich immer mehr aus, woran auch ihre Gebilde, besonders die Menschen, Theil nehmen. Sollte nicht einmal eine Periode eintreten, wo gewaltsame Revolutionen und Kriege nicht mehr nöthig sind zur Ausbildung des Menschengeschlechts; wo der Mensch auf einer höhern Stuffe der Bildung stehen wird und das Morden und Blutvergießen, das Menschenopfern und Menschenfressen tief unter seiner Würde stehen wird? — Dies läßt sich mit Recht von der Weisheit des Weltschöpfers erwarten, der alles stuffenweise sich zur größern Vollkommenheit erheben und aus kleinen Anfängen bis zur größten Macht und Höhe emporsteigen läßt. Wir haben ja in neuern Zeiten davon die Beweise in Händen und können uns von diesem stuffenweisen Gange der Natur in der Vervollkommnung ihrer Werke selbst überzeugen. Wenn die Mammuths und andere Kolossen der Urwelt nur lebten, um sich zu nähren, fortzupflanzen und sich unter einander aufzureiben; — so ist die Bestimmung des jetzigen Bewohners der Erde, des

Menschen, schon für höhere und edlere Zwecke berechnet. Er erhebt sich mit seiner Vernunft über das Thier und bis zu dem Urheber der Welt. Er grenzt durch seine geistige Natur schon an die vollkommnern Geschöpfe in andern bessern Welten, und macht den Uebergang zu der Geisterwelt. — Was läßt sich also nicht noch von der Zukunft und einer zukünftigen Welt erwarten, deren Daseyn sich auf den Untergang der jetzigen gründen und die aus dem Grabe der unsrigen hervorgehen wird? — Sicher wird die große fruchtbare Natur einst ein Produkt hervorbringen und sich aus den jetzigen unvollkommnern Gebilden entwickeln lassen, das noch edler, besser und vollkommner ist, als der Mensch und sein Geschlecht; das sein Glück nicht auf den Untergang seines Gleichen, oder anderer Geschöpfe gründen darf, das seine Größe nicht im Zerstören suchen und finden, und das seine wilde raubthierartige Natur ablegen und im Wohlthun und Beglücken Anderer seine eigene Glückseligkeit setzen wird. Wohl läßt sich von der Allmacht, Güte und Weisheit des großen Weltenschöpfers erwarten, daß er die Uebel, worunter die jetzige Menschheit seufzet, einst beseitigen und das, was jetzt noch zum höhern Glücke des Menschen fehlt und unmöglich zu erreichen ist, künftig einmal in Erfüllung werde gehen lassen! —

III.

Der Mensch, nach seinem wahren Charakter.

Ehe ich hier den Menschen nach seinem wahren Charakter schildere und ein treues Gemälde von seiner eigentlichen Natur und Beschaffenheit entwerfe, muß ich mich näher über die Sache erklären. Ich verstehe unter dem Menschen, von dem ich hier rede, weder den Menschen der Urwelt oder sein Vorbild, noch den künftigen Weltbewohner. Wie die Menschen der Vorwelt beschaffen und geartet gewesen, ob sie eine Stuffe höher, als wir, gestanden und eine Art Heroën waren, oder ob sie uns an Verstande, Bildung und Vollkommenheit nachstehen mußten und noch eine oder ein Paar Stuffen niedriger standen als wir; darüber wird noch gestritten. Was aber aus unserm Geschlechte einst werden wird, wenn unsere mütterliche Erde noch einmal eine solche Umkehr erleidet, als sie schon erlitten hat, und nach welcher der jetzige

Mensch zum Vorschein kam, um den Schauplatz der Welt zu betreten; das steht dahin und darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen: wenn es gleich sehr wahrscheinlich ist, daß er in der künftigen Welt- oder Erdperiode eine höhere Stuffe der Vollkommenheit und Ausbildung erreichen wird, ungeachtet er auch da immer noch Mensch bleiben muß. — Der jetzige Mensch also, nach seiner wahren Natur und Beschaffenheit und auf der Stuffe der Vollkommenheit, worauf er in der gegenwärtigen Welt steht, soll der Gegenstand meiner Betrachtung seyn.

Als die Urwelt unterging und plötzlich mit allen ihren riesenhaften Erzeugnissen, sowol leblosen, als auch lebendigen, verschwand und unter die jetzige Oberfläche der Erde begraben ward, in der auch wir einst mit allen unsern Mitgeschöpfen unser Grab finden werden; da trat eine neue Welt von Pflanzen, Thieren und Menschen hervor, deren Keime in dem neuentstandenen Boden verborgen lagen, um sich zu entwickeln und unter diesen war auch der Mensch! — Er bildete sich aus den niedern Erzeugnissen der Natur in der Vorwelt heraus, und ist wahrscheinlich das Ergebniß mehrerer Schöpfungen und Umwandlungen, die ihm vorhergingen und die sein Körper nach und nach erlitt. Er ging durch mehrere Gestalten, ehe er

die jetzige erhielt, und die Natur mußte erst mehrere Formen zerschlagen, ehe der Mensch in seine jetzige Form paßte. Die Gebilde der Urwelt waren gleichsam die Studien und Vorübungen der Natur, welche der Bildung desselben vorangingen und aus welchen endlich der jetzige Mensch, das Meisterstück der Schöpfung, hervorging! —

Der Mensch ist ein so wunderbares, künstliches, schönes und edles Geschöpf, als vorhin noch keines aus der Hand der Natur hervorgegangen war und das wir nie ganz begreifen und auslernen werden, besonders was sein geistiges Wesen betrifft. Er gränzt von der einen Seite noch an das Thier und von der andern schon an die höhern Wesen, deren Daseyn wir nur ahnen und vermuthen, und die vielleicht Bewohner der Sonnen und Fixsterne sind. Er hat zwar, wie die Thiere, einen mit Sinnen und Trieben begabten Körper und steht jenen an Schärfe der Sinneswerkzeuge und an Kunsttrieben, so wie an Stärke und Größe des Körpers sogar nach; aber er übertrifft seine niedern Mitgeschöpfe weit am Verstande und an Seelenkräften und ersetzt das, was ihm an Körperkraft abgeht, durch Klugheit und Einsicht hinlänglich. Durch seine Vernunft kann er sich die ganze Natur unterwerfen, und durch seinen Verstand unmöglich scheinende Dinge möglich machen. Man gebe mir,

sagte *Archimed*, einen vesten Standpunkt, und ich will die Welt aus ihren Angeln heben. — Noch mehr erhebt ihn seine *moralische Natur* über das Thier und macht ihn Gott ähnlich. Sie setzt ihn in den Stand, immer an Güte und Vollkommenheit zu wachsen und das höchste Ziel derselben zu erreichen. Halb ist der Mensch noch ein Thier, halb schon ein Engel. Jedoch wir wollen seine Natur und sein Wesen noch näher untersuchen und beleuchten.

Niemand wird leugnen, daß der Mensch, als Mensch, das edelste, vornehmste Geschöpf der Natur und das schönste Gebilde und Erzeugniß derselben in der jetzigen Erdperiode sey; wenn gleich nach abermaliger Umformung der Erde ein noch schöneres und edleres Geschöpf zu erwarten ist. Gleichwol bemühen sich die Theologen, nach altem Schroot und Korn, ihn als das unvollkommenste, mangelhafteste, ja als das verworfenste Geschöpf Gottes unter der Sonne darzustellen; als ein Geschöpf, das von Grund aus verderbt, durch Sünde und Laster entstellt ist, das auch sogar nicht einmal etwas Gutes durch und aus sich selbst vermag, und zuvor seine Natur ausziehen muß, wenn es den Beyfall seines Schöpfers erhalten will. — Und doch ist der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen! Welch ein Widerspruch! — Heißt das

nicht den Schöpfer selbst entehren, der ein solches fehlerhaftes, unvollkommnes Geschöpf hervorbrachte? Würde er uns nicht besser und vollkommner gemacht haben, wenn es seiner Weisheit gemäß, oder den Umständen nach möglich gewesen wäre? — Zwar ist der Mensch noch kein Engel, aber auch kein Teufel. Er konnte unmöglich in der Reihe und Stuffenfolge der Wesen, wo hinein er gehört, vollkommner seyn und werden, wenn er nicht ganz aus der Welt wegbleiben sollte. Und das würde eine Lücke in der Stuffenleiter der Geschöpfe gegeben haben. Er ist also seiner jetzigen Lage und der jetzigen Weltperiode vollkommen angemessen und darf nicht höher und nicht niedriger stehen, wenn er Mensch seyn soll. Zwar will ich ihm seine künftige größere Vollkommenheit nicht absprechen; aber diese ist ihm erst in der Zukunft und in einer bessern Welt vorbehalten. Auch soll meine Behauptung nicht zur Beschönigung des Lasters dienen, oder damit gesagt werden, daß ein großer Theil Menschen nicht gebildeter, aufgeklärter, sittlich besser und vollkommner werden könnten, wenn sie nur wollten, oder es ihnen nicht an den nöthigen Mitteln dazu fehlte. Aber immer wird doch der Mensch bey allen seinen Bemühungen Mensch bleiben und seine Natur nicht ausziehen, oder schon hier eine höhere Stuffe der Vollkommenheit erreichen können,

als ihm den Umständen nach vergönnet ist. — Unmögliche Dinge sind auch der Natur selbst nicht zu erreichen möglich.

Der Frömmling und Pietist schilt sich daher aus übertriebener Demuth, wobey aber nicht selten heimlicher Stolz zum Grunde liegt, einen Unflath, einen Madensack, einen Scheusal u. s. w. — Und doch soll der Mensch ein Kind Gottes seyn und sein Bild an sich tragen! — Ein neuer Widerspruch. — Solche Frömmlinge, welche den Menschen so tief herabsetzen, wissen und bedenken nicht, daß er eine hohe Würde an sich trägt, daß er göttlichen Geschlechts und das Göttliche, was in ihm ist, ihn der Gottheit selbst und dem höhern Wesen annähert. Der Mensch, der seine angeborne Würde fühlt, kann sich unmöglich so wegwerfen und erniedrigen. Er fühlt, daß er zu etwas höhern bestimmt ist, als die Thiere des Feldes, daß er für die Ewigkeit lebt. Und eben dieses Gefühl seiner innern, angebornen Würde wird ihn erheben und ihn vor Herabwürdigung seiner selbst, aber auch vor Schlechtigkeit bewahren.

Aus oben angeführten Ursachen, und weil der Mensch noch ein sinnliches Geschöpf ist, den sein Körper an die Erde fesselt und zum Genuß der Sinne reizt, will denn auch der strenge Ascet, der Mönch und Einsiedler, ihn ganz und gar umschaffen,

vergeistigen oder zu einem Klotz und Steine machen. Der Mensch soll seine Natur ausziehen und das mit Sinnen und Trieben begabte Geschöpf, das einen thierischen Körper bewohnt, soll ein Geist werden! Er soll sein Fleisch und seine Sinne und Begierden abtödten, seine Triebe unterdrücken, sich nur mit überirdischen Gefühlen und Freuden nähren, und nur mit himmlischen Dingen sich beschäftigen und unterhalten. Es hat Thoren unter den Christen gegeben, die ihr ganzes Leben im Gebet zubrachten und sich blos geistlichen Betrachtungen widmeten, ohne an ihren Körper und seine Pflege und Erhaltung zu denken; die zur Ehre Gottes bis zur Ohnmacht hungerten und dursteten, die ihren Leib täglich bis aufs Blut geißelten und zerfleischten, um ihn abzutödten; die sich sogar des edelsten Vorzugs des Menschen, der Sprache, enthielten, in Wüsten und Einöden flohen, oder sich in düstere Klostermauern vergruben und sich alle unschuldige Freuden des Lebens versagten. Es hat Thoren gegeben unter den Christen, welche den Unsinn so weit trieben, daß sie 20—30 Jahre lang auf einer hohen Säule standen, sich jeder Witterung Preis gaben, sich den brennenden Sonnenstrahlen in einem heißen Klima aussetzten, und nicht anders im Beten Stillstand machten, oder von ihrer Säule herabstiegen, als wenn sie die Noth trieb, ihren

Hunger und Durst zu stillen. — Man denke nur an einen Simeon Stylites und andere Säulenbewohner, an die Carthäuser-Mönche und Trappisten und an andere Wahnsinnige dieser Art. Noch jetzt gibt es unter den Indiern Thoren, die lebenslang mit untergeschlagenen Beinen sitzen, die Daumen einschlagen, so daß ihnen der Nagel durch die Hand wächst, mit unverwandten Augen auf den Nabel schauen, blos geistlichen Betrachtungen nachhängen und sich ganz dem beschaulichen Leben widmen. Der Schwärmer Matthieu Lovat, mit dem Zunamen Casale, ein Italiener, ging in seiner Verblendung so weit, daß er sich selbst im eigentlichen Verstande kreuzigte, nachdem er sich vorher entmannt hatte. — Man machte ihn zwar wieder von seinem Kreuze los, aber er starb doch nach 8 Monaten, im Jahre 1805, zu Venedig an seinen Wunden. —

Wie kann man von solchen Thoren, Frömmlingen und Heiligen erwarten, daß sie richtigere Begriffe vom Menschen haben sollen! Sie kennen weder seine Natur, noch seine Bestimmung. Sie wissen selbst nicht, was sie eigentlich sind und was sie seyn und werden sollen. Ihre Unwissenheit und Tollheit spricht sich durch ihre verkehrten Urtheile und Handlungen deutlich genug aus, und wir können die Mühe sparen, sie zu widerlegen. Sie sind

verirrte und verblendete Menschen, die den Wald vor Bäumen nicht sehen.

Aber auch gebildete Menschen, denen es sonst nicht an gesundem Verstande in andern Dingen und Vorfällen fehlt, kennen selten sich selbst und ihre eigene Natur und wahre Beschaffenheit, und haben nicht immer die rechte Ansicht von der Welt und dem Menschengeschlechte. Dem großen Haufen vollends bleibt es verborgen, was der Mensch eigentlich ist, was seine Natur und sein Wesen ausmacht, wozu er bestimmt ist, woher er entsprossen und was einst aus ihm werden wird. Nur der Philosoph, der Naturforscher und der aufgeklärte Theolog, der weiter sieht, als der große Haufe, haben hierin deutlichere Kenntnisse und bessere Einsichten. Nur eine gesunde Philosophie kann hierin einiges Licht verbreiten und unsre Schritte sicher leiten.

Der große Haufen der Menschen lebt in der Welt, ohne recht zu wissen, warum? Er folget blindlings seinen Trieben und Instinkten und treibt das, wozu ihn seine Organe und Neigungen treiben. Der Moralist predigt ihm von Tugend und Selbstbeherrschung vor; aber umsonst, er ist taub gegen seine Lehren und Ermahnungen. Er folget blindlings seinen sinnlichen Trieben und Begierden. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Man beurtheile den Menschen nur nicht nach ein=

zelnen gebildeten und gesitteten Individuen, sondern denke sich ihn im Ganzen genommen und wie er von Natur ist, und man wird dieses Urtheil nicht zu hart finden. Ja selbst die Menschen im gesitteten und verfeinerten Zustande unterliegen ihren sinnlichen Trieben noch oft, und zuweilen mehr, als die wilden und ungesitteten; nur sind ihre sinnlichen Genüsse mehr verfeinert und mehr versteckt.

Dem Menschen hänget, seiner dermaligen Natur nach, Thierisches an; und schwerlich wird er dieses, so lange der gegenwärtige Zustand fortdauert, jemals und gänzlich verleugnen können. Mag man ihn also noch so sehr vergeistigen wollen, es wird nie vollkommen gelingen. Sein Körper und seine sinnliche Natur werden ihn immer zur Erde und zur Materie herunterziehen. Auch ist dieses gar nicht wider seine gegenwärtige Bestimmung. Er ist aus der Sinnenwelt hervorgegangen und demnächst für dieselbe bestimmt. Er lebt unter lauter sinnlichen Gegenständen, und ist mit lauter körperlichen Dingen umgeben; wie kann man von ihm verlangen, daß er schon hier ganz Geist seyn und in einer künftigen geistigern Welt leben soll, davon er noch keine Idee und wovon er auch keine Organe und Sinne hat? — Der Mensch ist ein halb sinnliches und halb geistiges Wesen; deshalb gehört er beyden an, der Sinnen- und der

Geisterwelt und beyde Naturen müssen mit einander amalgamirt und in Uebereinstimmung gebracht werden, wenn er mit sich selbst im Einklange leben und seine Bestimmung erreichen soll. Und es kömmt nur darauf an, daß keine von beyden zu sehr das Uebergewicht über die andere erhalte, oder daß die höhere sittliche Natur desselben nicht von der thierischen verschlungen, oder der Mensch ganz verthiert werde. Daher muß man seiner Sinnlichkeit und körperlichen Schwäche durch Erziehung, Unterricht und Religion aufzuhelfen suchen, ohne seine Natur ganz zu unterdrücken oder ihn zu entmenschen. —

Indessen so sehr sich auch der Moralist, der Ascet oder Erzieher bemüht, den Menschen umzuschaffen; so wird er doch nie seinen Zweck ganz erreichen. Zwar hat der Mensch die herrlichsten Anlagen zur Bildung des Herzens und Verstandes. Aber nie wird er es dahin bringen, seine Natur auszuziehen, oder ein höheres geistiges Wesen zu werden. Dies ist vielleicht einer künftigen Welt vorbehalten. Seine thierische Natur wird ihn noch immer zur Erde herabziehen. Wenn auch einzelne große Geister zu etwas Höhern hinanstreben, sich mehr mit geistiger, als körperlicher, Nahrung speisen und ganz den Wissenschaften leben; das Ganze der Menschheit klebt doch immer an der Erde, ist blos sinnlich, thierisch und folgt nur seinen natür=

lichen Trieben und Neigungen. Selbst die Kultur und Civilisation, selbst die schönen Künste und Wissenschaften sind nicht im Stande, den Menschen ganz umzubilden und ihn für die Humanität zu gewinnen. Er kehrt immer wieder zu seiner Natur zurück; er ist und bleibt ein Thiermensch! — *)

Haben wir davon nicht noch in unsern Zeiten die Erfahrung gemacht? Wer hätte von den feinen, artigen und gebildeten Parisern solche Grausamkeiten, Unmenschlichkeiten und Greuel erwarten sollen, als bey der Revolution vorfielen? — Können Kannibalen und Menschenfresser wol grausamer und blutdürstiger handeln und wüthen, als sie gegen ihre Mitbürger thaten? Ist das nicht der deutlichste Beweis, daß der Mensch seine thierische Natur, sey sie auch tiger- und affenartig, nie ganz auszieht; sondern immer wieder zu derselben zurück kehrt, sobald sich dazu Veranlassung findet? —

Es ist wahr, die schönen Künste und Wissenschaften machen die Menschen sanfter und gesitteter, sie verfeinern nach Cicero's Ausdrucke die Sitten. Didicisse fideliter artes, emollit mores, nec sinit esse feros. — Aber wie wenige genießen das

*) Bey Naturkundigen brauche ich mich wegen dieser Behauptung nicht zu rechtfertigen; bey ihnen ist es allgemein angenommene Wahrheit, daß der Mensch ein Thier ist, und daß die Thiere seine Halbbrüder sind. —

Glück, durch die Wissenschaften gebildet und verfeinert werden zu können! Der große Haufe bleibt roh, ungesittet und ungebildet. Die Philosophen und Moralisten verbreiten in ihren Schriften und auf ihren Lehrstühlen die edelsten, schönsten, vernünftigsten und wohlthätigsten Lehren und Wahrheiten. Sie lehren die erhabenste Sittenlehre für das Volk. Sie thun heilsame Vorschläge zum Besten des Staats und bringen nützliche Gesetze in Vorschlag. Aber ach! zu oft predigen sie in der Wüste vor tauben Ohren! Die Wissenschaft überhaupt ist meistens in Büchern vergraben und geht selten ins gemeine Leben über. Auch ist ein großer Unterschied unter Wissen und Thun. Der große Haufen handelt blos nach Trieben und Einfällen, ohne seine Vernunft zu Rathe zu ziehen. Auch besitzt er zu wenig Bildung des Verstandes, um vernünftig und weise zu handeln. Oft treiben ihn auch die Noth und die Umstände, seiner bessern Erkenntniß und seinem Gewissen zuwider zu handeln. Der Geizige sinnet Tag und Nacht darauf, seinen Schatz zu vermehren und verschmähet selbst unerlaubte Mittel nicht, wenn er nur seinen Zweck erreichen kann. Der Verschwender wendet alles, was er gewinnen und erwerben kann, dazu an, seinen Bauch zu mästen oder seine ungezügelte Begierde, großen Aufwand zu machen und der Ueppigkeit zu fröhnen, zu

befriedigen. Das Kniffgenie bildet sein Diebsorgan aus, so wie der Wollüstling sein eminentes Organ des Geschlechtstriebes, ohne sich um die Folgen zu bekümmern. Die Buhlerin übt ihre Buhlerkünste und ist sich darin allenthalben gleich, in Aegypten so gut, wie in London und Paris, in Circassien so gut, wie in Otaheite. — Das Handelsgenie cultivirt sein Handelstalent und macht oft zum großen Verderben seiner armen Mitmenschen eigennützige Spekulationen; der Krieger und Eroberer folgt seinem Triebe, sich herumzuschlagen und zu erobern; so, wie der Räuber seiner Begierde, zu rauben und zu morden, folgt. So gewaltig herrscht vielfach die niedere Natur und empört sich gegen das Höhere und Höchste! —

Zwar soll hier die Religion zu Hülfe kommen und den Menschen bessern; auch ist ihre Kraft und Wirkung bey Vielen nicht zu verkennen, und Niemand kann sich mit seinem Unvermögen entschuldigen. Das Christenthum soll den Menschen zu einer höhern Stuffe der Vollkommenheit und Moralität erheben und ihn zur Humanität bilden. Aber bey wie Wenigen wird diese Absicht erreicht! Wie viele bekümmern sich gar nicht um die Religion, oder ihre heilsamen Lehren und Warnungen gleiten an ihren Ohren vorbey, ohne den geringsten Eindruck auf ihr Herz zu machen! Die Sinn=

lichkeit behält immer bey dem Menschen die Oberhand, oder er tröstet sich mit dem Glauben an ein fremdes Verdienst, das er sich zurechnet; oder er will durch äußerliche gute Werke wieder gut machen, was er durch seine Leidenschaften und Begierden verdorben hat, oder er erkauft sich gar die Freyheit zu sündigen durch Geld. — Selbst unter Christen sieht man daher oft wenig Wirkung von der Religion und es fehlt auch in unsern gesitteten, aufgeklärten und gebildeten Zeiten und unter solchen Menschen, die sich rechtgläubige Christen nennen, nicht àn rohen, wilden und grausamen Naturmenschen. Man denke nur an den letzten Krieg in der Vendee, an die vielen tausend Schlachtopfer, welche unter der Guillotine fielen, an die Massakren, Noyaden und Füsilladen in Frankreich, an die blutigen Auftritte in Lyon, Saragossa, Ismail, an die Greuelscenen von Lübeck, Hamburg, Oldenburg u. s. w. und man wird eingestehen müssen, daß der Mensch ein Thier ist und seine Natur nie ganz auszieht. —

Der griechische Philosoph, Plato, definirte den Menschen so: er sey ein zweybeiniges Geschöpf ohne Federn; — besser könnte man sagen, er sey ein raubthierartiges Geschöpf, ohne Schuppen und Pelzwerk. — Das Wilde und Grausame liegt tief in seiner Natur verborgen und ist ihm eigen, wie

man schon an kleinen Kindern gewahr wird, die ein Vergnügen daran finden, unschuldige Thiere zu martern und zu quälen. Der Mensch ist von Natur eine Art Raubthier, und zwar das gefräßigste, wildeste und grausamste. Die übrigen Thiere seiner Art rauben und morden nie aus Lust oder zum Vergnügen, oder ohne Noth; sondern nur um ihren Hunger zu stillen und sobald dieser gestillet ist, hört ihre Wuth auf. Aber der Mensch, besonders der Eroberer, mordet zu seinem Vergnügen und macht das Morden zu seinem Handwerke. Ich will mich hier, um dies zu beweisen, nicht auf die wilden Barbaren berufen, die oft blos Krieg anfangen, um Menschenfleisch sich zu verschaffen, oder um ihre Gefangenen als Sclaven zu verkaufen, oder um sie zu mästen, zu braten und zu verzehren. Ich will hier nicht von ihren barbarischen Gewohnheiten reden, ihre Erschlagenen oder noch lebenden Feinde zu scalpiren, oder ihnen, ehe sie sie tödten, die unerhörtesten Martern anzuthun, ein Glied nach dem andern ihnen abzuschneiden, sie mit glühenden Eisen zu zwicken, und sie an einem langsamen Feuer zu braten. Vor solchen Grausamkeiten schaudert die Menschheit! Nein, ich will hier nur an die Kriege und Eroberungen unter gesitteten Nationen, selbst unter Christen, an die Pariser Bluthochzeit, an die Sicilianische Vesper, an die Religionsver-

folgungen der Huguenotten und Waldenser in Frankreich und den Niederlanden, an die Inquisitionsgerichte in Spanien und Amerika, an die Eroberung der neuen Welt und die Ausrottung einer ganzen, gutmüthigen, unschuldigen und gesitteten Nation in diesem Welttheile durch die Spanier erinnern. Die Spanier gebrauchten sogar große Hunde dazu, um die wehrlosen Indier anzufallen, niederzureißen und zu zerfleischen. Sie richteten durch das Feuergewehr, das jenen noch gänzlich unbekannt war, die schrecklichste Niederlage unter ihnen an und opferten ihrer Raubsucht und Geldgier eine ganze Nation auf, die keinen andern Fehler hatte, als daß sie Gold besaß. —

Der Großinquisitor von Spanien, der grausame Torquemada, ließ binnen 18 Jahren 10,220 unschuldige Schlachtopfer der Inquisition lebendig verbrennen, und 6860 im Bildniß, und 97,321 mit Infamie, Confiscation der Güter ꝛc. belegen. — Die Spanier kennen kein größeres Vergnügen, als das grausame Stiergefecht, wobey fast jedesmal mehrere Pferde und Menschen zu Tode kommen, oder schwer verwundet werden. Selbst der gutmüthige Wiener findet sein Vergnügen an der Thierhatz. — Und was ist die Parforce-Jagd anders, als ein grausames Vergnügen, das den Menschen selbst zum Raubthiere macht? Wie schreck-

lich waren nicht ehemals die Leibes- und Todesstrafen bey uns, das Rädern, Viertheilen, Zerreißen, Durchsägen, bey den Beinen aufhängen u. s. w. Und wie lange ist es denn, daß das Spießruthenlaufen bey dem Militär abgeschafft, und daß die schreckliche Tortur abgekommen ist? —

Was soll ich aber von den andern, nicht christlichen Nationen, den Mahomedanern und Heiden sagen? Kann man von ihnen wol mehr Menschlichkeit erwarten? Ist nicht bey ihnen das Kopfabschneiden, das Augen- und Zungenausreißen, das Spießen und Erdrosseln an der Tagesordnung? — Selbst die edlen Römer verleugneten ihre raubthierartige Natur nicht. Ich will nicht davon sagen, daß sie das herrliche Carthago ohne Ursache, blos aus Neid und Eifersucht, zerstörten, weil es mit Rom an Macht wetteiferte; oder davon, daß sie die ganze damals bekannte Welt eroberten und ihrer Raubgier aufopferten. Auch selbst im Frieden und unter den Freuden der Tafel genossen sie das grausame Vergnügen, Menschen morden zu sehen. — Sie mästeten viele tausend Paare von Sclaven, um das grausame Vergnügen zu genießen, daß sich diese Unglücklichen während des Gastmahls zerfleischten und erstachen, oder in den Amphitheatern mit wilden Thieren kämpften. Andere mußten ihren grausamen Herren bey ihrem Tode

in die andere Welt folgen, und je mehr Paare von Sclaven bey einem öffentlichen Begräbnisse mit einander auf Leben und Tod kämpften und ihrem Herrn aufgeopfert wurden, je größer war die Ehre.

Was den Krieg und die damit verbundenen Grausamkeiten und blutigen Auftritte betrifft, sofern auch diese Betrachtungen zur Charakterisirung des dermaligen Menschengeschlechts gehören, so ist schon oben davon gehandelt worden. Jedoch will ich, um das, was ich hier von dem Menschen überhaupt und von seiner thierischen Wildheit und Natur gesagt habe, zu bestätigen, noch einige Anekdoten von großen Eroberern, die doch zugleich gute Menschen waren, anführen, welche die Sache noch mehr ins Licht setzen *).

Harun al Raschid, der edle Freund und Zeitgenosse von Carl dem Großen, mit dem er auch viel Aehnlichkeit hatte, besaß einen Vezier, vom Stamme der Barmeziden, Namens Giaffar. Dieser, ein Freund der Musen und der vertraute Freund Haruns zugleich, verliebte sich in dessen Schwester. Beyde speiseten mit dem Kalifen wider die sonstige Gewohnheit täglich an Einer Tafel. Abassa war eine liebenswürdige Prinzessin, und

---

*) Man kann hierüber nachlesen die Allgemeine Weltgeschichte von Guthrie und Grey u. s. w.

faßte gleichfalls gegen Giaffar die innigste Zuneigung. Harun, dem dies nicht verborgen bleiben konnte, beschloß, erstern zu seinem Schwager zu erheben und so die zu Gatten zu machen, die er vorher beynahe gezwungen hätte, Liebende zu werden. Aber der Eigensinn Haruns wollte dies nur unter Einer Bedingung thun, man weiß nicht, aus welchem Grunde. Du sollst, sprach er zu Giaffar, der Gemahl meiner Schwester werden, aber nur unter der Bedingung, daß du mit ihr blos als Bruder lebst, nicht anders, als ich mit ihr lebe. — Jede Uebertretung dieses Gebots löst unsere Freundschaft auf und macht mich zu deinem unversöhnlichsten Feinde. — Und Harun hielt Wort. Das Versprechen wurde an Seiten Giaffars, wie man voraus sehen konnte, nicht erfüllt. Ein Kind war die Frucht der Liebe und des heimlichen Umgangs, den beyde zusammen außerhalb dem Pallaste führten. — Harun hatte nicht sobald durch Spione und Verräther diesen Ungehorsam gegen sein unnatürliches Verbot erfahren, als schon sein Zorn und seine Rachsucht schrecklich erwachten. Er überraschte verkleidet das liebende Paar in einem Privathause, des Abends, als sie eben daselbst eine Zusammenkunft hatten, um sich ihres Kindes, der süßen Frucht ihrer gegenseitigen Liebe, zu freuen. Das Kind wurde aus den Armen der zärtlichen Mutter

gerissen. Harun konnte durch nichts zur Verzeihung seines Schwagers, der immer auch zugleich sein Freund gewesen war, bewogen werden. Um nicht erweicht zu werden, eilte er mit Giaffars Hinrichtung. Ein Schwerdtstreich machte seinem Leben ein Ende. — Abassas Hinrichtung war noch grausamer. Sie ward in einen Brunnen gestürzt. — Ueber des Kindes Schicksal, welches seinen Eltern den Tod zugezogen hatte, ist man ungewiß. — Doch an allem dem hatte der grausame Kalif noch nicht genug. Er ließ auch, wie es hieß, aus politischen Gründen, und um seinen Verbrechen einen bessern Anstrich zu geben, die ganze Familie der Barmeziden hinrichten; vielleicht um nicht durch den Anblick eines dieser Unglücklichen an seine Schandthat erinnert zu werden. Aber er ward dafür eine Beute der Gewissensbisse und schrecklichen Visionen *).

Man lieset im Leben Tamerlans, dieses wilden Kriegers, daß er, als er gegen die circassischen Mammelucken aus Aegypten zu Felde zog, in einem von den Thälern des Berges Libanon Halt machte, die schwierigsten Fußstege erkletterte, und als er, der rohe Tartar, auf der Höhe ankam, am Fuße der heiligen Cedern, einen Tag und eine Nacht im Gebete zubrachte. — So wenig dieser

*) Der Freymüthige vom Jahre 1808. Dec. S. 981.

wilde Krieger auch die Christen leiden mogte, wurde er doch erschüttert, als er die Frömmigkeit und Bescheidenheit der dortigen Einsiedler sahe, die mit zur Erde gehefteten Blicken, als Männer, die todt für die Welt sind, und die ein solcher Besuch keinesweges auf ihrer Laufbahn und in ihren religiösen Uebungen stören konnte, ihn empfingen. Der Besieger des Bajazeth wurde von dieser, für ihn so neuen, Scene unwillkührlich überrascht. — Er gab deshalb auch den Mönchen viele Beweise seiner Achtung, wohnte ihren frommen Uebungen und Gebräuchen bey, und verschwendete alle nur ersinnliche Lobeserhebungen an sie *).

Und dieser Tamerlan konnte den von ihm bezwungenen und gefangenen türkischen Sultan Bajazeth in einen eisernen Käfig sperren, ihn allenthalben zur Schau mit sich herumführen, ihm alle ersinnliche Kränkungen anthun und ihn zu Tode quälen. — Dieser andächtige Eroberer konnte Millionen Menschen seiner wilden Raubgier aufopfern; konnte, um seine Laune zu befriedigen und weil es ihm Vergnügen machte, mehrere hohe Thürme von Menschenschädeln aufführen lassen, wozu die größten und volkreichsten Städte seines weitläuftigen Gebiets contribuiren mußten. —

*) Der Freymüthige vom Jahre 1809. Jan. S. 58.

Was bedarf es noch mehrerer Beweise, daß der Mensch die Natur des Raubthiers hat? Man sage nicht, daß dies Barbaren und Unchristen, Asiaten und wilde Tartarn waren. Hat es denn nicht auch unter christlichen Helden und Monarchen solche Barbaren und Wüthriche gegeben? Man denke nur an die sicilianische Vesper und an die Pariser Bluthochzeit. Man denke nur an König Carl IX. von Frankreich und an seine grausame Mutter, Catharine, aus dem Hause Medices, bey Verfolgung der unschuldigen Huguenotten. Wurde der verdiente Admiral, der ehrwürdige Greis, Collignу, nicht auf seinen Befehl im Bette ermordet? Schoß er nicht selbst aus den Fenstern seines Schlosses nach diesen unglücklichen Schlachtopfern einer fanatischen Wuth? Wurden nicht in Einer Nacht 10,000 dieser Unglücklichen erwürget, die weiter nichts verbrochen hatten, als daß sie eine vernünftigere Religion bekannten, wie ihre altgläubigen Mitbrüder? — Und hat nicht die neueste Geschichte von Frankreich ähnliche Wüthriche und Unmenschen aufgestellt? Man denke nur an einen Robespierre, Jourdan, den Kopfabschneider, Marat, Santerre, Barrere, Danton, Barras und viele andere Revolutions-Männer. Selbst Bonaparte konnte in Syrien die armen gefangenen Türken niederschießen und die Kranken

in den Hospitälern vergiften lassen, um sich ihrer zu entledigen. Er verglich, in seiner Art zu spaßen, die vielen tausend Unglücklichen, welche in der Beresina ihren Tod fanden und durch ihre Menge den Strom aufhielten, mit den Fröschen in einem Teiche. — Er kannte kein größeres Vergnügen, als wenn er nach einer geendigten Schlacht auf dem Schlachtfelde herumreiten und seine Augen an der Menge der Verwundeten und Erschlagenen weiden konnte.

Freylich kann man solche unnatürliche Rache und Wuth, solche unmenschliche Grausamkeit nicht dem ganzen Menschengeschlechte Schuld geben. Solche Wüthriche sind Gottlob! nur Ausnahmen von der Regel. Aber wer wüßte, wenn der Pöbel und große Haufe der Menschen nur mehr Freyheit und Gelegenheit hätte zu Ausschweifungen dieser Art, ob nicht öfter solche blutige Auftritte, als in Frankreich, vorfallen würden? Man denke nur an die Bauern- und Hussitenkriege. Welche Greuel wurden darin nicht verübt! — Zwar hat es auf der andern Seite auch die sanftesten, besten, gutmüthigsten, friedliebendsten Menschen, die edelsten Menschenfreunde gegeben, welche keine noch so arge Xantippe aus ihrem Gleichmuthe bringen, kein noch so grausamer Tyrann aufbringen, oder zur Rache verleiten konnte. Allein die Mehrheit wird doch

immer zur Rache, Wildheit und Grausamkeit geneigt seyn und bleiben.

Der gute Ludewig XVI. ließ sich nicht zur Rache gegen seine unversöhnlichen und grausamen Feinde, die ihn auf das Schaffot brachten, verleiten. Nein, er vergab ihnen und betete sogar noch für sie zu Gott. — Er wünschte, als ihm das Todesurtheil angekündigt wurde, daß sein Tod endlich sein gegen ihn aufgebrachtes Volk mit ihm aussöhnen, den Zorn besänftigen und die Rache befriedigen möchte. Er verzieh in seinem schönen Testamente allen seinen Feinden und wünschte ihnen und seinem undankbaren Vaterlande das beste und dauerhafteste Glück. — Der edle Howard opferte der bedrängten Menschheit Gesundheit und Leben auf, besuchte alle Gefängnisse und Hospitäler, wandte sein ganzes Vermögen dazu an, um die Gefängnisse zu verbessern und den Unglücklichen, die darin schmachteten, Trost, Unterstützung und Erleichterung ihres traurigen Schicksals zu verschaffen. — Auch Rumford, der Erfinder der rumfordschen Suppen, kann zu solchen Menschenfreunden und Wohlthätern der Menschheit gerechnet werden. — Ein Socrates, Jesus, Paulus, Huß, Luther, Zwingli und andere, starben sogar um der Wahrheit willen und um ihre Brüder auf den Weg der Tugend zu leiten. Allein dergleichen Exempel

von edlen, großen Menschen sind selten und können der Wahrheit, die ich vorgetragen habe, keinen Abbruch thun.

Ja selbst die edelsten, besten Monarchen verleugneten doch ihre kriegerische Natur nicht. Carl XII. König von Schweden, als Privatmann und im gemeinen Leben ein so humaner, herablassender und gnädiger Fürst, lebte und webte im Kriege und in Schlachten. Sogar, wenn er in seinem Zimmer allein war, ahmte er das Trommeln und Schießen und das Getümmel der Schlacht nach; er trommelte mit den Fingern und knallte mit dem Munde. Schießen und Hauen war sein Element. Er verwickelte deshalb ganz Europa in Krieg und starb in seinem Berufe.

Obgleich der Marschall Moritz von Sachsen nicht eigentlich blutdürstig oder gefühllos war, vielmehr die sanftern Gefühle der Menschlichkeit ihn sehr innig durchdrangen; so sagte er doch am Abend der blutigen Schlacht bey Malplaquet, worin er sich durch seinen Muth und seine Unerschrockenheit ganz besonders die Achtung von Freund und Feind erwarb: „er könne sich nicht erinnern, daß er einen fröhlichern Tag in seinem Leben gehabt habe." — Er hatte nemlich an demselben zuerst die volle Kraft seines Geistes empfunden und die Ueberzeugung erhalten, daß etwas mehr, als Gewöhnliches, in

ihm wohne. — Friedrich, der Große, konnte nie ohne die tiefste Rührung ein Adagio hören, welches sein Kapellmeister Graun zu der Oper Demofonte componirt hatte. Um dieser Rührung zu entgehen, ließ er bey den folgenden Vorstellungen die Hassensche Composition singen. — Er war, wie bekannt ist, der gefühlvolleste Mensch, der zärtlichste Freund und Bruder, der gütigste, sanfteste, gerechteste und mitleidigste Herr und Regent. Und doch konnte dieser große Menschenfreund, dieser so tief fühlende, menschlich gesinnete Fürst, eine Million Menschen durch seine Kriege und Eroberungen unglücklich machen und hunderttausende seiner getreuen Unterthanen, die ihn anbeteten und sich für ihn aufopferten, auf die Schlachtbank liefern. — Um einen fremden großen General, der sich in seinem Gefolge befand, von dem Muthe und der Unerschrockenheit seiner Soldaten zu überzeugen, ließ er einst die Batterien der Oesterreicher angreifen, und 3,000 seiner besten Grenadiere lagen zu Boden gestreckt! —

Was bedürfen wir weiter Zeugniß, daß der Mensch immer Mensch bleibt, halb Thier und halb Engel ist, und seine Natur nicht ausziehen kann. Naturam expellas furca tamen usque recurret! —

IV.

Ist ein allmähliges Fortschreiten der Menschheit zum Bessern zu hoffen oder nicht?

Diese für die Menschheit so wichtige Frage: ob es für uns besser werde oder sich verschlimmere, oder ob die Welt, nachdem es mit ihr besser geworden, immer in ihr altes Gleis und zum Schlimmern wieder zurückkehre? ist schon oft aufgeworfen worden, und es wird noch immer dafür und dawider gestritten. Einige unsrer Philosophen wollen behaupten, es herrsche kein bestimmter Plan in der Vervollkommnung des Menschengeschlechts; Gutes und Böses, Tugenden und Laster, Aufklärung und Verfinsterung des Verstandes wechselten immer mit einander ab und wogeten gleichsam, wie die Wellen im Meere. Es herrsche in der Welt ein gewisser Kreislauf, eine stete Umdrehung um denselben Punkt, und man könne kein wirkliches Fortschreiten zum Bessern wahrnehmen. Denn wenn es auch zu Zeiten mit dem Menschen besser zu werden schiene,

wenn auch die Fackel der Aufklärung über dies und jenes Volk, das zeither in Aberglauben versunken war, ihr Licht verbreite; so könne man doch nie für die Dauer dieses Glückes bürgen und man sähe hier und da die Menschheit wieder in Laster und Dummheit versinken. —

„Was die Vorstellung eines Cirkellaufes des menschlichen Geschlechts betrifft," sagt Conz in seinen Rhapsodieen moralischen und religiösen Inhalts, „und einer steten Umdrehung um denselben Punkt; so ist nicht zu leugnen, daß man auf dem Wege der Erfahrung und Geschichte leicht in Versuchung gerathen kann, dieser Meynung beyzutreten. Man findet hier ein beständig wechselndes Steigen und Sinken. Tugenden und Laster kommen und verschwinden. Es ist die ewige Wiederkehr des Bessern und Schlimmern." —

Um sich hiervon eine recht lebhafte Vorstellung zu machen, denke man sich nur die Völker der alten Welt, bey denen die schönen Künste und Wissenschaften ehedem im vollen Flore standen, und vergleiche ihren damaligen Zustand mit dem jetzigen. Wie wenig sieht das jetzige Aegypten dem ehemaligen gleich, wo eine der berühmtesten philosophischen Schulen, die Alexandrinische, blühete und dessen Hauptstadt, Alexandrien, die größte Bibliothek der Welt besaß, mit deren herrlichen Manu=

scripten die Saracenen vier Monate hindurch ihre Bäder heitzten! — Das gebildete Griechenland, dem Europa seine jetzige Kultur verdankt, wo jeder geringe Ort so viele Kunstschätze besaß, als jetzt kaum ganze Länder sich zu besitzen rühmen können, woraus die Römer ganze Schiffsladungen von Bildsäulen wegführen konnten, ohne daß man eben einen Mangel daran verspürt hätte; wie tief ist es gesunken! — Da, wo vordem Athen, die allgemeine Schule der alten Welt, blühete, und sein Licht über die Erde verbreitete, steht jetzt kaum noch ein elendes Dorf. Von allen seinen Prachtgebäuden und Kunstwerken sieht man nichts mehr, als einige traurige Ueberreste. Wer sollte glauben, wenn man es nicht wüßte, daß dies, durch das eiserne Joch des Despotismus und der Barbarey entehrte und niedergebeugte, Land, dem die Musen ehedem so hold waren, einst so große Männer, einen Socrates, Plato, Xenophon, Homer, Thucydides, Herodot, Aristoteles, Themistocles, Alcibiades u. s. w. hervorgebracht habe? Eben dieses Schicksal hatten auch früher schon Babylon, Persepolis, Palmyra und später noch Syracus, Carthago, Rom und Constantinopel. Man sieht daraus, wie unbeständig das Glück der Völker, wie unsicher ihr Schicksal und wie abwechselnd ihr Zustand ist! Eine einzige große Revolution, eine Ue-

berschwemmung von wilden und barbarischen Völkern, können alles, was Jahrhunderte Gutes hervorgebracht und mit Mühe gebauet haben, wieder einreißen und umstürzen. Können wir spätern Nachkommen auf ein besseres Schicksal hoffen? Können wir uns nicht vielmehr das Prognosticon stellen, daß auch Deutschland, wo jetzt die gründlichste und weitumfassendste Gelehrsamkeit in allen Fächern herrscht, einst von einem nordischen Volke unterjocht und seinem Untergange nahe gebracht werden wird?

Andere Philosophen und Denker wollen dagegen einen Fortgang vom Schlechtern zum Bessern annehmen. Sie wollen einen gewissen Plan der Vorsehung gewahr werden, der bey der Bildung des Menschengeschlechts zum Grunde liegen soll, nach welchem dieses immer zum Bessern fortschreitet. Sie glauben mit Recht an einen moralischen Weltplan des Schöpfers. Zu diesen gehören auch Kant, Fichte, Sintenis u. a. m. „Man befrage, sagt Fichte in seiner Bestimmung des Menschen, die Geschichte, in welchem Zeitpunkte die vorhandene Bildung am weitesten ausgebreitet und unter den mehrsten Einzelnen vertheilt gewesen ist; und man wird ohne Zweifel finden, daß, vom Anfange der Geschichte an, bis auf unsre Tage, die wenigen lichten Punkte der Kultur sich von ihrem Mittelpunkte aus erweitert und einen Ein-

zelnen nach dem andern, und ein Volk nach dem andern ergriffen haben, und daß diese weitere Verbreitung der Bildung unter unsern Augen fortdaure."

Und wenn man nicht behaupten will, daß die Welt ohne allen Plan hervorgebracht sey, oder wenn man eine Vorsehung annimmt, die alles lenket; so muß man auch ein Fortschreiten vom Schlechtern zum Bessern zugeben. Denn sonst wäre ja alles in der Welt ohne Zweck und Bestimmung, ein Gemisch von Guten und Bösen, ein verwirrtes Chaos. Dies läßt sich, ohne ein Gottesleugner zu seyn, nicht annehmen.

„Es muß also, wie Conz sagt, vorerst die Meynung gepfrüft werden, ob es als möglich könne gedacht werden, daß die Welt stets vom Schlimmern nur ins Schlimmere falle, oder daß sie sich blos in einem ewigen Kreislauf drehe, daß am Rade der Zeit bald das Gute, bald das Böse oben stehe, daß sich Thorheit und Laster, Anfänge der Tugend und Weisheit, und Zurückwälzungen ins alte gewohnte Schlimmere ewig ablösen und wiederholen, und an keinen großen stetigen Fortgang nach einem unverrückbar gestellten, von der Vernunft schon gesetzten Ziele der Vollkommenheit, dem die Menschheit durch alle ihre Verirrungen, vielleicht als einer Schule der Witzigung, wenn sie Zweck und Werth haben soll, — wie ihre Freunde und Vertheidiger

glauben, ins Unendliche hin entgegengeführt werden soll, überall nicht zu denken sey."

Ich will noch einmal versuchen, ungeachtet es schon von Mehrern geschehen ist, ob ich die Sache nicht etwas besser aufhellen und beyde Partheyen miteinander vergleichen könne. Vielleicht strahlet uns am Ende dieser Betrachtung ein heller Schimmer von Hoffnung durch die dunkle Nacht der Zukunft entgegen, daß, wenn auch erst nach Aeonen von Jahren, oder nach dem Untergange der jetzigen Welt und nach dem Entstehen eines neuen Menschengeschlechts, — es mit uns besser werden wird.

Auf gewisse Weise haben beyde Theile Recht, sowol die, welche ein immerwährendes Steigen und Fallen, ein beständiges Wogen des Vollkommnen und Unvollkommnen, des Guten und Bösen, der Aufklärung und der Finsterniß, als auch die, welche ein beständiges Fortschreiten des Menschen zum Bessern und Vollkommnern annehmen. Der Fehler liegt nur darin, daß man das Einzelne nicht vom Ganzen getrennt, und daß man keinen Unterschied unter einzelnen kurzen Zeiträumen und der Zeit im Ganzen genommen gemacht hat. Im Einzelnen geht freylich, wie Erfahrung und Geschichte lehren, das Menschengeschlecht von Zeit zu Zeit wieder in der Aufklärung und Bildung zurück, d. h. diese und jene Nation, welche eine Zeitlang blühete

und unter die aufgeklärten und gebildeten Völker der Erde gerechnet wurde, sinkt von ihrer Höhe wieder herab, auf der sie einige Zeit hindurch stand. Aber im Ganzen genommen geht die Bildung des Menschengeschlechts doch ihren Gang ununterbrochen fort. Denn Ein Volk des Erdbodens macht ja nicht das Ganze aus, und das Fortschreiten zum Bessern ist nicht an eine gewisse Zeit und an ein gewisses Land gebunden.

Einzelne Staaten stellen uns das traurige Schauspiel von Steigen und Fallen, von Blühen und Verblühen, von Kultur und Verfall der Wissenschaften dar. Und das ist vom Anfange der Welt an so gewesen. Denn alles nimmt einen Anfang und eilt seinem Ende zu; nichts ist hier von Dauer und Bestande. Welche von den uns bekannten Nationen der Erde hat nicht ihre Zeit der Blüthe und des Absterbens gehabt? Die Völker Asiens, bey denen das Licht der Religion und der Wissenschaften zuerst aufging, die Indier, Perser, Syrer, Araber und Chaldäer, wie sehr sind sie von ihrer Höhe herabgesunken! Die gebildeten, verfeinerten, aufgeklärten Griechen, die mächtigen Römer, wie wenig haben sie sich auf ihrer Höhe zu erhalten gewußt! Wird es uns Deutschen, Franzosen, Engländern und andern Völkern von Europa, welche jetzt zu den gebildetsten gehören, einmal

besser ergehen? Wird nicht auch für uns einmal die Zeit des Sinkens kommen, wie die Zeit des Steigens gekommen ist? Tritt nicht schon hier und da dieser Fall ein? Kann die Unterdrückung der Aufklärung etwas anders, als die Lähmung der geistigen und körperlichen Kräfte, Rückgang zum Schlimmern, zur Folge haben? —

Allein man verzweifle deshalb nicht an dem Wohle der Menschheit und ihrem Fortgange zum Bessern. Europa und seine Völker sind ja nicht die ganze Welt und unser Volk macht nicht das ganze Menschengeschlecht aus. Wenn auch bey uns das Licht der Wissenschaften und die Aufklärung verlischt und untergeht; so geht beydes dagegen in andern Ländern und Welttheilen wieder auf. Ja die Künste und Wissenschaften, die bey uns jetzt zu einer gewissen Höhe gebracht sind, können und werden anderswo noch um mehrere Grade höher steigen. Das Menschengeschlecht wird also im Ganzen an Bildung und Vervollkommnung wachsen, wenn gleich dieses nicht immer auf einem und demselben Punkte geschieht oder darauf eingeschränkt ist. Es richtet sich diese Vervollkommnung nach Zeit und Umständen. —

Hieraus ergibt sich, daß ein Fortgang zum Bessern, wo nicht im Einzelnen, so doch im Ganzen wirklich Statt findet. Das Fortschreiten ein=

zelner Völker zum Vollkommnern ist zwar nicht permanent und bleibend, sondern abwechselnd; die Kultur geht von einem Volke zum andern über. Aber die Menschheit im Ganzen gewinnet doch dabey und geht nicht wieder zurück, sondern immer vorwärts. Wir haben davon an unsern Zeiten und Völkern das deutlichste Beyspiel. Mit dem Untergange des römischen Reiches durch die nordischen Barbaren schien alle Kultur auf immer aus der Welt verschwunden zu seyn. Aber ist sie nicht durch dieses Mittel weit schöner wieder aufgeblüht, und sind unsre jetzigen christlichen Länder nicht die gebildetsten von allen in der Welt? — Man setze nur keinen zu hohen Werth auf sich selbst und sein eigenes Land, und glaube nicht, daß mit dem Verfalle Deutschlands und anderer europäischen Länder die Kultur der ganzen Welt zu Grunde gehen werde. Die Wissenschaften blüheten und hatten in Indien vor undenklichen Zeiten schon einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, ehe an uns Europäer gedacht wurde. Sie werden auch noch blühen und an Vollkommenheit wachsen, wenn das Licht derselben in unserm kleinen Welttheile längst verdunkelt und erloschen ist. —

Das Fortschreiten zum Vollkommnern kann auch bey einzelnen Völkern nicht permanent und bleibend seyn, das ist der Natur der Sache nach unmöglich;

ob ich gleich zugebe, daß ein Volk sich von Zeit zu Zeit wieder aus dem Staube erheben und von neuen aufblühen kann, wenn die Umstände ihm günstig sind. Denn ganze Völker haben, wie einzelne Menschen, ihre Zeit der Kindheit, der Jugend, des männlichen und des hohen Alters. Sie gehen also von einer Stuffe zur andern über, und ihre jugendliche und männliche Kraft kann nicht immer dauern. Es tritt auch bey ihnen die Greiseszeit, die Altersschwäche ein, wo ihre Kräfte dahinsinken. Allein daraus folgt nun nicht, daß die Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts, das aus vielen hundert Völkern besteht, die sich nur nach und nach bilden und entwickeln, unmöglich gemacht würde. Es ist dies eben so wenig zu befürchten, als daß mit einem einzelnen großen Manne, wenn er zuletzt kindisch und schwach wird, oder gar aus der Welt geht, die Gelehrsamkeit selbst aussterben werde, wenn sie auch durch seinen Tod einen großen Verlust erleidet. — Wenn ein Volk sinket, so steigt dagegen ein anderes und dieses zündet alsdann sein Licht an dem des andern an, das nun verlischt. Es hat dies zugleich den Vortheil, daß die Wissenschaften dabey gewinnen und auf eine höhere Stuffe der Vollkommenheit erhoben werden. Denn das neue Volk, zu dem die Kultur übergeht, ist noch in seiner ganzen jugendlichen Kraft, wenn jenes,

dem es sein Licht verdankt, bereits im Abnehmen ist. Es kann also die Wissenschaften mit mehr Stärke und gleichsam mit erneuerten Kräften anbauen. Es steht auf den Schultern des andern und kann also schon weiter sehen. Geschichte und Erfahrung lehren uns solches.

Es folgt hieraus zugleich, daß deshalb auch nicht überall gleiche Kultur und Civilisation auf dem Erdboden herrschen kann, weil immer ein Volk nach dem andern aufblühet und wieder verblühet; also in seiner Bildung wächset, stille steht und wieder abnimmt, gerade wie es mit einzelnen Menschen der Fall ist. Daher kam es, daß die schönen Künste und Wissenschaften, so lange die Welt steht, immer nur auf einem gewissen Punkte der Erde angebauet wurden, während die übrigen Länder der Erde noch in Dunkelheit begraben lagen oder zur Barbarey wieder zurückgekehrt waren. Als die Kultur in Indien, als der Wiege derselben, unterging, da blühete sie in Aegypten, der Tochter von Indien, wieder auf. Als sie in Aegypten verschwand, da erhob sie sich in Griechenland oder ging nach Europa über. Als die Gelehrsamkeit in Griechenland sank, da erhob sie sich in Rom und Italien; und von dort und von Konstantinopel aus verbreitete sie sich über Deutschland und die nordischen Völker, während deß Griechenland in Un-

wissenheit und Barbarey versunken ist. Diesen Gang hat die Bildung der Menschen von Anfang an genommen. Aber die Menschheit hat dabey im Ganzen mehr gewonnen, als verloren. Ich will dieses noch weiter auseinander zu setzen mich bemühen.

So wenig wir auch mit der Geschichte der ersten Menschen und ihres anfänglichen Zustandes bekannt sind; so läßt sich doch aus der Analogie der Sache und aus der Vergleichung derselben mit den jetzigen Wilden, leicht schließen, daß ihr Anfang höchst traurig und verlassen gewesen seyn muß. Denn die Vorstellungen gewisser Philosophen und Gelehrten von einem ursprünglich höhern und vollkommnern Zustande unsrer Voreltern im goldenen Zeitalter der Welt sind wol nichts anders, als poetische Träume und Spiele der Einbildungskraft. — Es konnte anfangs unter Thieren und Menschen wol noch kein großer Unterschied seyn, bis die Vernunft erwachte und das Menschengeschlecht sich mit der Zeit über die Rohheit und Thierheit erhob. Vermuthlich irreten die Menschen anfangs, wie das Wild, in den Wäldern einzeln umher, bis die Liebe, der Geselligkeitstrieb, oder das Bedürfniß sie einander näherten und sie zu großen Gesellschaften vereinigten, welches der erste Schritt zur Civilisation war. Es fand also bey den Menschen von Anbegin ein Fortschreiten in der Bildung statt und

man kann dem Gange, welchen sie genommen hat, in Gedanken folgen, wenn gleich keine Annalen der Welt davon etwas sagen. Die Noth war der erste Grund zur Kultur der Menschen; das Bedürfniß weckte das Genie, um sich seinen Zustand zu erleichtern. Sprache, Ehe, Gesetze, Betreibung des Acker- und Weinbaues und der Viehzucht, Jagd und Fischerey, Erfindung von Künsten und Wissenschaften, Staatsverfassungen und Religions-Cultus waren davon eine natürliche Folge. Man vergleiche nun diesen uranfänglichen Zustand der Menschheit mit unserm gegenwärtigen Zustande, worin alles, was ich eben genannt habe, auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erhoben ist, welch ein Contrast!

Allein wir brauchen nicht einmal so weit und bis zu dem ersten Anfange unsers Geschlechts hinauf zu gehen, um dieses beständige Fortschreiten zum Bessern zu bemerken. Schon, als die Völker der alten Welt einen hoher Grad von Kultur erreicht hatten, war ihr Zustand doch mit dem unsrigen in neuern Zeiten noch nicht zu vergleichen. Selbst die gebildeten Babylonier, Aegypter, Carthager, Römer und Griechen waren in Vergleichung mit christlichen Nationen in unsern Zeiten noch Barbaren und Halbwilde, wie aus ihrer grausamen Art Krieg zu führen und die Gefangenen als Sclaven zu verkaufen oder in die Bergwerke zu schicken,

aus ihren Menschenopfern, blutigen Fechterspielen, und aus der Abgötterey und Fabellehre derselben erhellet. Wie wenig Kultur aber unter den übrigen Völkern der Erde herrschte, leuchtet schon daraus hervor, daß die Römer alle andere Nationen mit dem Namen der Barbaren belegten, wenn gleich ihr Nationalstolz hierbey mit im Spiele war. — Zwar hatte die Bildung bey den alten Indiern schon einen hohen Grad erreicht; wir müssen ihre tiefen Einsichten in der Astronomie bewundern, wir staunen ihre herrlichen Denkmäler an, die alle den Character des Kolossalen an sich tragen und zugleich von ihrem guten Geschmacke zeugen; wir finden in ihrem Vedam und in ihren Zendbüchern schon eine schöne Morgenröthe der erhabensten Religionskenntnisse und manchen hellen Strahl des anbrechenden Lichts. Aber wir neuern christlichen Völker geben ihnen doch in den bildenden Künsten wenig nach, und in den höhern Wissenschaften übertreffen wir sie bey weiten. Die Kultur und Civilisation ist bey uns zu einem noch höhern Grade erhoben worden, und es ist durch den Untergang ihres Reiches, des ersten mächtigen und blühenden Reiches auf dem Erdboden, mehr gewonnen, als verloren. Denn die Künste und Wissenschaften haben sich aus ihrer Wiege über die ganze Welt verbreitet und werden sich von dort immer noch weiter

verbreiten bis ans Ende der Tage. Sie werden dadurch zugleich immer mehr gewinnen.

Der Mensch ist von der Natur bestimmt, alles durch sich selbst zu werden; es soll sich seine Vernunft nach und nach entwickeln und sein Verstand immer mehr angebauet werden. Daher der anfänglich rohe Zustand desselben, wie wir ihn noch immer bey den im Naturstande lebenden Volksstämmen, den Buschmännern in Afrika, den Papu's am Südpole und den Pescherás im Feuerlande gewahr werden, die auf der niedrigsten Stuffe der Kultur stehen. Je mehr aber der Mensch seinen Verstand anbauete und seine Kräfte gebrauchen lernte; je mehr erhob er sich über seinen anfangs thierischen Zustand, je mehr stieg die Kultur, bis sie durch die Indier, Aegypter, Griechen und Römer zu einer vorzüglichen Höhe erhoben wurde.

Wir sind aber auf dem Punkte nicht stehen geblieben, worauf die Wissenschaften zur Zeit der Griechen und Römer standen. Wir haben sie in unsern Zeiten noch um mehrere Grade höher gebracht. Zwar will ich nicht leugnen, daß die Alten in dieser und jener Kunst und Wissenschaft einen merklichen Vorsprung vor uns hatten, besonders was die bildenden Künste betrifft, z. B. die Architectur, Plastik und Bildhauerkunst. Denn unsre schönsten Kunstwerke und Denkmäler sind blos Nach-

bildungen griechischer und römischer Gebäude und Werke der Kunst. Die Tempel und Pagoden der Indier und Aegypter sind aber noch in einem höhern Style gebauet und sie haben wieder den Griechen zum Muster gedient, deren Prachtwerke doch nicht ihre Originale erreichen. — Auch in der Mechanik und Acustik hatten die Alten einen Vorsprung vor uns. — Welche Kräfte waren z. B. dazu erforderlich, jene ungeheuren Obelisken, die unsern Glockthürmen gleichen und aus einem Stücke gehauen sind, aus Aegypten nach Griechenland und Rom zu bringen und dort aufzustellen; sie, die wir, nachdem sie umgefallen waren, kaum wieder aufzurichten im Stande waren! — Gleichwol haben wir die Alten in den höhern, ernstern Wissenschaften übertroffen, und es gibt jetzt Erfindungen von Künsten und Wissenschaften, die sie noch nicht einmal dem Namen nach kannten. Ich will hier nur der Chemie erwähnen, einer Wissenschaft, wodurch in neuern Zeiten so erstaunliche Wirkungen hervorgebracht worden und mit deren Hülfe wir der Natur nach und nach alle ihre Geheimnisse ablernen. — Der Astronomie, Physik, Naturhistorie, Erd- und Länderkunde, Geologie und Geognosie hier nicht einmal zu gedenken, worin wir einen großen Vorsprung haben.

Auch in der Musik, Malerei, besonders der

Email- und Oelmalerei, in der Optik und Perspektive, übertreffen wir unsre Vorgänger. Die Tonkunst war bey den Alten viel einfacher und beschränkte sich auf wenige musikalische Instrumente. Bey uns ist sie dagegen viel künstlicher und zusammengesetzter und muß daher auch, wenn anders die Harmonie nicht dabey leidet, oder die Melodie vernachlässigt wird, viel größere Wirkung hervorbringen. Von solchen vollständigen Concerten, die aus mehrern hundert Musikern zusammengesetzt sind, und die wir in unsern Zeiten kennen, hatten die Alten wahrscheinlich noch keine Idee. — Wenn man gleich von den Gemälden derselben, die sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, und von keinem sonderlichen Werthe sind, nicht auf alle ihre Malereyen schließen kann; so waren sie doch wahrscheinlich noch nicht so gut und vollkommen, als die unsrigen. Ihre berühmtesten Maler hatten nur vier Farben, und zwar Wasserfarben, zu ihrem Gebrauche. Mineralische Farben, welche bey der Emailmalerey eine so große Wirkung hervorbringen, kannten sie noch gar nicht, weil die Chemie eine ihnen ganz fremde Wissenschaft war. Die Glas- und Oelmalerey ist auch erst in neuern Zeiten erfunden. Selbst die Perspektive wurde noch nicht von ihnen angewandt; daher ihre historischen Stücke steif und ohne Leben seyn mußten. Jedes Zeitalter hat seine Lieblings-

kunst und Wissenschaft, die es mit Vorliebe anbauet und daher zu einer vorzüglichen Höhe bringt. Aber die Kultur verliert dadurch im Ganzen nichts und die Anbauung des Feldes der Wissenschaften geht dabey immer ihren Gang ununterbrochen fort. Was in dem einen Zeitalter oder in dem einen Theile der Welt nicht zu erreichen möglich ist, das bewirket die Natur zu andern Zeiten und in andern Ländern.

Noch einen größern Vorsprung vor den Alten haben wir aber in den höhern, ernsthaften Wissenschaften. Wie schwach und unvollkommen waren nicht die Einsichten derselben in Ansehung der Himmelskunde! Ihre Astronomie war nicht viel mehr als Astrologie und Sterndeuterey. — Was für große Fortschritte haben wir dagegen in dieser erhabenen Wissenschaft durch einen Copernicus, Tycho de Brahe, Galilei, Euler, Keppler, Piazzi, la Lande, Bode, Schröter, Olbers, Gaus und Herschel gemacht! — Mit wie vielen neuen Planeten haben diese Männer unser Sonnensystem vermehrt! Wie würden Aristoteles, Cicero oder Plinius erstaunen, wenn sie den Mond durch ein Herschelsches Riesenteleſcop betrachten könnten und Schröters Mondscharten vor Augen hätten! Von dergleichen konnten sich die Vorfahren gar noch keine Vorstellung machen, weil es ihnen an Ferngläsern fehlte. —

Und wie schlecht waren nicht die Einsichten der Alten in Hinsicht unsers eigenen Erdkörpers! Bald stellten sie sich denselben als eine platte, runde Scheibe vom Wasser umgeben, bald als ein Oblongum, das vom Wasser in zwey Hälften geschieden sey u. s. w. vor. Auch fehlte es ihnen an der nöthigen Erd- und Länderkunde; der vierte und fünfte Welttheil blieb ihnen noch ganz unbekannt, weil sie keine Magnetnadel hatten und die Schiffahrtskunde bey ihnen noch sehr unvollkommen war. Was sind nicht ferner für große Entdeckungen in der Chemie und Naturkunde zu unsern Zeiten gemacht worden! Die Alten waren zwar gute Beobachter der Natur, aber von Experimenten, von chemischen Processen und Zersetzungen wußten sie nichts. Sie kannten die großen physischen Kräfte der Natur noch wenig oder gar nicht, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, fast alle Operationen derselben nachzuahmen, den Blitz abzuleiten, künstliche Vulcane zu machen, und alle Arten von Salzen und Edelsteinen, außer dem Diamant, nachzubilden. — Statt daß man ehedem nur vier Elemente kannte, haben wir jetzt einige und vierzig! Und wie sehr ist von uns das Feld der Naturgeschichte erweitert worden! Zu Aristoteles Zeiten kannte man nur erst 1500 Pflanzenarten, jetzt aber schon 39000, und täglich werden noch neue Arten

Bayerische
Staatsbibliothek
München

entdeckt. Wie würde Plinius erstaunen, wenn er in einem Wassertropfen Millionen Räder und Infusions-Thierchen oder Essigaale erblickte; oder wenn er Lionets Zergliederung der Weidenraupe mit ihren 4000 Muskeln kennen lernte; oder Rösels Insektenwerk, oder die Lieberkühnschen, Walterschen und andere anatomische Präparate vor sich sähe! Was würde er zu Linnés System der Natur sagen? — Wie würde er sich über die Fortschritte in der Geologie und Geognosie wundern, und wie hoch würde seine Verwunderung steigen, wenn er die Kolossen von Thieren der Urwelt vor Augen hätte, die wir aus dem Schooße der Erde hervorgezogen haben! — Der andern großen Erfindungen nicht zu gedenken, als der Magnetnadel, der Fern- und Vergrößerungsgläser, der Luftpumpe, der Elektrisirmaschine, des Galvanismus, des thierischen Magnetismus, des Blitzableiters, der Gasarten und Gaserleuchtung, der Dampfmaschinen, der Buchdrucker- und Kupferstecherkunst, des Steindruckes, der Stereotypen, der Telegraphen, des Schießpulvers u. s. w. Welche Fortschritte hat unser Zeitalter nicht in der Nautik, Strategie, Aërostatik, Taktik u. s. w. gemacht! — Welch ein wundervolles Gebäude, welch eine ungeheure Maschine ist nicht ein großes Englisches Kriegesschiff, wenn man es mit den unvollkommnen und schwer-

Bayerische Staatsbibliothek München

fälligen Ruderschiffen der Römer, oder gar mit den kleinen armseligen Nachen der Menschen in der Vorwelt vergleicht! Wo ist ein Punkt der Erde, wohin wir nicht zu Schiffe kommen könnten, wenn das Polareis uns nicht einen unüberwindlichen Damm entgegenstellt? Und zu was für einer Vollkommenheit ist nicht die Kriegskunst zu unsern Zeiten erhoben! Wie würden ein Cäsar, Pompejus, Hannibal, Scipio Africanus erstaunen, wenn sie eine Batterie von 100 Kanonen spielen sehen könnten! — Ist es nicht offenbar, daß wir in den Künsten und Wissenschaften unermeßliche Fortschritte gemacht haben? Und wer kann uns Gränzen darin setzen?

Aber auch in Ansehung der Moralität und des religiösen Zustandes haben wir große Vorzüge vor der alten Welt. Abgötterey, Menschenopfer, wodurch die Vorwelt sich so sehr entehrte, Sclaverey, Polygamie, Menschenhandel, die grausame Art, Krieg zu führen, da Bürger gegen Bürger fochten, und der Ausgang eines Völkerstreits sich gewöhnlich mit der Zerstörung der feindlichen Hauptstadt und der Wegführung ihrer Einwohner in die Sclaverey oder zu Triumphen endigte, und andere große Gebrechen der Vorzeit, sind jetzt durch Hülfe der Kultur der Wissenschaften und der bessern Religion, zu der wir uns bekennen, abgeschafft worden, und werden künftig noch immer mehr ver-

schwinden, je mehr das Licht der Religion und der Wissenschaften sich verbreitet. Und wie viele Vorzüge hat nicht der Monotheismus vor dem Polytheismus! Man mag dem Christenthume auch noch so viel Böses nachsagen; man mag ihm die Pariser Bluthochzeit, die Scheiterhaufen und Auto da Fé's, die Religionskriege, Intoleranz, Verketzerungssucht und Verfolgungen um des Glaubens willen Schuld geben; so ist gleichwol nicht zu leugnen, daß es zugleich unendlich viel Gutes von jeher gestiftet hat und noch immer stiftet, und daß es sich um die Veredlung des Menschengeschlechts viele Verdienste erworben hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die christlichen Völker die aufgeklärtesten, civilisirtesten und gebildetsten Völker der Erde sind; daß die Christen weit würdigere Vorstellungen von der Gottheit, der Vorsehung und dem künftigen Leben haben, als die Juden, Heiden und Türken. Die Götter der Erstern waren ja nichts anders, als schwache, sündige Menschen, mit allen, diesen anklebenden, Fehlern, Schwachheiten, Unvollkommenheiten und Begierden, ja sogar mit den größten Lastern behaftet; oder es sind und waren personificirte Kräfte und Eigenschaften der Natur. Des elenden Fetischismus hier nicht zu erwähnen, der sich nicht einmal bis zu der Höhe von Menschen und Geistern erhob, sondern bey der Vereh=

rung von Holz, Steinen, Knochen, Federn, Lappen oder Gewächsen und Zwiebeln stehen blieb. — Zwar wird Socrates Sittenlehre der Lehre Jesus entgegengesetzt und von Vielen ihr gleich gehalten; allein der große Prophet von Nazareth hatte doch das Verdienst, daß er die Weisheit der Schulen, die nur den Vornehmen und Gebildeten zugänglich war, zur Volkslehre machte, und das, was in den Mysterien gelehrt wurde und dem großen Haufen verborgen blieb, von den Dächern gleichsam predigte. — Wenn auch unter den höhern Ständen der alten Welt und im Priesterstande mehr Aufklärung herrschte, als unter dem Volke; wenn es selbst unter ihren Philosophen und Weisen die scharfsinnigsten Köpfe gab, denen es noch Niemand in neuern Zeiten gleich that: so ist doch nicht zu leugnen, daß das Volk bey uns auf einer höhern Stuffe der Bildung und Aufklärung steht, als in der alten Welt. Besonders gilt dies von unsern protestantischen Ländern, worin schon weit mehr Bildung und Aufklärung, als in den katholischen Staaten herrscht. Und selbst die stolze, eingebildete und civilisirte französische Nation, die sich auf ihre Bildung und abgeschliffenen Sitten so viel zu Gute thut, muß es den Protestanten einräumen, daß unter ihnen die meiste Kultur angetroffen wird. —

Ich gebe zu, daß der Polytheismus für die

bildenden Künste vortheilhafter ist, weil er die Gottheit zu uns gleichsam herunterzieht und vermenschlicht, oder in Bildern darstellt; und diesem Umstande verdanken es die Griechen und Römer hauptsächlich, daß sie so große Bildhauer und Künstler hatten und so herrliche Kunstwerke lieferten, die wir auch jetzt studiren, bewundern und nachbilden, wenn wir gleich die Gegenstände, die sie vorstellen, selbst verachten oder in das Gebiet der Fabel verweisen. Aber für Verstand und Herz hat die Religion Jesus mehr Werth, besonders wenn wir das, was in das Gebiet der christlichen Mythologie gehört, davon trennen und uns hauptsächlich an die Moral derselben halten. — Ja selbst die unfruchtbaren, spitzfindigen, scholastischen Spekulationen des dunkeln Mittelalters, welche so viel Streitigkeiten und Spaltungen erregten, haben den Nutzen gestiftet, daß der Verstand der rohen, barbarischen, nordischen Völker geweckt und genährt wurde, bis er an etwas Bessern Geschmack finden und sich mit etwas Nützlichern beschäftigen lernte. Was aber die Scholastiker und selbst die alten Kirchenväter durch ihre Grübeleyen und unnützen Untersuchungen über unbegreifliche und übernatürliche Dinge verdarben: das suchten ein Thomas a Kempis, ein Spener, Franke, Arend und andere praktische

Theologen und fromme Männer durch ihre ascetischen Schriften wieder gut zu machen. —

Es ist also wol ausgemacht, daß das Menschengeschlecht durch die christliche Religion gewonnen hat und daß es mit ihm nicht schlimmer, sondern besser wird; denn wer wird es nach obigen Thatsachen noch leugnen wollen, daß es an Bildung und Moralität seit seiner ersten Entstehung ungemein zugenommen hat? Zwar wird man mir einwenden, daß dies Glück doch nicht zu verbürgen sey, und daß unser Geschlecht, troz aller jetzigen Aufklärung, doch über kurz oder lang einmal wieder in die alte Barbarey versinken und zu seinem vormaligen rohen Zustande zurückkehren könne. Denn es sind dergleichen Intermezzos schon oft vorgefallen. Aber dieser Umstand thut meiner Behauptung keinen Eintrag. Zwar sind wir nicht besser, als die Völker der Vorwelt, und wissen nicht, ob uns nicht ein ähnliches Schicksal bevorsteht. Es ist vielmehr mit der größten Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß unsre Aufklärung und Wissenschaften von uns zu der neuen Welt hinüberwandern werden, und daß so, wie Amerika steigen, unser kleiner Welttheil sinken und verarmen wird. — Aber ganz wird doch unser Europa hoffentlich nicht wieder sinken und zur Barbarey zurückkehren; so wenig die alten gebildeten Völker der Erde wieder rohe Bar-

baren geworden sind. Denn gesetzt auch, daß Letztere nicht mehr auf der Stuffe der Kultur stehen, worauf sie ehehin standen, und sich mit uns gebildeten Europäern nicht vergleichen können; so sind sie doch nicht wieder zu Wilden geworden, und zeichnen sich vor Letztern sehr aus. Denn wer wird sie mit den Feuerländern, Hottentotten und Neuholländern in Parallel stellen? — Es scheint, daß die Völker durch die Anbauung der Künste und Wissenschaften eine Reife des Verstandes erhalten, die ihnen bleibt, wenn auch Despotismus und andere Bedrückungen ihre Kräfte lähmen und die Musen aus ihrem Gebiete verscheuchen. Die Kultur drückt ihnen gleichsam ihren Stempel auf und gibt ihnen einen Character indelebilis, den keine Zeit wieder ganz verwischen kann. Es scheint daher Plan der Vorsehung zu seyn, um die Bildung des Menschengeschlechts zu bewirken und zu vollenden, daß alle Nationen der Erde nach und nach diesen Kursus der Wissenschaften machen müssen. — Die Kultur von Asien ausgehend, scheint die Runde in der Welt machen zu sollen. Asien hat sich schon überlebt, so wie der größte Theil der Nationen, die das große römische Reich ausmachten. Jetzt ist die Reihe an Europa. Es wird sich auch einmal überleben, und dann wird die Kultur nach Rußland, Afrika, Südindien und Amerika hinüber=

gehen. Da, wo jetzt die schrecklichste Rohheit und Barbarey herrscht, wo Kannibalen und Menschenfresser ihr Wesen ungestört treiben, da wird einst das Licht der Wissenschaften aufgehen und die Civilisation Platz gewinnen. Unsere klassischen Autoren werden jenen Völkern zum Leitstern dienen, ihre Sitten verfeinern, und sie menschlich machen, wie es bey uns die Griechen und Römer thaten. — Freylich werden darüber noch Jahrtausende verfließen, ehe es in Neuholland und dem Feuerlande dahin kommen wird. Ist es aber den wilden Bestien von Deutschland, wie uns die feinen Römer noch in neuern Zeiten zu nennen beliebten, — gelungen, sich der Bestialität zu entreißen und in allen Fächern die größten Männer und Künstler aufzustellen; wie sollten nicht auch die jetzigen Wilden einst die schönen Künste und Wissenschaften lieb gewinnen lernen, zumal wenn sie durch christliche Missionarien zuvor zu einem stetigen Leben und zur Betreibung des Ackerbaues und anderer bürgerlichen Gewerbe vermogt und gewöhnt werden? —

Unser Geschlecht ist also einer immer wachsenden Vollkommenheit fähig und Niemand kann derselben Gränzen setzen. Dies ist das Ergebniß aus dem bisher Gesagten. Einzelne Völker gehen in der Bildung und Aufklärung wieder zurück, aber

im Ganzen hat die Kultur doch immer ihren Fortgang. Und selbst diejenigen Nationen, welche wieder in Verfall gerathen, kehren doch nie ganz wieder zu ihrem ersten rohen Zustande zurück. Die Kultur drückt ihnen unauslöschliche Züge auf, die keine Zeit verwischen kann. Und es bedarf nur günstiger Zeiten und Umstände, so können sie wieder steigen und sich wieder in die Reihe gebildeter Nationen stellen, wie wir dieses an den Griechen und Römern sehen.

Es ist also alle Hoffnung vorhanden, daß es mit dem Menschengeschlechte und seinem Zustande immer besser werden wird. Zwar kann für den Menschen, als Menschen, noch kein vollkommen glücklicher Zustand Statt finden; zwar ist in dieser sublunarischen Welt alles dem Wechsel und der Veränderung unterworfen; demungeachtet ist nicht zu leugnen, daß unsre Umstände sich noch sehr verbessern können, und daß wir nicht erst auf ein höheres, vollkommneres Leben warten dürfen, um unser Schicksal zu verbessern. Es hängt nur von uns ab, dieses Glück zu erreichen, nach dem bekannten Verse: laßt uns besser werden, gleich wirds besser seyn! — Künftige Zeiten und Umstände werden möglich machen und zur Wirklichkeit bringen, was uns jetzt unmöglich scheint. Haben wir nicht schon manches zur Wirklichkeit sich erheben

sehen, was unsre Vorfahren zu den frommen Wünschen zählten, die nie in Erfüllung gehen? Aber künftige Jahrhunderte werden noch mehr bewirken, und das Menschengeschlecht vielleicht zu einer Höhe der Kultur erheben, die uns jetzt schwindelnd machen würde. — Die Uebel und Gebrechen, welche jetzt noch die Menschheit entstellen und entehren, und unter deren Druck wir seufzen, als Intoleranz, Bigotterie, Schwärmerey, Verketzerungssucht, Leibeigenschaft, Sclavenhandel, unnöthige und grausame Kriege, werden nach und nach aus der Welt verschwinden; so, wie andere Greuel, als Menschenopfer, Abgötterey, blutige Fechterspiele, Polygamie, Sclaverey u. s. w. sich unter christlichen Völkern bereits verloren haben. Die aufgeklärte, bessere Nachwelt, vielleicht in Amerika oder Südindien, auf unsern Schultern stehend, wird einst weit über uns hervorragen, und mitleidig auf uns und unser Zeitalter, worin noch Aberglaube und Mysticismus herrschen, herabsehen; wie wir jetzt uns glücklich preisen, in einer Zeit zu leben, darin Niemand mehr der Zauberey beschuldigt wird, und jede alte Frau sicher ist, nicht als Hexe auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. — Nach Jahrtausenden wird sich unser Geschlecht zu einem Grade der Kultur erheben, wonach unser Zeitalter umsonst strebt, und dann wird es schon den Himmel

auf der Erde haben. Kommt nun noch vielleicht eine Umschaffung des Menschengeschlechts hinzu, durch eine abermalige große und allgemeine Revolution in der Natur, wie die war, wodurch unser jetziges Geschlecht seine Entstehung und größere Vollkommenheit erhielt, — so wird das Glück des Menschen vollendet werden. — Es kann ja nicht alles auf einmal geschehen und zur Wirklichkeit kommen; nichts geschieht in der Natur durch einen Sprung. Eins entwickelt sich immer aus dem andern. Künftige Zeiten werden bewirken, was für uns zu erreichen unmöglich ist. Denn die Gegenwart ist schwanger mit der Zukunft. — Schon jetzt leben wir in den Zeiten der Wunder, und sehen so manches geschehen, was uns vor funfzig Jahren noch unmöglich dünkte. Was können wir nicht von der Zukunft erwarten?! Nil mortalibus arduum! —

V.

Ueber die Ursachen des Verfalls und Unterganges großer Reiche und Staaten.

Es ist von jeher der Lauf der Welt und das Loos der Völker gewesen, daß, wenn eine Nation sich zu einer gewissen Höhe und Macht emporgeschwungen hatte, sie allmälig wieder herabsank und von fremden, theils wilden und unkultivirten, theils größern und mächtigern Völkern unterjocht wurde. Man darf nur oberflächlich mit der Weltgeschichte bekannt seyn, um die Wahrheit dieser Thatsache sogleich einzusehen. Ich will indessen, wenn es anders noch eines Beweises bedarf, von dem ältesten Volke der Erde, das wir bis jetzt kennen, den jetzigen Hindu's, anfangen und bis auf die neuesten Zeiten herabsteigen, um dies zu bewahrheiten.

Jahrtausende hatten die Bewohner des Indus und Ganges ein eigenes, freyes, blühendes und kultivirtes Volk ausgemacht, als sie endlich von

Mongolen, Persern, Mahratten, Afghanen, Engländern, Franzosen und andern Europäern unterjocht und ein Spielball fremder Nationen wurden; der frühern Kriege mit den Macedoniern, Römern und andern Völkerstämmen in uns unbekannten Zeiten nicht zu gedenken. Das Reich des großen Moguls, des mächtigsten Monarchen der Erde, ist längst verschwunden und kaum noch ein Schatten davon übrig. — Nicht besser ging es einer andern großen und gebildeten Nation, die uns Europäern nicht viel an Kultur nachsteht, den Chinesern; auch sie wurden eine Beute der Tartarn, welche die ursprünglichen Bewohner von China unterjochten und ein neues Reich stifteten, das noch jetzt fortdauert, wenn gleich innere Unruhen ihm gleichfalls den Untergang drohen. Eben so ging es allen alten Völkern der Erde. Die Assyrer wurden von den Babyloniern, diese von den Persern, und letztere wieder von den Macedoniern bezwungen. Die Juden und Israeliten wurden eine Beute der Babylonier und Assyrer, die Phönizier den Römern, die Syrer den Griechen, die Aegypter zuerst einem fremden Hirtenvolke, und in der Folge den Griechen, Römern, Arabern, Türken und Saracenen zum Raube. —

Ging es uns Eropäern aber wol besser, als jenen asiatischen und afrikanischen Staaten? Grie-

chenland, dies freye, glückliche, blühende und mächtige Land, dessen Kunstschätze und Geistesprodukte wir jetzt noch nach so vielen Jahrtausenden bewundern und nachahmen, welches die Wiege der schönen Künste und Wissenschaften für Europa war, mußte seinen Nacken erst, nachdem es sich vorher durch innerliche Kriege geschwächt hatte, unter das Joch der benachbarten Macedonier, dann der kriegerischen, mächtigen und eroberungssüchtigen Römer, und zuletzt gar unter die Herrschaft wilder und barbarischer Nationen, der Türken und Saracenen beugen, welche als Feinde aller Kultur und Wissenschaften und als die ärgsten Fanatiker, vollends zerstörten und vernichteten, was der Zahn der Zeit und die raubsüchtigen Römer übrig gelassen hatten. — Aber das Wiedervergeltungsrecht bleibt nie aus. Die furchtbare Nemesis rächet zu ihrer Zeit die beraubten und unterdrückten Völker wegen des erlittenen Unrechts. So, wie die Römer nach und nach sich die Herrschaft über die ganze damals bekannte Welt errungen, unermessliche Schätze aus aller Welt Enden zusammengeschleppt und alle eroberte Länder ihrer Kunstschätze und selbst ihres pekuniairen Vermögens beraubt hatten; so wurden auch sie, als sie verweichlichten und den Wollüsten sich ergaben, von allen Orten und Gegenden angegriffen, mit Krieg überzogen und ihrer

schönsten Provinzen beraubt. Die kriegerischen Parther in Osten, die sie nie ganz bezwingen konnten, die Gallier und Germanen in Westen, machten von Zeit zu Zeit Einfälle in das schöne blühende römische Gebiet und verwüsteten seine schönsten Provinzen; bis endlich die Gothen und andere deutsche Volksstämme dem occidentalischen, und die Saracenen und Türken dem orientalischen Römerreiche ein Ende machten. —

Aus dem großen Römerstaate wurden nun viele andere kleinere Staaten, die zum Theil auch zu großer Macht sich erhoben, und es auf Gründung einer Universal=Monarchie anlegten. Spanien, anfangs so wie Gallien, eine römische Provinz, erhob sich in neuern Zeiten zu einem mächtigen Reiche, dessen Herrschaft sich über drei Welttheile erstreckte, so, daß Kayser Carl V. sich rühmen konnte, daß in seinem Lande die Sonne nie unterginge. Aber wie sehr ist seine Macht in der Folge gesunken, und wie nahe ist es daran, seine amerikanischen Provinzen zu verlieren! — Frankreich, das ehemalige Gallien, das sich den sieggewohnten Römern so furchtbar gemacht hatte, ward erst von den letztern, und in der Folge von den Hunnen, Franken, Normannen, Britten überschwemmt. Zwar machte es sich von diesen auswärtigen Feinden los, oder verschmolz mit ihnen zu einem Volke, ja, es

schwang sich in unsern Tagen zu einem großen Kayserreiche empor, und trachtete nach der Herrschaft der Welt, unter seinem Helden Napoleon; aber die Nemesis rächte sich an ihm furchtbar und es verlor alle seine Eroberungen und geraubten Schätze wieder. —

Die kriegerische Nation der Deutschen, welche das übermächtige römische Reich in seinen Grundvesten erschüttert, unbesiegt geblieben war und endlich der Universal-Monarchie der Römer selbst ein Ende gemacht hatte, erhob sich auf den Trümmern des römischen Reichs zu einem neuen römischen Reiche deutscher Nation. Aber die Kreuzzüge, wodurch Millionen Menschen ihr Leben verloren, die vielen innerlichen und auswärtigen Kriege, besonders in Italien und mit den Türken, der Religions- und dreißigjährige Krieg, schwächten seine Macht und innerliche Stärke, bis die Franzosen endlich das alte morsche Gebäude der deutschen Reichsverfassung zertrümmerten, und aus Deutschland ein Staatenbund von vielen kleinen und großen Mächten sich bildete. Und schon vorher hatten fremde slavische Nationen, die Hunnen, Avaren, Ungarn, Wenden und Slaven das deutsche Gebiet von Zeit zu Zeit überschwemmt, dasselbe verheert und sich sogar tributär gemacht. Es ist auch wol vorauszusehen, daß, wenn wir Deutschen künftig nicht ge-

nauer uns verbinden und alle für einen Mann stehen, wenn wir immer mehr verweichlichen und keine kriegerische Nation bleiben, oder die bisherige Energie verlieren, künftig von neuen mongolische, tatarische, slavische und andere barbarische Völker über uns herfallen, unser Land unterjochen und aller Kultur wieder ein Ende machen werden. —

Ging es dem schönen und fruchtbaren Italien wol besser? Dieses Land, welches die griechischen Künste und Wissenschaften bey sich aufgenommen und so schön gepflegt hatte, als die Kultur in Griechenland sank, das so lange die Beherrscherin der Welt gewesen war; wie tief sank es von seiner Höhe herab! Nachdem es von germanischen Völkerstämmen bezwungen, ausgesogen und seiner Kunstprodukte beraubt war, nachdem seine blühendsten und volkreichsten Städte in Asche und Schutthaufen verwandelt waren, konnte es nie wieder recht zu Kräften kommen oder sich zu einem einzigen mächtigen Reiche erheben. Es zerfiel in viele kleine Staaten und Republiken und wurde ein Spielball von fremden Völkern, besonders der Deutschen, Spanier und Franzosen. Zwar erhob sich Rom nochmals in den dunkeln Zeiten des Mittelalters zu einer geistigen oder religiösen Universal-Monarchie, gleich Tibet durch seinen Dalai

Lama; aber seit Luthers Erscheinen ist auch dieses Reich der Finsterniß zusammengestürzt. —

Das Ergebniß aus allem diesen ist, daß, so lange das Menschengeschlecht gewesen, ein immerwährender Kampf unter demselben um Oberherrschaft, Macht und Gewalt geherrscht hat. Wenn eine Nation eine Zeitlang geblühet und sich bis zu dem höchsten Gipfel der Macht und Kultur erhoben hatte; so fing sie an zu sinken, und wurde endlich eine Beute anderer Völker, deren Macht und Blüthe im Steigen war. — Es herrscht also unter den Völkern, wie unter einzelnen Menschen, ein beständiger Wechsel von Zu- und Abnahme, von Stärke und Verfall der Kräfte. Jede Nation hat ihr jugendliches, männliches und hohes Alter. So wie sie anfängt zu wachsen und zuzunehmen, so verfällt sie auch mit den Jahren wieder, und bey zunehmender Altersschwäche stirbt sie endlich ganz ab. — Daher bemerkt man auch ein beständiges Wogen, Ab- und Zunehmen von Licht und Finsterniß, Kultur und Barbarey in der Welt. Wenn ein Volk den höchsten Gipfel der Bildung erklimmt hat, so geht es nach und nach wieder darin zurück. Auf das goldene Zeitalter folgt bald das silberne, auf dieses das bleyerne und zuletzt tritt gar das eiserne ein. — Woher mag nun dieses kommen? Was für eine Tendenz hat diese Veränderlichkeit und Unbe-

ständigkeit der menschlichen Schicksale, dieser beständige Wechsel von Glück und Unglück, Größe und Verfall der Nationen, Kultur und Barbarey? Ist dies alles ein bloßer Zufall, ein blindes Schicksal, oder das Werk einer weisen, alles lenkenden Vorsehung? Ist ein solcher Wechsel der Dinge blos zufällig, oder eine nothwendige Folge der Umstände und des Laufes der Welt? Hat dieser Wechsel Nutzen, oder gereicht er dem Menschengeschlechte zum Schaden und Nachtheile? Wichtige Fragen, die ich hier mit wenigem zu beantworten suchen will.

Wenn wir eine moralische Weltordnung, oder eine Regierung Gottes nach moralischen Zwecken annehmen, welche alles, was geschieht, zum Besten des Ganzen ordnet und lenket; so ist die Frage, woher dies alles kommt, ob es von Nutzen für die Welt ist und was es für eine Tendenz hat, leicht beantwortet. Dann läßt sich billig vermuthen und voraussetzen, daß dieser beständige Wechsel von Glück und Unglück, Steigen und Fallen der Völker, nicht ein Ungefähr, nicht Verhängniß, sondern weise Zulassung oder Anordnung Gottes und der Vorsehung ist. Denn wie würde die Güte und Weisheit Gottes es zulassen, daß das Menschengeschlecht sich durch immerwährende blutige Kriege aufreibt; wenn Kriege überhaupt unnöthig und

schädlich, nicht aber ein nothwendiges Uebel wären, und zur Wiederherstellung des Menschengeschlechts dienten? Würde nicht auch im Gegentheile der Stifter des Christenthums seinen Anhängern den Krieg und Kriegesdienst ganz untersagt haben? Aber wo finden wir ein solches Gebot unter seinen Vorschriften? Zwar rief er einst das Wehe! über denselben aus; aber dies bezog sich zunächst auf den jüdischen Krieg und auf die Zerstörung Jerusalems, also auf die damals lebenden Menschen, die darunter litten, nicht aber ging es auf den Krieg im Allgemeinen. Das lehret der Zusammenhang. —

Aber wir wollen dies einmal bey Seite setzen. Schon die Vernunft lehret uns, daß das, was wir erleben und erlebt haben, nicht anders seyn könne, und daß die Vorsehung der Natur ihren vorgeschriebenen Lauf läßt, ohne Eingriffe in ihre Gesetze zu thun. — Vernunft und Erfahrung lehren, daß Kultur und Verfall der Künste und Wissenschaften, Steigen und Fallen der Reiche, Eroberungen und Verluste des Eroberten, eine natürliche Folge der menschlichen Natur, ihrer Kräfte und Anlagen, der Zeiten und Umstände sind. Alles in der Welt hat seinen Anfang, seinen Fortgang und sein Ende. Alles hat seine Zeit des Blühens und Verblühens. Nur das Wesen der Natur selbst bleibt unabänderlich, dasselbe veraltet nie, oder stellt sich

immer aus sich selbst wieder her, wenn seine Kräfte abnehmen und veralten. — Die Natur geht, wie ein Phönix, aus ihrer Asche gleichsam wieder hervor. — Alles übrige, was lebt und vegetirt, ist vergänglich, entsteht, vergeht und erscheint wieder unter andern Formen. Es herrscht ein beständiger Kreislauf in der Natur.

So wie es nun mit einzelnen Pflanzen, Thieren und Menschen geht, daß sie nur eine Zeitlang dauern und unter andern Gestalten nach ihrem Absterben wieder erscheinen; eben so verhält sich es auch mit ganzen Nationen und großen Reichen. Auch sie haben ihre Zeit der Entstehung, der Blüthe und des Verfalls. Die Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten der menschlichen Natur sind beschränkt, sowol was die körperlichen, als was die geistigen betrifft. Zu kriegerischen Unternehmungen und Eroberungen, wodurch ein Volk groß und mächtig wird, gehört ein großer Aufwand von Körperkräften. Nur starke, noch ungeschwächte, kriegerische und unternehmende Völker, wie die wilden, noch ungebildeten Menschen anfangs sind, können dergleichen unternehmen und fühlen sich dazu aufgelegt. Daher konnten unsre riesenhaften und noch ungeschwächten Vorfahren, wahre Naturmenschen, auch so große Eroberungen in drei Welttheilen machen, und die Zertrümmerung des mächtigen römi=

schen Reichs bewirken. Daher konnten sie die, mit unglaublicher Anstrengung und mit den größten Gefahren verbundenen Kreuzzüge, unternehmen, die furchtbaren Kämpfe mit den wilden Saracenen und Arabern bestehen, und das heil. Grab den Ungläubigen entreißen. — Aber auf diese große Anstrengung und vielfältigen Aderlässe folgten auch große Erschlaffung und Entkräftung. Diese tapfern mannhaften Deutschen, welche die ganze Welt beynahe erobert hatten, konnten in der Folge kleinern und schwächern Nationen, den Wenden, Slaven, Sorben, Wilzen, Obotriten und Hungarn, nicht widerstehen, oder sie von ihren Gränzen abhalten. Sie mußten ihnen ganze Provinzen einräumen, die durch die Völkerwanderungen, Kreuzzüge und Völkerstreite, menschenleer geworden waren, und wurden ihnen zuletzt gar zinsbar und unterwürfig. Zwar haben wir in unsern Tagen an den Franzosen ein Beyspiel gehabt, daß auch eine verweichlichte und verbildete Nation im Stande ist, die Welt zu erobern; allein man muß nur die Umstände in Erwägung ziehen, die dabey mitwirkten und bedenken, daß Freyheitsschwindel, Rache, tief gefühlter langer Druck, Fanatismus, und endlich ein ihnen eigenes Ehrgefühl, und die Hoffnung auf ausländische Reichthümer, sie blind ins Feuer trieb, und sie alle Gefahren überwinden lehrte. Dazu kam, daß sie

durch einen fast dreißigjährigen Krieg endlich abgehärtet wurden, und daß die letzten Armeen, mit denen Bonaparte seine Siege erfocht, schon die zweite, dritte Generation waren, die im Felde und unter den Waffen erzogen worden. —

Nimmt nun in der Folge die Verweichlichung einer Nation zu, ruht sie zu lange auf ihren Lorbeern aus, hat sie keine Uebung im Kriegswesen, fehlen ihr die starken Antriebe zu Kriegsthaten und Unternehmungen, das nationelle Ehrgefühl, Freyheitstrieb, Religionseifer u. s. w.; so ist sie in Gefahr, von jeder benachbarten oder fremden Nation unterjocht zu werden; denn es fehlt ihr an innerer Kraft und Energie. Sie fühlt sich zu schwach, einer stärkern und mächtigern Nation zu widerstehen. Sie hat in ihrer Mitte keine originelle, freyheitsliebende, tapfere und kriegerische Genies, die ihre Mitbürger zu ähnlichen Gefühlen anfeuern und sie ermuthigen, ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Und wenn auch noch einer und der andere große Mann, als Nachwuchs, aufsteht, so sieht er sich von seinen kleinmüthigen, kriechenden und schwachen Zeitgenossen verlassen und verrathen. Was kann hiervon anders die Folge seyn, als Verlust der Freyheit, Unterdrückung und Demüthigung? Und dies zieht dann wieder den Verlust aller andern bürgerlichen Tugenden, den völligen Verfall der

Sitten und der Kultur nach sich. Eins ist die Folge des andern; und das Unglück und der Verfall eines solchen Staats, kann ohne Wunder und unmittelbare Einwirkung der Gottheit nicht verhindert werden.

Aber auch die Kultur hat ihre Zeit der Blüthe und des Verfalls. Auch die Erzeugnisse des Genies erfordern Kraft und Anstrengung. Selbst die bildenden Künste haben ihre Zeit der Jugend, der Reife und des Alters. Wenn die Zeit der Blüthe und des männlichen Alters vorüber ist, so tritt das Greisesalter ein, und ganze Nationen versinken, wie einzelne Menschen, in Verstandesschwäche, Apathie und Lethargie, wovon alle Völker des Alterthums ein Beweis sind. Daher fangen alle Nationen, die den rohen, thierischen Zustand verlassen, und sich ausbilden, mit der Poesie an, und hören mit der Prosa auf. — Die Dichtkunst erfordert eine rege, ungeschwächte Phantasie, malt Gegenstände der Natur und große Naturscenen, drückt sich in Bildern und Gleichnissen aus, weil die Sprache noch arm und unausgebildet ist, und liebt die Fabel und Parabel, um moralische Wahrheiten zu lehren. Das macht, die Nation lebt noch in ihrer Kindheit und jugendlichen Blüthe, wo die Phantasie rege und thätig ist. Reift sie aber mehr und mehr, tritt sie in das männliche Alter,

so verliert sich der Geschmack an Poesien, Fabeln und Liedern, sie liebt nicht mehr die uneigentliche oder Bildersprache, sie wird mit der Zeit kälter; der Styl wird prosaischer, gebildeter und systematischer. Es bilden sich nun mehr Philosophen, Redner und Geschichtschreiber, als Dichter. Erreicht endlich die Nation ihr hohes Alter, so sinkt sie gar zur Geistesarmuth und Schwäche herab, der Geschmack artet aus und es entstehen nur noch Karrikaturen und Mißgeburten, oder Schwächlinge in den schönen Künsten und Wissenschaften. Dies ist der natürliche Gang der Dinge in der Welt, und dieser Verfall zeigt sich nicht blos in den schönen Redekünsten, sondern auch in der Musik, Malerey, Bildhauerkunst u. s. w. Wer kann aber dem Laufe der Natur widerstehen, oder den Strom der Zeiten hemmen? Alles Ding hat seine Zeit. Stat sua cuique dies! —

Die schönen Künste und Wissenschaften, die Künste des Friedens, ein so großes Glück sie auch für den Menschen sind, weil sie ihn erst zum Menschen machen, haben aber doch auf der andern Seite den Nachtheil, daß sie die Völker verweichlichen, schwächen und dem Kriege, wie jeder, mit großer Anstrengung und Körperkraft verbundenen, Unternehmung, abgeneigt machen. Daher ist es denn natürlich, daß eine Nation, wenn sie auf dem

höchsten Gipfel der Kultur steht, auch eben dadurch in Gefahr geräth, eine Beute fremder, weniger gebildeter, aber kriegerischer Völker zu werden. Daher muß Krieg und Frieden immer bey einem Volke mit einander abwechseln, wenn es nicht über kurz oder lang in Schwäche und Apathie versinken und von fremden Nationen unterjocht werden will. Denn zum Glücke und zur Erhaltung der Freyheit und Selbstständigkeit eines Volkes gehört nicht blos, daß es Handel treibe und den Ackerbau, daß es Künste und Wissenschaften kultivire und in Aufnahme bringe; es gehört auch dazu, daß es kriegerisch und jederzeit schlagfertig sey; — daß es sich nicht verweichliche und verzärtele, sondern sich durch Krieg und Strapazen abhärte und nicht vor jeder Gefahr und dem Andrange feindlicher Heere zittere und zage. — Es muß sich durch Muth und Tapferkeit bey andern in Respekt zu setzen wissen und Ausdauer und Entschlossenheit bey großen und allgemeinen Gefahren und Calamitäten beweisen. Es muß also auch den Krieg zu führen verstehen, und nicht blos die Künste des Friedens lieben. Es muß sich zum Kriege rüsten, um das Schwerdt in der Scheide zu erhalten. — Der Krieg ist aber nicht Sache eines, die Ruhe und den Frieden liebenden Volks. Muth in Gefahren, Verachtung des Lebens, Kraft und Ausdauer in Widerwärtigkeiten

und bey den mannigfaltigen Kriegsübeln, können uns die stillen und sanften Musen nicht geben; diese kriegerischen Eigenschaften und Tugenden sind nur im Gefolge des Gottes Mars. — Ein gebildetes Volk, wenn es nicht zugleich den Krieg liebt, kann also um die Länge nicht mehr seine Freyheit und Unabhängigkeit behaupten; es muß sich freywillig oder nothgedrungen einem stärkern und kriegerischen Volke in die Arme werfen, und aufhören, eine eigene Nation zu seyn. So ist es mit allen alten Völkern der Welt gegangen, und wird auch mit uns und allen neuern Nationen über kurz oder lang der Fall einmal seyn. —

Indessen so traurig und unangenehm dieses auch auf der einen Seite ist, seiner Freyheit sich beraubt zu sehen; so hat dieses Schicksal von der andern Seite auch wieder sein Gutes, ja, es ist zur Restauration der Völker gewissermaßen nöthig. Denn beyde Theile, sowol das unterdrückte, als auch das erobernde Volk, gewinnen dabey und das Beste der Welt selbst erfordert einen solchen beständigen Wechsel von Steigen und Fallen der Nationen. So paradox dies auch anfangs erscheinen mag; so wird doch die Folge lehren, daß es auf Wahrheit gegründet sey.

Nicht alle Völker der Erde sind in gleichem Maaße gebildet und civilisirt. Ein Volk zündet

immer sein Licht an dem eines andern an und wird durch dasselbe gebildet. Das ist von jeher der Lauf der Welt gewesen, wie die Geschichte lehrt. Die Indier waren die erste Nation, soviel wir wissen, die einer wissenschaftlichen Bildung genoß, und die Wiege aller Kultur müssen wir daher in Indien suchen. — Von hieraus aber verbreitete sich die Kultur über die ganze Welt, zuerst über die benachbarten Perser, Syrer, Chaldäer, Phönizier, Babylonier, Araber und Aegypter. Von diesen kamen Künste und Wissenschaften zu den Griechen; besonders wurden diese in den Kriegen mit dem Xerxes, Darius u. s. w. mit den Produkten des asiatischen Luxus mehr bekannt. Von den Griechen erhielten die Römer ihre Kultur, und von diesen ging sie zu den Deutschen und Galliern über, als diese mit jenen in nähere Berührung kamen. Was war aber das Mittel, wodurch die Künste des Friedens über die Welt verbreitet wurden? Nichts anders, als der leidige Krieg, so sehr er auch verrufen und so sehr er ein Feind der Künste des Friedens ist. —

Es scheint dies zwar anfangs widersinnig zu seyn; aber ich frage billig: wie wurden die Völker von jeher näher mit einander bekannt; wie kamen sie in nähere Berührung mit einander und in unmittelbare Verbindung? Geschah dies nicht außer

dem Handel, hauptsächlich und gewöhnlich durch Kriege, Eroberungen und Völkerwanderungen? — Ein Volk, das nicht Kriege führt, nie über seine Gränze kommt, oder von allen andern Völkern der Erde entfernt und abgesondert lebt, bleibt immer auf demselben Punkte der Bildung stehen und kommt darin nie weiter; ja, es bleibt vielleicht ewig ungebildet, roh und ungesittet. Zwar leidet das unterjochte Volk und geht anfangs in der Kultur und Aufklärung des Verstandes um mehrere Schritte zurück; ja, es versinkt wol gar, wie Aegypten und Griechenland, eine Zeitlang wieder in Barbarey; — aber die siegende Nation, die dadurch gebildet werden soll, gewinnt dabey desto mehr. Dies ist selbst bey den Türken der Fall, die sonst aller Bildung durch Künste und Wissenschaften abgeneigt sind. Die erobernde Nation fängt immer da wieder an, wo es die besiegte gelassen hat. Sie zündet ihr Licht an dem der andern an. —

Haben wir nicht selbst an den Deutschen davon den deutlichsten Beweis? Wie würde das wilde, barbarische Volk der Germanen gebildet, gesittet und verfeinert worden seyn, wenn es nicht in die schön angebaueten Länder von Italien und Griechenland vorgedrungen und durch die Kreuzzüge nach dem üppigen Morgenlande gekommen wäre, und diese Länder sich unterworfen hätte; wenn es

nicht mit den Römern immerwährende Kriege geführt und dadurch mit dem damals gesittetsten und gebildetsten Volke der Erde, wie mit den Künsten des Friedens durch sie bekannt geworden, oder auch im Solde der Römer gestanden hätte? Ging es nicht den Galliern, Hispaniern und Britten eben so? Würden sie jetzt die gebildeten Nationen seyn, durch welche die schönen Künste und Wissenschaften auf den höchsten Gipfel erhoben sind, wenn die Römer ihre Länder sich nicht durch den Krieg unterworfen und zu römischen Provinzen gemacht hätten? Zwar haben diese Eroberungen viel Blut gekostet, zwar sind besonders durch die Völkerwanderungen und Einfälle nordischer Barbaren, besonders der Vandalen, die glücklichsten und blühendsten Länder der Welt verheert, und die herrlichsten Kunstschätze zerstört worden; aber die guten Folgen, welche alle diese Kriege und Eroberungen für beyde Theile nach sich zogen, sind gleichfalls groß und nicht zu berechnen. Haben wir neuern Nationen von Europa nicht unsre ganze Kultur den Römern und ihrer Verbindung durch den Krieg zu verdanken? Wie lange würde es sonst nicht gedauert haben, ehe in den dunkeln Wäldern Germaniens das Licht der Wissenschaften und der Religion aufgegangen wäre; ehe die Gallier, die kriegerischen Cantabrier, die Belgier und Bataver, die wilden

Deutschen zu gesitteten, gebildeten und verfeinerten Menschen geworden, und die Humanität liebgewonnen hätten? Und wie sehr sind nicht die Künste des Friedens selbst in der Folge durch diese anfangs so barbarischen Völker angebauet worden! —

Es ist also wol gewiß, daß die Welt und das Menschengeschlecht durch Kriege mehr gewinnt, als verliert, und daß beyde Theile, sowol die Besiegten, als die Sieger selbst, großen Nutzen davon haben; es müßte denn der letztere ein Menschenschlag seyn, wie die Türken und Mongolen, die, wie eine Heerde wilder Bestien, nur auf Raub und Mord ausgehen und alle Menschlichkeit ausgezogen haben. Aber auch selbst bey solchen Nationen wird endlich das gute Prinzip und die Humanität die Oberhand gewinnen, und sie werden von ihren Unterthanen und Besiegten nach und nach in ein gesittetes Volk umgeschaffen werden. Ist aber das erobernde Volk schon ein gebildetes, auch dann wird ihm seine Eroberung noch von Nutzen seyn; besonders wenn das besiegte Volk selbst schon zu den gesitteten und gebildeten gehört. Nicht zu gedenken, daß sein Reich durch Eroberungen vergrößert und seine Macht erweitert wird, welches zu seiner Blüthe ein Großes beyträgt. Auch die wissenschaftliche Bildung, die Moralität und Sitten, die Aufklärung gewinnt dadurch ungemein.

Die Erfahrung selbst lehrt ja, daß durch den Krieg ungemein viel nützliche Kenntnisse in der Welt verbreitet, viele nützliche Erfindungen gemacht und das menschliche Geschlecht dadurch auf eine höhere Stuffe der Vollkommenheit erhoben werde; gesetzt auch, daß die Wissenschaften und ihre Kultur eine Zeitlang dadurch leide und verhindert werde. Durch jeden Krieg wird die Welt klüger. — Denn ein Volk kann nicht in allen Dingen gleich groß und vollkommen seyn; es vereinigt nicht alle menschliche Tugenden und Eigenschaften in sich. Jede Nation hat ihre eigenthümlichen Vorzüge, Tugenden und Vollkommenheiten, wodurch sie sich vor allen andern auszeichnet. Mit diesen werden nun die Eroberer mehr bekannt, lernen sie schätzen, lieben und machen sie sich zu eigen. Jede Nation hat ihre ihnen eigenen Sitten und Gebräuche, ihre eigene Religion, und gewisse Künste und Fertigkeiten, worin sie alle andere übertrifft; sie hat vielleicht irgend ein Feld der Wissenschaften vorzüglich angebauet und excellirt darin vor andern. Mit allen diesen Eigenthümlichkeiten und Vorzügen werden denn die Eroberer bekannt und verpflanzen sie in ihr eigenes Land. Hat alles dieses aber nicht auf die Bildung und Vervollkommung des Menschengeschlechts großen Einfluß? Sind nicht die gebildeten Franzosen im letzten Kriege mit Deutschlands eigenthüm-

lichen Vorzügen, mit der deutschen Sprache, mit deutscher Literatur und der protestantischen Religion weit bekannter geworden, als sie vorher waren? Haben sie nicht die alten Vorurtheile gegen die deutsche Nation ziemlich abgelegt; haben sie nicht vieles von uns gelernt, was sie vorher nicht wußten, und sind sie nicht toleranter in Ansehung der Religion geworden? Wie groß mag aber nicht der Gewinn seyn, den die Russen, Kosacken, Baschkiren aus diesem Kriege und der Bekanntschaft mit gebildeten Völkern gezogen haben! Selbst wir Deutschen haben von den Franzosen manches Gute gelernt, was wir sonst nicht wußten, und das Kriegeswesen hat dadurch an Vollkommenheit und besserer Einrichtung sehr gewonnen. Und verdankt Deutschland diesem Kriege nicht seine jetzige bessere Staats-Verfassung und die Repräsentirung des Volks durch Landstände? Dies einzige wiegt schon das Schädliche auf, was der Freyheitskrieg über unser Vaterland und über Europa gebracht hat. Noch mehr aber hat Spanien dadurch gewonnen und die guten Folgen für die Welt, welche aus ihm noch künftig entspringen werden, sind nicht zu berechnen. —

Ist aber das eroberte Land und das besiegte Volk noch ein barbarisches, ungebildetes und ungesittetes, wie es mit den Lusitaniern, Hispaniern,

Galliern, Britten und Germaniern der Fall war, als sie von den Römern bezwungen wurden; so ist der Nutzen, der aus solchen Eroberungen erwächst, an beyden Seiten noch größer. Die wilde, ungebildete Nation liebt zwar noch nicht die schönen Künste und Wissenschaften, welche die Sitten verfeinern und das Leben versüßen und angenehm machen; aber sie besitzt dagegen andere edle Tugenden des geselligen und gemeinen Lebens, die man nur bey unkultivirten Nationen noch in ihrer ganzen Stärke und Reinigkeit antrifft; Keuschheit, Mäßigkeit, Tapferkeit, Treue und Redlichkeit, Gastfreundschaft u. s. w., und ihre Sitten sind noch nicht durch Luxus und Verfeinerung verderbt. Auch ihre Natur ist noch nicht durch Wollüste und geheime Sünden geschwächt; sie steht noch in ihrer ganzen Kraft da und ihre Macht muß nur der größern Kriegeskunst und dem Uebergewichte der, durch Wissenschaften verfeinerten und durch höhere Intelligenz verstärkten, erobernden Nation weichen und unterliegen. Aber können und werden die Eroberer nicht von ihren, sich unterworfenen Unterthanen an Tugend und moralischer Vollkommenheit gewinnen und ihre Sitten veredlen? — Werden sie nicht selbst durch Verschmelzung mit einer solchen noch ungeschwächten und unverdorbenen, edlen Nation an Stärke des Leibes und an körperlicher Kraft wach-

sen, sich selbst gleichsam durch fremdes Blut restauriren, und ihre verlornen Kräfte wieder herstellen? Noch mehr aber gewinnt das bezwungene Volk dabey. Wir haben davon an den Galliern, Spaniern, Italienern und selbst Deutschen die deutlichsten Beweise. Alle diese Völker wurden von den Römern zu einem neuen Volke gleichsam umgeschaffen. Nicht blos die Sprache vermischte sich mit der lateinischen, nein, auch die Sitten und Gebräuche und selbst die Religion wurden gegen einander umgetauscht. Es entstand aus beyden Völkern ein eigenes neues Volk, das durch die Regeneration nicht anders, als gewinnen konnte. Es erzeugte sich ein neuer Menschenschlag, der besser und edler war, als der, woraus er entsprang. — So hat die Natur die Kraft erhalten, sich immer wieder durch sich selbst herzustellen, wenn ihre Werke in Gefahr gerathen, zu veralten oder zu verfallen. Besonders wird das Menschengeschlecht, wenn es veraltet, oder verweichlicht und geschwächt wird, immer durch Herbeyziehung von neuen, noch ungeschwächten Völkerstämmen wieder hergestellt und zum neuen Leben auferwecket. Ist dies nicht weise und gütige Anordnung in der Natur? Zeuget das nicht von einer moralischen Weltregierung deutlich und laut? —

Die Römer und Italier können uns zum besten Beweise dienen, wie sehr eine verweichlichte

und verderbte Nation durch Besiegung von einer andern, noch rohen, ungebildeten und unverdorbenen, gewinnt. Was würde aus dem äußerst verdorbenen und ausgearteten Rom am Ende geworden seyn, wenn es mit seinem Luxus, mit seiner Ueppigkeit und Verschwendung, mit seiner Weltherrschaft noch mehrere hundert Jahre so fortgegangen wäre? — Waren die anfangs so biedern, tapfern, mäßigen und abgehärteten Römer nicht zu den größten Weichlingen, zu den schändlichsten Wollüstlingen, zu den abgefeimtesten Bösewichtern ausgeartet? — Konnten Laster, Bosheit und Verbrechen aller Art wol noch höher steigen, als sie zu Rom, der Hauptstadt der Welt, gestiegen waren? War es nicht hohe Zeit, daß fremde, tapfere, starke und noch unverdorbene Nationen diesem Zustande der Immoralität, Weichlichkeit und Ueberverfeinerung ein Ende machten? War es nicht gut, und ein Glück für die Welt, daß die Italier gezwungen wurden, den Wollüsten und unnatürlichen Lastern zu entsagen, sich wieder zur Arbeit und Frugalität zu gewöhnen, die Calamitäten des Krieges ertragen zu lernen, durch Verschmelzung mit einem fremden, noch unverdorbenen Volke sich zu regeneriren und zu einem neuen, bessern Volksstamme umzuschaffen? —

Eben dies war der Fall mit den verweichlich-

ten Persern und Griechen; auch sie wurden durch die Macedonier und diese und die Griechen wieder durch die Araber und Türken regenerirt. Und so, wie es jenen und den Römern ging, wird es jeder gebildeten und verbildeten Nation am Ende gehen. Es wird und muß eine bessere, stärkere und noch unverdorbene Nation über sie kommen, um sie vom völligen Untergange und Verderben zu erretten, um ihr Blut wieder anzufrischen, ihre Säfte zu verbessern und ihre Natur zu verneuen. Die Natur wendet aber eine solche Radikalkur nur im Nothfalle an, und wenn andere Palliativkuren nicht mehr helfen wollen, wie bey jenen alten Nationen der Welt der Fall war. Auch bey uns wird einmal eine solche Hauptkur nöthig seyn, wenn wir immer mehr verweichlichen und aus einem starken, kriegerischen und tapfern Volke zu Schwächlingen und Weichlingen werden, oder den Wollüsten und Lastern aller Art uns immer mehr ergeben sollten. Noch Einmal hat uns die weise und gütige Vorsehung vor gänzlichem Verfalle der Sitten, vor völliger Apathie und Lethargie bewahrt, und dies Glück verdanken wir den Franzosen und dem letzten 25jährigen Kampfe um die Oberherrschaft mit ihnen. — Dieser Kampf hat die Deutschen wieder auf eine Zeitlang vor Verweichlichung und Schwäche bewahrt, hat ihre Kräfte gestählt, hat ihnen wieder

männlichen Muth, Ehrgefühl, Vaterlands- und Freyheitsliebe eingeflößt und sie wieder zu einem eigenen, freyen, selbstständigen Volke erhoben. Dieser blutige Kampf hat große Männer und Genies im Cabinette und im Felde aus ihnen erwecket, die einst am Sternenhimmel als Sterne der ersten Größe glänzen, und deren unsterbliche Namen in den Jahrbüchern der Welt nie verlöschen werden, hat ihre Freyheit auf lange Zeit gesichert.

Zwar glückt es nicht jeder gebildeten Nation so gut, wie uns Deutschen, uns von dem Joche der Sclaverey wieder frey zu machen, zumal wenn sie schon zu sehr erschlafft und verweichlicht ist, wie einst die Griechen und Aegypter waren, welche jetzt zum Theil in der schimpflichsten Unterwürfigkeit seufzen. Aber vielleicht war es zum Besten dieser unterdrückten Völker nothwendig und zu ihrem Glücke und zu ihrer dereinstigen Wiederherstellung gut und heilsam, daß sie eine Zeitlang ausruhen, brach liegen und blos vegetiren, um unterdessen neue Kräfte zu sammlen und zu einem künftigen, neuen, bessern Leben wieder zu erwachen. Der Mensch gleicht hierin dem Acker, der durch den Winterschlaf der Natur ausruhen und neue Kräfte sammlen muß. Was würde aus dem Acker werden, wenn man ihn nicht eine Zeitlang ruhen lassen wollte? Was würde aus einem Volke werden, wenn es immer aus sich

selbst alles nehmen, durch eigene Kräfte sich wieder herstellen und sich wieder verjüngen sollte, so oft seine Kraft erschöpft ist, und das hohe Alter bey ihm eintritt? Ist es ihm auch möglich, sich selbst wieder zu verjüngen und wie ein Phönix aus der Asche neu hervorzugehen? Müßte es nicht zuletzt ganz schwach werden an Seel und Leib und völlig ab und aussterben, ohne fremde Hülfe? — Hat es aber eine Zeitlang unter fremder Herrschaft ausgeruht, neue Kräfte gesammelt, ist es zur Natur wieder zurückgekehrt, oder mit einem neuen, starken und gesunden Volke in eins verschmolzen; dann wird es einst mit erneuerten Kräften auf den Schauplatz der Welt hervortreten und eine neue bedeutende Rolle spielen können. Dann wird es die schimpflichen Fesseln wieder abwerfen, und als ein neues, verjüngtes Volk, ein neues, besseres Leben anfangen; gesetzt auch, daß es seine vorige Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit in etwas durch die Umwandlung eingebüßt haben sollte, und unter einem neuen Namen in der Weltgeschichte erscheint. Der Hauptzweck ist doch erreicht, die Nation ist vor dem gänzlichen Verderben bewahrt und aus derselben ein neues, starkes und selbstständiges Volk hervorgegangen. Sie hat sich wiedergeboren — Die Vorsehung hat ihren Zweck erreicht! —

VI.

Widerlegung der Beweise für die Einheit des Stammes der Menschenspecies.

Der Herr Hofrath und Professor Ludwig zu Leipzig, will in seinem unten angeführten Buche beweisen, daß es nur eine Menschenspecies gebe und daß alle Verschiedenheiten, welche man unter den mancherley Arten von Menschen antrifft, blos zufällig entstanden und durch Klima, Auswanderungen, Vermischung und Ausartung bewirkt seyen. Die allgemeine Naturgeschichte und Physiologie, die sich immer gleichen Naturgesetze und die Analogie gäben die Mittel an die Hand, diesen Satz zu beweisen. Ich will seine Gründe Wort für Wort hierhersetzen und prüfen; dann wird sich zeigen, daß sie nicht unüberwindlich oder unwiderleglich sind.

„Bewiesen ist, sagt er, daß der Mensch von allen übrigen Thieren unterschieden ist, daß er auch den menschenähnlichsten Affen unähnlich ist; daß

mannigfaltige wirksame Ursachen die Verartung der Menschenspecies hervorbringen konnten; daß der Mensch in Ansehung seiner Tauglichkeit zur Verbreitung alle übrige Thierspecies übertreffe, und daß man seine Species in Spielarten oder Raçen abtheilen könne." *)

Er sucht nun diese fünf Sätze, die er als bewiesen annimmt, noch ferner durch Gründe zu beweisen. Der erste Beweis gründet sich auf die Uebereinstimmung der vorzüglichsten Autoritäten für die Einheit des Stammes unsrer Species. „Zu diesen Autoritäten rechnet er die Bibel, welche aber hierin keine Stimme hat, da die Sache nicht die Religion und Moral, sondern blos Naturgeschichte und andere Wissenschaften betrifft, worin wir der Offenbarung, als solcher, keine Autorität einräumen können, da es gar nicht ihr Zweck war, menschliche Wissenschaften zu lehren. Die ersten Cap. im Moses, besonders die Erzählung von der Erschaffung des ersten Menschenpaars, sind ja aus orientalischen Sagen und Mythen entstanden und zusammengesetzt, wie der Augenschein lehrt, und es kann darauf also keine historische Wahrheit gegründet, noch weniger können Beweise für die Natur-

*) Grundriß der Naturgeschichte der Menschenspecies von Chr. Fried. Ludwig, Prof. in Leipzig. Leipzig 1796.

geschichte daraus hergenommen werden. Man kann aus der Bibel eben so gut das Daseyn zweyer und mehrerer Menschenspecies, als einer beweisen; denn sie theilt das Menschengeschlecht in drey verschiedene Arten, in die Kinder der Elohim, der Menschen und der Riesen. — Welche von beyden Angaben ist nun die wahre? Zwar blieben in der Folge die Juden und ihre Lehrer und Schriftausleger blos bey der Mythe von einem einzigen Menschenpaare stehen, und ließen von demselben alle andere Menschen abstammen; selbst die Lehrer des Christenthums und die Schriftsteller des neuen Testaments bleiben dieser Meynung getreu, daß von einem Blute oder Menschen alle Menschengeschlechter auf dem ganzen Erdboden abstammen. Aber wer waren diese Stifter des Christenthums? Waren sie nicht allesammt von Geburt Juden, und in der jüdischen Religion und rabbinischen Gelehrsamkeit erzogen? Ist es zu verwundern, daß sie in Dingen, welche keinen wesentlichen Einfluß auf die Religion und Besserung der Menschen hatten, bey den herrschenden Meynungen, Ideen und Vorstellungen ihres Volks blieben? Konnten sie auch wol schon in ihrer Lage und unter ihren Umständen mehr wissen, und unsre jetzigen Einsichten und Kenntnisse in der Geologie, Naturgeschichte und Physik haben, wenn wir nicht etwas unmögliches von ihnen ver-

langen wollen? Läßt sich wol erwarten, wenn wir auch eine wirkliche Offenbarung annehmen, daß Gott die Verf. der heil. Schrift werde in Dingen und Wissenschaften belehrt haben, die gar nichts mit der Religion zu schaffen hatten, wovon damals gar nicht die Rede war und seyn konnte, und um welche sich noch Niemand bekümmerte? War es denn auch so schädlich und nachtheilig für die neue Religion, die gestiftet werden sollte, ob mehr, als ein Paar Menschen geschaffen worden, oder ob mehr, als eine Species von Menschen in der Welt sey? Genug! wenn sie alle Menschen und Kinder Gottes waren, um sich unter einander zu lieben. Mehr bedurfte es nicht, um die große Absicht des Stifters des Christenthums zu befördern und zu erreichen; lieben aber können wir uns, wenn wir gleich mehrere Stammeltern haben, und wenn auch unser Geschlecht aus noch so vielen Arten besteht. Genug! daß wir Alle Menschen sind und keine Affen, daß wir Alle menschliche Vernunft besitzen, und das Bild Gottes an uns tragen. — Wenn Jesus, um die Unrechtmäßigkeit der Ehescheidung, und folglich auch der Polygamie gegen die jüdischen Sophisten zu beweisen, sich des Beweises bedienet: wisset ihr nicht, daß der, der anfangs die Menschen erschuf, nur einen Mann und eine Frau erschaffen hat? so war dies ein Beweis κατ' ἄνθρωπον, weil er wußte,

daß seine Gegner nicht an der Glaubwürdigkeit ihres Gesetzgebers Moses zweifelten, und sie also am besten auf die Art widerlegt werden konnten. War diese Art zu disputiren etwa unerlaubt oder der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zuwider? Das will mir nicht einleuchten. Gesetzt aber auch, Jesus habe an diese Meynung von einem ersten Menschenpaare und einer Menschenspecies wirklich geglaubt, und in Moses Worte keinen Zweifel gesetzt: sollte dieses wol seiner Lehre und göttlichen Sendung Eintrag thun? Er war ja nicht gesandt, um Naturgeschichte zu lehren, sondern Moral und Tugendlehre!

Die übrigen Autoritäten, welche der Hr. Verf. anführt, als die Schriften der besten Gottesgelehrten, welche die mosaische Schöpfung erzählen und erklären, als Herder, Wünsch, Zöllner u. s. w. kann ich gar nicht dafür anerkennen. Denn diese gründen sich alle auf die irrige Meynung und Annahme, daß alles, was in der Bibel stehe, Offenbarung sey, es möge nun Religion, oder sonst etwas betreffen. Daher glauben denn diese Männer, daß auch die Erzählung von der Erschaffung nur Eines Menschenpaares wörtlich wahr und unwiderleglich sey. Sie bedenken aber nicht, daß zwar die heil. Schrift Offenbarungen Gottes enthalte, aber daß nicht alles, was darin steht, Gottes Wort,

sondern auch vieles Menschenwort sey. Denn alles, was zur Geschichte, Zeitrechnung, Physik, Naturhistorie, Erdbeschreibung, Völkerkunde u. s. w. gehört, wird man doch nicht für Gottes Wort erklären wollen? Und waren die heil. Schriftsteller unvollkommne Menschen, wie wir, deren Einsichten in menschlichen Wissenschaften lange noch nicht an die unsrigen reichten; sollten sie nicht auch hie und da sich geirret haben, oder noch schwache, irrige Einsichten verrathen? Dies anzunehmen und einzugestehen, thut ihrer Glaubwürdigkeit und ihren übrigen Verdiensten keinen Eintrag. Vielmehr wäre es ein Beweis gegen ihre Autenticität, wenn sie anders gedacht und geschrieben hätten, als sie thaten, oder wenn sie schon unsre jetzigen Kenntnisse und Einsichten in menschlichen Wissenschaften verriethen. Aber ihre Schriften sind ganz dem frühern Zeitalter und dem Ideenkreise ihrer Zeitgenossen angemessen. Und das ist uns sehr viel werth! —

„Einen zweyten Beweis, fährt Ludwig fort, gibt mir die Geschichte der Auswanderungen, unterstützt durch das Zurückführen der angehenden Raçen zu den untergeordneten, dieser durch unzählige Grade und Siebschaften (Sippschaften) zu den Hauptraçen und dieser zu dem Stammpaare nach

den Sprachresten und den Sittenähnlichkeiten an die Hand."

„Man darf überhaupt nicht die vom Stamme als Centrum in entfernten und verschiedenen Punkten der Peripherie stehenden Raçen mit einander zusammen halten, sondern alle Mittelraçen und dazwischen fallende Nüancen mit zu Rathe ziehen."

Die Geschichte der Auswanderungen, worauf sich der Verf. hier beruft, ist weiter nichts, als die mythologischen Angaben und Erzählungen der Bibel, worauf man nichts gewisses bauen, und woraus man nichts beweisen kann. Er nimmt mit den Juden an, daß alle Menschen vom Paradiese in Indien ausgegangen, und nachher durch eine große Fluth bis auf wenige wieder vertilget worden sind; daß Noah und dessen Familie aber nachher die ganze Erde wieder nach und nach bevölkert haben. Es ist aber unter Naturforschern eine längst ausgemachte Sache, daß die Verbreitung der Menschen und Thiere vom Paradiese in Asien aus über den ganzen weiten Erdboden theils unmöglich, theils unwahrscheinlich sey; — daß die noachische Fluth nur theilweise war, und Hochasien vermuthlich betraf. Die Namen Noahs und seiner drey Söhne sind offenbar symbolische Namen, und die ganze Erzählung gründet sich auf eine alte Mythe. Worauf stützt sich nun also die Geschichte der Aus-

wanderung der Menschen aus dem Paradiese oder der Arche Noah? Blos auf Sagen und Vermuthungen, oder auf philosopheme und historische Mythen der alten Welt, die das Gepräge der Dürftigkeit und Unbekanntschaft mit der Geologie und Naturgeschichte deutlich verrathen. —

Zwar haben die Neuern, als Zimmermann, Kant, Zöllner, Meiners, der Verfasser der kosmologischen Unterhaltungen u. a. m. die jüdischen Hypothesen und Sagen sehr wahrscheinlich gemacht und vielfältig ausgeschmückt. Aber was hilft alle Ausschmückung und eine noch so annehmliche und wahrscheinliche Darstellung, wenn die Sache eine bloße Hypothese ist, oder blos auf Sagen beruht, keine historische Wahrheit ist, oder Gründe, die in der Natur der Sache liegen, wider sich hat? „Zimmermann läßt die Urzüge den Flüssen und Bergketten folgen, und die ersten Familien, durch die größere Volksmenge vertrieben, von ihrem erhabenen Geburtssitze herabsteigen. Die eine Kolonie nahm jenseits des Urals die Flächen zwischen diesem und dem Kaukasus ein, oder im Fall diese noch überschwemmt war, zog sie höher hinauf und drang mit der Zeit bis nach Europa. Eine zweite gab auf der Nordseite des Altaischen Gebirges nicht nur den nördlichen Nationen Sibiriens ihre Väter, und wenn kein russischer Archipel schon da war,

brachte sie einen Theil der zu oberst wohnenden Nordamerikaner hervor. Eine dritte stieg südwärts herab, bevölkerte Arabien, Indien und die dazu gehörigen Inseln. Hing Afrika damals durch eine große Fläche mit Asien zusammen, so konnte es leicht bevölkert werden. Doch konnte dies auch von Europa her geschehen. Eine südöstliche Kolonie endlich brachte die Chinesen, Koreaner und die übrigen dortigen Völker hervor."

„Der Verfasser der kosmologischen Unterhaltungen nimmt an, daß Amerika vor der Sündfluth sowol mit Afrika, als mit Asien und Ostindien noch zusammenhing, so, wie auch Afrika von Ostindien nicht getrennt war. Hingegen waren nordwärts einzelne Gegenden, die jetzt festes Land sind, vormals noch mit Wasserfluthen überdeckt. Kettengebirge und große Flüsse, die nach allen Himmelsgegenden sich hinziehen, liegen in der Nähe des Landes der Patriarchen. Die ersten Kolonien gingen dem Aufgange der Sonne nach und verbreiteten sich zuerst nach und nach über Sina und Indien, bezogen die Flächen, welche damals Asien und Amerika vereinten, und endlich das südliche Amerika selbst. Von welcher großen Fläche nur einige Inseln übrig geblieben sind."

„Ein anderer Zug begab sich nach Süden, drang durch Arabien und verbreitete sich in Süd-

afrika. Eine dritte Kolonie zog nothgedrungen westlich nach Persien, Kleinasien, Aegypten und ganz Nordafrika, ferner Griechenland und Nordeuropa. Späterhin, denn eher konnte es nicht geschehen, als bis in Norden Erde sichtbar worden war, wurde eine vierte Kolonie nach Norden hingedrängt. Andere zu diesen auswandernden Stämmen gehörige Kolonisten begaben sich über den Ural nach Nordeuropa, und besetzten Rußland, Polen, Deutschland, Scandinavien und Brittannien; andere zogen nordostwärts und gelangten selbst nach Nordamerika, welches damals noch mit Nordasien zusammenhing. Die Polarländer wurden zuletzt besetzt; ja, einige zuletzt aus der See hervorgegangene Landflecken sind noch nicht einmal jetzt von Menschen bewohnt." *)

„Meiners endlich nimmt vorzüglich zwey Völkerstämme an, den mongolischen und den kaukasischen. Der erstere theilt sich wieder in die eigentlichen Mongolen und in die Kalmycken. Der zweyte in die celtischen, sarmatischen oder slavischen und morgenländischen Völker. Diesen reihet er wieder mehrere andere an." **)

---

*) Wünsch kosmol. Unterhandlungen. III. S. 130. u. s. w.

**) Meiners Grundriß der Geschichte der Menschheit. S. 61. u. s. w.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Sache sich so denken läßt und ganz plausibel, besonders von Zimmermann, vorgetragen ist. Auch ist es möglich, daß die oben genannten Schriftsteller in einzelnen Fällen recht haben und daß ihre Angaben sich zum Theil auf Daten und wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Denn die Aehnlichkeit mancher Völker, besonders in Sprachen und Gesichtsbildungen, und selbst die alte Geschichte sind uns ein Beweis, daß viele Völker von Asien ausgegangen sind und sich von dort über die Erde verbreitet haben. Besonders ist unser Welttheil von Zeit zu Zeit von asiatischen Nationen überschwemmt worden. Auch die Geschichte unsrer Kolonien in Amerika beweiset die Möglichkeit einer solchen Bevölkerung des einen Welttheils durch den andern. Aber folgt daraus, daß die immer und von Anfang so gewesen sey, daß Asien allen Welttheilen, auch den entferntesten Inseln ihre Bewohner gegeben habe, und daß die Bevölkerung der Erde auf keinem andern Wege konnte bewerkstelligt werden, als auf dem oben angegebenen, welchen man sich ausgedacht hat? A posse ad esse non valet consequentia! War es denn der Natur unmöglich, jedem Himmelsstriche seine besondern Menschen gleich anfangs zu geben? Und führt uns nicht die Männigfaltigkeit der menschlichen Raçen und Stämme selbst auf diesen Glauben?

Gesetzt auch, daß einige Stämme, besonders der kaukasische, sich sehr weit verbreitete und viele Kolonien aussandte; gilt dieses deshalb von allen Stämmen? Und mußten denn die Länder, welche von asiatischen Völkern überschwemmt wurden, nothwendig noch ganz menschenleer seyn? So, wie Amerika schon längst eine starke Bevölkerung hatte, als die Spanier es eroberten und die ursprünglichen Bewohner bey hunderttausenden vertilgten; so hatte auch wahrscheinlich schon früh Europa seine Menschen, welche aber von Völkerschwärmen unterjocht oder vertrieben wurden, welche von außen kamen. Die Afrikaner aber, außer den Aegyptern, Carthagern und Mauren, können wol keine Abkömmlinge von Asiaten seyn, weil ihre schwarze Farbe und ihr ganzer Körperbau beweisen, daß sie eine andere Art Menschen sind, als jene. Daher auch Meiners schon zwey Arten von Menschen, nemlich den mongolischen und kaukasischen Stamm annimmt. Aber die Mongolen sind keine Neger und bilden einen Stamm für sich. — Warum wollen wir auch so hartnäckig auf der Meynung bestehen, daß die ganze Welt von Asien aus bevölkert worden sey, und daß die Natur grade diesen Gang in der Hervorbringung der so mannichfaltigen Menschenstämme gewählt habe? Was zwingt uns zu so einem unglaublichen und widernatürlichen Sy-

steme? Man gestehe es nur; Vorurtheile und Aberglauben, den man mit der Muttermilch eingesogen hat. — Man will die historische Glaubwürdigkeit der Bibel und ihre Zeitrechnung und Erdkunde, nicht ganz fallen lassen oder bezweifeln. Man glaubt, die Religion selbst würde dadurch leiden, und der Glaube an die Offenbarung künftig ganz wegfallen. Aber dies ist eine unnöthige Furcht und man kann an die Göttlichkeit der Bibel und Offenbarung immerhin glauben, ohne deshalb das Menschenwort darin und die temporellen Meynungen und individuellen Vorstellungen ihrer Verfasser, die immer noch Menschen waren und blieben, zu verkennen und zu leugnen. Beruhet nun die Erzählung vom Paradiese und der Sündfluth, und von der Bevölkerung des ganzen Erdbodens durch Noahs drey Söhne, blos auf Sagen und Mythen, oder gar auf Philosophemen, wie hinlänglich erwiesen ist und jetzt jeder vernünftige Gottesgelehrte als unbezweifelt annimmt: so läßt sich auch gar nichts Gewisses daraus herleiten, und wir können und müssen glauben, was der Vernunft gemäß ist und wozu uns unsre höhern, reifern und bessern Einsichten in der Länder- und Völkerkunde zwingen. —

„Der dritte Beweis, fährt Ludwig fort, gehört mit zu den vorzüglichern, weil er so ganz besonders viel Gründe für sich hat. Diesen führe

ich von der Kräftigkeit der Ursachen, welche die Verartung bewirkten, vereinbart mit der so ganz besonders großen Biegsamkeit unsrer Species. Zu den wirksamsten gehören die Begattung, der klimatische Einfluß, die Nahrungsmittel, nebst den Sitten. Die Verwischung der Stammgestalt ging nicht allezeit plötzlich, sondern insgemein allmählig vor sich. Die weiße Haut wird eher schwarz, als umgekehrt die schwarze weiß. Keine Thierspecies, wol auch keine Pflanzenspecies hat sich so ganz vorzüglich häufig gemischt, als die Menschenspecies. Auf keine andere Thierspecies wirkten so viele Ursachen der Verartung und so ungehindert, als auf die Menschenspecies."

Ich gebe zu und räume es dem Verf. gern ein, daß obige Ursachen, als die Begattung, das Klima, Sitten und Gebräuche und selbst die Nahrungsmittel viel zur Ausartung der Menschen beytragen können und auch gethan haben. Dennoch kann man nach meinem und vieler Gelehrten Dafürhalten, die allzugroße Verschiedenheit der Menschenarten daraus nicht blos und allein herleiten. Je mehr man die Erde und ihre Bewohner kennen lernt, je mehr leuchtet der Unterschied unter denselben hervor. Man vergleiche nur die Schädel und die Bildung des Körpers von verschiedenen Menschenstämmen mit einander, z. B. eines Ne=

gers und Asiaten oder Griechen, und man wird die Verschiedenheit leicht bemerken. Der Abstand ist so groß, als der zwischen den verschiedenen Affen- und Hundearten. Wer glaubt wol noch, daß der Pudel und das Windspiel, der Orang-Utang und der Nachtigallaffe einen und denselben Stammvater haben? Ist es nicht glaublicher und vernünftiger, anzunehmen, daß die Natur gleich bey der Erschaffung mehrere Species von Thieren einerley Art hervorgebracht habe, die man alle unter ein Genus bringen kann? Wir sind nur zu sehr verblendet und an den Glauben vom Paradiese, oder gar Kasten Noah, aus der, wie aus einer vagina gentium, alle Völker ausgegangen seyn sollen, gewöhnt; sonst würde Niemand mehr glauben, daß es nur Eine Menschenspecies auf dem ganzen weiten Erdenrunde gebe, oder annehmen, daß alle Menschen einen einzigen Stammvater hätten. Was würde wol ein griechischer oder römischer Philosoph, der nie etwas von dem Paradiese oder Kasten Noah gehört hätte, urtheilen, wenn man ihm Abbildungen von so mannigfaltigen Menschenstämmen vorlegte, oder ihm Blumenbachs Schädelsammlung vorzeigte, und ihm daraus beweisen wollte, daß alle jene Menschen nur eine Species ausmachten, und alle von Adam herstammten? Würde er nicht diese Behauptung bezweifeln und sich darüber

wundern? Würde er nicht den großen Unterschied bald gewahren und bemerken, daß jedem Völkerstamme das Siegel des Landes und Klimas sichtbar aufgedrückt sey, das seine Individuen an sich tragen? Sollte er diesen Character indelebilis für eine bloße Wirkung der Ausartung erklären? Ich zweifle hieran sehr.

Warum will man auch hierbey zu zufälligen Ursachen, oder gar zu gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um die Verschiedenheit in der Bildung der Menschenstämme zu erklären? Es ist wahr, Auswanderungen, verändertes Klima, körperliche Vermischung mit Menschen von andern Stämmen und Raçen, Nahrungsmittel, Lebensart und Gewerbe, Sitten und Gewohnheiten, können Veränderungen im Körperbau, in der Physiognomie, und selbst der Seele und ihrer Kräfte hervorbringen; aber alles können sie nicht bewirken, was wir an den verschiedenen Menschenarten bemerken, und den eigenthümlichen Charakter jeder Nation können sie nicht vertilgen. Die Juden, Zigeuner, Neger u. s. w. bleiben und sind noch immer Juden u. s. w. so lange sie auch schon in andere Gegenden und Klimate versetzt worden. Es geht dem Menschengeschlechte wie dem Saatkorne, welches sich zwar veredelt und verschlimmert, je nachdem es in guten oder schlechten Boden fällt, oder wenn

es aus einer Gegend in die andere versetzt wird. Aber es behält doch immer seine Natur und Beschaffenheit bey, wenn es auch noch so sehr sich zu seinem Vortheile oder Nachtheile verändert. Nie wird aus Waizen Hafer werden und umgekehrt, man mag beydes in ein Klima bringen, wohin man will. So ist es auch mit dem Menschen und seinen verschiedenen Arten und Gattungen. Er bleibt immer Mensch, gehört zu dem Menschengeschlechte und zieht seine Natur nie ganz aus, wohin er auch versetzt wird, und so sehr er auch ausartet und den Affen oder andern Thieren des Feldes ähnlich wird. Er eignet sich zwar manches von dem Lande und den Menschen, unter die er versetzt wird, an, seine eigenthümlichen Eigenschaften und Auszeichnungen verlieren sich vielleicht in Etwas durch unaufhörliche Verheirathung mit andern Menschen und den Eingebornen des Landes, so, daß man auf den ersten Blick ihn nicht mehr für den ehemaligen Bewohner eines andern Welttheils und für einen Abkömmling eines eigenen Menschenstammes erkennt. Aber ganz werden doch die ihm eigenthümlichen Charaktere seiner Natur und ursprünglichen Beschaffenheit dadurch nicht verwischt werden. Sie bleiben ihm unter allen Himmelsstrichen eigen und unter allen Umständen, er mag hinverschlagen werden, wohin er will. Seine ursprüngliche Natur,

wobey das Land und Klima, in denen er erzeuget ist, mitgewirkt haben bey seiner Entstehung, behält immer die Oberhand, und kommt am Ende wieder bey den Nachkommen zum Vorscheine, wenn die Hindernisse jener Ausartung weggeräumt werden und die Umstände sich zu seinem Vortheile ändern. Auch entsteht zuweilen ein Mittelschlag und eine Spielart, der man aber ihre Abkunft leicht ansehen kann.

Der Verf. nimmt den Beweis für seine Behauptung auch aus der Hauptfarbe des Menschen her. Er sagt: „die weiße Haut wird eher schwarz, als umgekehrt, die schwarze weiß." Er nimmt also an, daß die Grundfarbe des Menschen von Natur die weiße sey, und daß die Abänderungen derselben in gelb, braun, roth und schwarz blos durch das Klima und die Sonnenstrahlen bewirkt worden und noch immer bewirkt werden. Aber wenn ich auch zugebe, daß die weiße Haut eher braun oder schwarz wird, als umgekehrt, die schwarze weiß; so läßt sich doch das erstere, daß die Grundfarbe des Menschen weiß gewesen und noch sey, daraus nicht apodiktisch beweisen. Es ist noch lange nicht bewiesen, daß aus einem Weißen ein wirklicher Neger, und aus einem wahren Neger ein Weißer werden könne; es müßte denn ein Albino oder Kakerlake seyn, welcher aber nur durch Krankheit entstehen

kann. Es ist also noch ein Problem, ob die ersten Menschen schwarz oder weiß waren, als sie aus der Hand der Natur kamen. Um das eine oder das andere zu behaupten, oder zu beweisen, müßte man erst mit Gewißheit darthun, wo das Paradies war, und ob nur ein Land oder mehrere zugleich Menschen erzeugten und hervorbrachten. Im letztern Falle richtete sich die Hautfarbe derselben natürlich nach dem Klima und den Umständen, und es war ganz natürlich, daß der Norden weiße, der Süden braune, der Osten schwarze, und der Westen rothe Menschen, mit veränderten Umständen, hervorbrachte. — Wir haben also nicht eine, sondern wenigstens vier Grundfarben der menschlichen Haut anzunehmen, aus welchen die verschiedenen Abstufungen und Uebergänge in gelb, bräunlich u. s. w. entstanden sind. Daß die natürliche oder Grundfarbe des Menschen nicht blos die weiße sey, beweiset auch der Umstand, daß die neugebornen Kinder der Amerikaner und Neger nicht weiß, sondern gleich von Natur roth oder schwarz sind, wie man aus den neuesten Nachrichten darüber zuverlässig weiß. Der Grund des Verf., daß die weiße Farbe eher in die braune oder schwarze übergehet, als die letztere in die weiße, beweiset also mehr für, als wider die Sache; oder ist ein Beweis, daß die schwarze eine Grundfarbe ist. Es ist vielmehr ent=

schieden, daß ein Weißer nie ein wahrer Neger und dieser nie ein wirklicher Weißer werden kann; denn sonst müßte jeder seine Natur ausziehen, zumal da der Unterschied nicht blos in der Farbe besteht, welche nur eine Nebensache ist.

Warum wollen wir also nur Eine Grundfarbe für den Menschen annehmen, und die Natur zwingen, daraus alle jene mannigfaltigen Abstuffungen zu bilden, welche wir in Ansehung der menschlichen Haut in der Welt antreffen? Hieße das nicht der Natur Gewalt anthun? Weiß der Schöpfer nicht am besten, was den Gesetzen der Natur gemäß ist? Warum wollen wir nur in diesem Punkte die Wunder der Schöpfung, ihre Mannigfaltigkeit und Zweckmäßigkeit, leugnen, und so karg damit seyn; da wir doch in allen andern Fällen so freygebig mit Wundern sind, und die große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in den Werken Gottes eingestehen? Erfahrung und Naturgeschichte lehren, daß jedes Klima und jeder Erdstrich seine ihm eigenthümlichen Thiere und Pflanzen hat; warum sollen wir nun allein mit dem Menschengeschlechte hierin eine Ausnahme machen? Hat aber jedes Klima seine eigenen Menschen hervorgebracht; so muß sich auch ihre Natur und Beschaffenheit zugleich nach den Umständen und der Natur des Landes gerichtet haben, worin sie ent=

standen. Ihre Gesichtsfarbe mußte also so verschieden seyn und ausfallen, als die Länder und Klimate waren, die sie hervorbrachten. Nichts ist natürlicher, als das! Was brauchen wir uns also länger noch den Kopf darüber zu zerbrechen, woher die vielen Arten von Gesichtsfarben entstanden sind? Warum überließ man diese Sorge nicht der Natur oder Weisheit Gottes. War die Hautfarbe nicht eine natürliche Folge des Klimas und des Himmelsstriches, worin die Menschen sich erzeugten? Aber ein Anderes ist es, einen weißen Menschen in einem schwarzen zu verwandeln, oder umgekehrt; das wäre ein Wunder, und Wunder thut die Natur nicht. Alle ihre Werke beruhen auf natürliche Gesetze, und folgen aus der Natur der Sache selbst. Man lege doch endlich einmal die Vorurtheile ab, und folge der Vernunft! — Ist die Entdeckung immer neuer unbekannter Menschenstämme denn nicht Beweises genug, daß es der Natur möglich war, vielerley Arten von Menschen mit allerley Gesichtsfarben zu schaffen, wie sie vielerley Arten von Hunden, Affen, Bären, Elephanten, Pferden, Stieren u. s. w. hervorgebracht hat, wie es die Umstände mit sich brachten? Warum soll also blos der weiße Menschenstamm aus der Hand Gottes unmittelbar hervorgegangen, und die übrigen farbigen Menschen, derer unendlich viel mehr sind, als

die wenigen weißen, alle Ausartungen, Bastarde, Mißgeburten seyn? Ist das nicht, wo nicht unvernünftig, doch wenigstens lieblos geurtheilt? Und verräth das nicht einen heimlichen Stolz auf unser Geschlecht, unsern Stand und unsere Gesichtsfarbe? Was wollen wir den Negern oder Amerikanern entgegensetzen, wenn sie behaupten, daß das Paradies in ihrem Lande gewesen sey, und daß alle weiße, gelbe und braune Menschen nichts weiter, als ausgeartete sind? Wer hat uns den Besitz des Paradieses allein vermacht? Warum soll der weiße Mensch einen Vorzug vor allen andern haben, blos weil er weiß ist? Zwar ist uns die schwarze Farbe widerlich; aber das kommt von einem verwöhnten Geschmacke. Es gibt unter den Schwarzen so gut wirkliche Schönheiten, als unter den Weißen, und selbst das Blut erhöhet bey erstern die Schönheit ihrer Wangen, besonders bey dem weiblichen Geschlechte. Die Haut, die Zähne und die Lippen sind unstreitig schöner bey den Negern, als bey den Weißen. Die Schönheit ist überhaupt relativ, und richtet sich nach der Gewohnheit, ja gar nach der Mode. Und so wie wir Europäer die Afrikaner für häßlich halten; so finden dagegen letztere nichts häßlicher in der Natur, als die weiße Farbe. Jedoch dies nur beyläufig. —

Die Hauptsache, worauf hierbey alles an=

kommt, und wodurch der Streit allein entschieden werden kann, beruhet blos darauf, zu beweisen, wo das Paradies gewesen, und ob wir nur eins oder mehrere annehmen müssen? Dies kann aber nur durch wahrscheinliche Gründe, welche die Naturkunde, Erd- und Völkerkunde, Geschichte und Sprachforschung uns an die Hand geben, ausgemacht werden. Die Bibel hat hierin keine Stimme; denn das, was sie hiervon sagt, beruhet auf Philosophemen der alten Welt, oder doch nur auf Sagen und Mythen, worauf man nicht bauen kann, und die das Gepräge von Unbekanntschaft mit der Natur-, Völker- und Länderkunde an sich tragen. Aus der Beschreibung des Paradieses im Moses läßt sich nicht mit Gewißheit beweisen, wo der Garten Eden eigentlich gelegen habe. Buttmann hat in seiner ältesten Erdkunde des Morgenländers sehr gründlich gezeigt, daß der Verf. des Mythus vom Paradiese zwar in Indien lebte und dichtete, weil seine Beschreibung ganz auf Indien paßt; daß er aber das Paradies jenseits der armenischen Gebirge, und also nicht nach Indien selbst verlegt, und also gar kein bestimmtes Land angiebt, wo der Garten Eden gewesen ist, der auch nicht das ganze Paradies, sondern nur einen kleinen Theil desselben ausmachte. Nicht zu gedenken, daß die ganze Erzählung eine bloße Dichtung ist, so können wir

also den Park Eden hin versetzen, wohin wir wollen, und Ostasien so gut, wie Süd- und Nordasien, oder umgekehrt, zur Wiege des Menschengeschlechts machen. Denn alles Land, was hinter den Gebirgen liegt, eignet sich hiernach zum Paradiese. Da nun die Länder Asiens von ganz verschiedenen Menschenstämmen bewohnt werden, die auch an Gesichtsfarbe sehr verschieden sind; so bleibt es immer noch unentschieden, welcher von allen Stämmen desselben zuerst aus der Hand der Natur hervorgegangen ist, und was dieser Stamm für eine Gesichtsfarbe hatte? Die ältesten Geschichtschreiber, selbst die Bibel, erwähnen schon zwey verschiedener Menschenarten, weiße und schwarze. Es verstanden die biblischen Schriftsteller unter dem Lande Cusch, oder Aethiopien, wie Buttmann zeigt, auch nicht Afrika und das Mohrenland, wovon sie noch keine Kenntniß hatten; sondern Indien, oder vielmehr den Theil desselben, worin früh schon ein brauner Menschenstamm wohnte. In der Folge aber, als die Israeliten auch die Afrikaner kennen lernten oder die Neger, ging der Name Cusch auf Aethiopien über und verblieb ihm allein. Es muß also schon früh weiße, gelbe, braune und schwarze Menschen gegeben haben.

Das, was der Verf. im folgenden §. 330. anführt, will nicht viel sagen. „Hiermit muß man,

heißt es, die treffend ähnlichen Beyspiele von höchst mannigfaltiger Degeneration in der übrigen animalischen und auch vegetabilischen Schöpfung verbinden. Hierher gehören also die Beyspiele der Hunde, Pferde, Stiere, Schaafe, Schweine, der Hühner und des andern Hausgeflügels, der Tulipanen, Nelken und anderer Vegetabilien, kurz aller zur Domesticität geführten organischen Körper."

Womit will denn der Verf. beweisen, daß die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Thiergattungen in den verschiedenen Himmelsstrichen blos von Degeneration herrührt und davon kommt, daß diese Arten von Geschöpfen domesticirt sind? Freylich hat dieses etwas gethan, so, wie bey den Menschen die Kultur, oder die Versetzung in andere Länder und Weltgegenden; aber blos und allein darf man jenem Umstande die Ausartung und Verschiedenheit unter den Hunden, Pferden, Kühen, Katzen, Schweinen u. s. w. nicht zuschreiben. So gut, wie die Natur gleich anfangs mehrere Species von Menschen hervorbrachte, gab sie auch gleich jedem Lande seine eigenen Hunde- Schweine- Stier- und Pferderaçen. Das übrige ist auf die Rechnung des Domesticirens oder Zahmmachens zu schreiben, und die Mannigfaltigkeit in den Nelken, Tulpen und andern Blumen wird blos durch Kunst hervorgebracht, oder rührt von der Ueppigkeit des Wachs-

thums, einer Folge des fetten und fruchtbaren Bodens, her, fällt aber beym Mangel der Kultur und Pflege wieder weg.

Was der Verf. ferner von der Aehnlichkeit der ausführlichsten Anatomien und der Uebereinstimmung der Physiognomieen der nähern und entferntern Raçen sagt, ist längst von Sömmering und andern Anatomen widerlegt, welche den wesentlichen Unterschied zwischen einem Neger und Weißen hinlänglich bewiesen haben.

„Ich komme, sagt er, zu der vollkommnen Gleichheit aller Menschen in Ansehung ihrer Denkfähigkeit und Seelenkraft und ihrer übereinstimmenden Anlage zu moralischer Güte. Moralische Güte ist kein Vorrecht irgend einer Menschenvarietät. Unter jedem Volke hat es von jeher einzelne Weisere, Edlere gegeben."

Dies alles will ich allenfalls dem Verf. zugeben, ohne daß es nöthig ist, zu glauben, alle Menschen machten nur Eine Species aus und wären alle von einerley Stamme. Sind wir denn nicht alle Menschen, wir mögen nun weiß, gelb, braun oder schwarz seyn, wir mögen Europäer, Asiaten, Afrikaner, Amerikaner, Australier oder Polarmenschen heißen? Alle Menschen tragen das Bild Gottes an sich und unterscheiden sich vom Thiere durch ihre moralische Natur. Unter allen Völkern sind von

Zeit zu Zeit Genies aufgestanden, welche sich über andere ihres Gleichen erhoben haben; unter allen hat es Edlere gegeben und gibt es noch. *)

Zwar haben Klima, Lage und Umstände hierin großen Einfluß und daher kommt es wol, daß einzelne Nationen, besonders vom weißen Stamme in Asien und Europa, sich schon sehr früh gebildet, weit über andere Menschen, ihre Brüder, erhoben, und es allen in Künsten und Wissenschaften zuvorgethan haben. Aber wenn die Umstände für die übrigen, noch in Wildheit und Rohheit lebenden Menschen, erst einmal günstiger werden; so werden auch sie sich ermannen, und ihren gebildetern Mitmenschen nachzustreben suchen. Die Reihe, kultivirt zu werden, ist nur noch nicht an sie gekommen. Zwar scheint auch in Ansehung der Seelenkräfte unter den verschiedenen Arten der Menschen ein Unterschied Statt zu finden, und die Bildsamkeit manches Stammes größer zu seyn, als die des andern. Man kann es sich nicht gut erklären, warum die Afrikaner, während so vieler tausend Jahre, es nicht weiter in der Kultur gebracht haben, und so

*) Gesetzt auch, daß kein Unterschied unter den Menschen weder in Ansehung des Leibes, noch der Seele sey, folgt daraus nothwendig, daß sie alle von Einem Paare abstammen müssen? —

weit hinter uns zurückgeblieben sind? Die Feuerländer, Polarmenschen, Lappländer u. s. w. scheinen wenig Verstandskräfte zu besitzen, und die Mannigfaltigkeit der Natur in ihren Werken beweiset sich auch hierin. Die Lage und Umstände, das Klima und der unfruchtbare Boden, worin diese Völker leben und ihre Existenz erhielten, machten es unmöglich, daß ihnen größere Fähigkeiten, Anlagen und Seelenkräfte zu Theil werden, oder daß sie sie ausbilden, und sich zu der Höhe von Kultur erheben konnten, welche andere Nationen, durch Klima und andere Umstände begünstigt, erreichten. Menschen bleiben sie aber demohngeachtet immer und unterscheiden sich überall von den Thieren. — Künftige Zeiten und günstige Umstände werden auch sie einmal auf einen höhern Standpunkt erheben. *) —

„Der letzte Beweis endlich, fährt der Verf. fort, für unsern Satz, gründet sich auf die gegenseitige Zeugungsfähigkeit der Abkömmlinge aller Hauptvarietäten oder Raçen und aller untergeordneten und angehenden Varietäten oder Raçen unsrer

*) Man wird dies schon jetzt bey den Negern auf St. Domingo gewahr, die dadurch, daß sie aus ihrem Vaterlande in einen andern Welttheil versetzt und mit dem weißen Menschenstamme in Verbindung gekommen, zu einem höchst gebildeten Volke geworden sind. —

Species. Die Zeugungsfähigkeit der Abkömmlinge in allen Abstammungen, ist der einzig wahre und zugleich hinreichende Probierstein einer ächten Species. Unfruchtbare Bastarde kann es also unter den Menschen nicht geben, weil es in ihrem genus nur eine einzige Species (Art, Gattung) gibt; also blos Varietäten (Spielarten, Raçen) weiche noch mehr verarten, nacharten und wieder ausarten können."

Der Verf. würde recht haben, auf diesen letzten Beweis einen großen Werth zu legen, wenn man die Zeugungsfähigkeit für den einzigen, wahren Probierstein einer ächten Species halten könnte und wenn es nicht noch andere Unterscheidungszeichen derselben gäbe. Aber es gibt bey weitem noch mehr und eben so gewisse und deutliche Beweise von der Verschiedenheit der Menschenarten, als jener, und selbst unter den Thieren ist dies der Fall; z. B. Bauart des Körpers, Hautfarbe u. s. w. Dagegen hat man Exempel, daß sich zuweilen sogar Thiere von ganz verschiedener Art fruchtbar mit einander begatten können; z. B. Pferd und Esel. Und behaupten nicht selbst einige Naturforscher, daß der Hund aus der Vermischung des Wolfs und des Schakals entstanden sey? Jedoch zweifle ich wegen großer Verschiedenheit der Hunderaçen selbst hieran. — Wenn ich also mehrere Arten von Men=

schen annehme, so nehme ich das Wort nicht in dem gewöhnlichen Sinne der Systematiker, welche unter den verschiedenen Arten von Geschöpfen solche verstehen, die sich nicht unter einander begatten und fortpflanzen können, als Hunde und Katzen, Löwen und Bären, Pferde und Kühe, Schaafe und Esel, Schweine und Ziegen. Ich nehme das Wort im weitern Umfange, und denke mir den Menschen als das Geschlecht oder als genus, und die verschiedenen Stämme der Menschen als Arten oder Species. Und so wie alle Hunde-, Affen-, Pferde- und Stierarten, nur ein genus: es heiße nun Hund, Affe, Pferd oder wie es wolle, ausmachen, so verschieden sie auch an Gestalt, Wuchs und andern Eigenschaften sind, so gehören auch alle Menschenarten nur zu einem Geschlechte, (genus) Mensch genannt. Aber die verschiedenen, ursprünglichen Stämme desselben, welche gar nicht von einander abstammen, nenne ich Species, Arten, und sind das, was man sonst Abarten nennt.

Diese verschiedenen Arten von Menschen sind nun zwar nicht von ganz verschiedener Natur, wie Hund und Katze; aber sie haben doch Eigenthümlichkeiten genug, wodurch sie sich von einander unterscheiden, und welche durch den Boden und das Klima hervorgebracht wurden, die sie erzeugten. Diese Verschiedenheit unter ihnen ist dem Unter-

schiede zwischen den verschiedenen Hunde- und Affenarten, oder zwischen dem asiatischen und afrikanischen Elephanten, dem bengalischen und amerikanischen Tiger, dem ägyptischen und amerikanischen Krokodill u. s. w. zu vergleichen. Alle noch so verschiedene Gattungen von Menschen sind und bleiben Menschen, so, wie jene verschiedenen Thier- und Spielarten, als Pudel und Windspiel, Orang-Utang und Meerkatze, Hunde und Affen bleiben, wenn sie sich auch noch so unähnlich sehen. Daher können auch alle Arten von Menschen, so, wie die Hunde- und Affenarten, sich fruchtbar mit einander begatten und wieder Unter- und Spielarten erzeugen, weil sie alle zu einem Geschlechte oder genus gehören. *)

Die Ursache, warum man diese Wahrheit nicht eher anerkannt hat, liegt darin, daß man Linné's System, dessen Unhaltbarkeit man einsahe, verbessern wollte. Jener große Mann nahm ganz recht

---

*) Und hat man nicht sogar Beyspiele, daß große Affenarten sich mit Menschen begatten und Kinder zeugen können? Kam nicht eine Spanierin einst darüber in Inquisition, daß sich, als sie auf einer unbewohnten Insel ausgesetzt wurde, ein großer Affe in sie verliebte und mehrere Kinder mit ihr zeugte, ungeachtet sie von ihm dazu gezwungen und jener, als sie wieder eingeschifft wurde, vor Wuth seine Jungen zerriß. —

nur ein genus, Homo, an und theilte solches in mehrere Arten oder Species; rechnete aber Geschöpfe dazu, die theils keine Menschen, sondern Affen, oder kranke Menschen, Cretins, waren. Um dies letztere wieder gut zu machen, blieb man nur bey einer Species oder Art stehen, nemlich dem eigentlichen Menschen, homo sapiens, wie ihn Linnée zum Unterschiede jener andern, die nur Affen sind, nennt, und gab dem genus nur eine Species. Man fiel also aus einem Fehler in den andern, ohne das Widersprechende in der Sache selbst einzusehen. Denn wie läßt sich ein genus nur mit einer Species denken? — Werden da nicht beyde am Ende auf Eins hinauslaufen? Ist es nicht vernünftiger, so viele Arten von Menschen anzunehmen, als es Gesichtsfarben, oder andere körperliche Eigenheiten und Verschiedenheiten unter ihnen gibt, oder als Klima, Boden und Himmelsstrich hervorgebracht haben? — Abarten, Varietäten, Ausartungen kann man diese verschiedenen Menschenstämme nicht nennen, denn sie stammen ja wahrscheinlich gar nicht von einander ab, sondern sind ursprüngliches Landesprodukt; so wie der asiatische Elephant, der bengalische Tiger, der amerikanische Alligator oder Krokodill ein Erzeugniß seines Landes ist, ohne von andern seines Geschlechts in andern Welttheilen abzustammen. Will man also sy=

stematisch verfahren, so muß man, wie der wahre Systematiker Linnée, unter das genus Mensch alle jene Species von Menschen bringen, welche die Natur durch Farbe, Schädelbildung, Haut, Gestalt, Physiognomie und andere Eigenheiten und Auszeichnungen von andern unterschieden hat. Und dann wird man nicht eine Art oder Species, sondern wol zehn und mehr Arten von Menschen haben; in soweit sich die Urarten noch von den Abarten unterscheiden lassen. —

Die Verschiedenheit der Menschenarten ist kürzlich erst von Cuvier von neuen bestätigt worden, wie wir aus seinen „Bemerkungen, an dem Leichnam einer Frau gemacht, welche man die hottentottische Venus nannte, ersehen, die mit einer natürlichen Schürze und mit einem Auswuchse am Hintern zugleich begabt war.“ Ich will hier das Ergebniß der Untersuchung hersetzen. „Nur die Weiber der Boschismanns (Buschmänner) haben den Auswuchs an den Geschlechtstheilen, welchen man sonst den Hottentottinnen zuschrieb. — Das Weib, von welchem hier die Rede ist, war vom Cap gebracht, und gehörte wahrscheinlich zu jenem Volke. Nach dem Tode sahe man, daß die sogenannte Schürze eine starke Verlängerung der Nymphen war. Auch den Auswuchs am Hin-

tern hatte sie, von welchem Vaillant redet." *) —

Es ist also wol gewiß, daß die Menschen, wenn auch nicht an der Seele, doch am Körper, verschieden sind und also nicht alle von Einem Paare abstammen können. Und selbst in Ansehung der Seele kann man ihre große Verschiedenheit nicht ganz ableugnen. Wenigstens ist es offenbar, daß der weiße Menschenstamm weit mehr Regsamkeit und Bildsamkeit zeiget, als die übrigen Stämme, sich zuerst sehr früh und ganz vorzüglich gebildet, und alle andere Menschen weit hinter sich zurückgelassen hat, die vielmehr erst durch und von ihm ihre Bildung und Umschaffung erwarten oder erhalten haben. —

*) Mémoires du Museum d'histoire naturelle, par les Professeurs de cet Institut. Paris 1815. Tom. 3. Nr. 20. Hall. Litt. Zeitung. Ergänz. Blätt. Nr. 47. S. 372. vom Jahre 1819.

VII.

Ueber den Ursprung der Sprache.

Ueber diese Materie hat kürzlich der schwedische Historiograph Hallenberg in dem unten angeführten Buche eine gründliche Untersuchung angestellt. *) Ein deutscher Gelehrter, der nächstens ein ähnliches Werk über den Ursprung der Sprache verspricht, hat sich über jene Schrift von H. in der Hall. Litt. Zeit. also geäußert:

„Der Verf. nimmt weder eine einzige Ursprache an, noch glaubt er, daß die Sprache durch unmittelbare göttliche Eingebung oder Unterweisung entstanden sey; — und setzt vielmehr Urlaute voraus, die der Mensch nach gehörten Lauten bildete, und zu Wörtern gestaltete, — welche

*) Disquisitio de nominibus in lingua Suiogothica Lucis et Visus, cultusque solaris in eadem lingua vestigiis. Additae sunt hinc inde generatiores de linguarum origine observationes. Auct. Jona Hallenberg, regni Sueciae Historiographo. Stockhol. 1816. 8.

nach und nach auch auf andere, in näherer oder entfernterer Verwandtschaft mit dem hörbaren stehende, Eigenschaften übertragen wurden, und in ihrer Gesammtheit eine Sprache ausmachten."

Ich trete dieser Ansicht des gelehrten und würdigen Hallenberg vollkommen bey, und habe meine Meynung darüber in meiner Urwelt in eben dem Jahre, worin sein Buch erschien, bereits ausgesprochen. Unser deutscher Gelehrter aber fährt in seiner Beurtheilung desselben folgendermaßen fort:

„Ich sehe mich hierdurch zu folgenden Bemerkungen veranlaßt. In der Untersuchung über den Ursprung der Sprache ist die Schwierigkeit, ihn aus einer natürlichen Ursache herzuleiten, eben so groß, als die, ihn einer übernatürlichen zuzuschreiben! — Er ist übrigens göttlich, gelte er nun für ein unmittelbares Werk Gottes, oder müsse er für ein Erzeugniß des vom Schöpfer in den Menschen gelegten, sprachschaffenden Vermögens gehalten werden. Auf gleiche Weise ist in dem einen Falle, wie in dem andern, die allmählige Entstehung der Sprache aus Urlauten eben so schwer zu denken, als das allmählige Hervortreten der Erde aus wäßrigen Schlamme oder der Hervorgang des Lebens aus der todten Masse, oder die durch gesteigerte Veredlung zu Stande gekommne Menschwerdung eines Wesens, das vorhin Thier war!" —

„Ich bin aus Gründen, denen ich nichts haltbares entgegen zu setzen weiß, eher geneigt, zu glauben, daß die Sprache entweder durch ein unmittelbares Wirken Gottes, oder durch die dem Menschen mitgetheilte Kraft, auf Einmal in der Gestalt vorhanden gewesen sey, daß sie, wie jetzt noch immer, nach den geistigen Bedürfnissen der Menschen und Völker weiter fortgebildet werden konnte; — so, wie mir eine Entstehung der Erde aus unzähligen Schwingungen und Umdrehungen eines unermeßlichen Schlammklumpens viel weniger einleuchtet, als ihre, durch schöpferische Allmacht auf Einmal zu Stande gekommene, Gestaltung in solcher Weise, daß sie von dem Menschen weiter angebauet werden konnte. — Aus den vorhandenen Bäumen, Pflanzen und Steinen konnten nun die Menschen bilden, was ihnen nöthig war und nöthig schien; aus den vorhandenen Wörtern konnten sie die Sprache und die Sprachen nach Maaßgabe ihrer mannigfaltigen und verschiedenen Bedürfnisse weiter fortbilden und umgestalten."

„Diese Hypothese, für mehr kann sie eben so wenig gelten, als was man ihr gegenüber aufstellen mag, — steht aber der Annahme von Urlauten durchaus nicht im Wege; sondern bestreitet blos die Gewißheit ihres uranfänglichen Daseyns im historischen Sinne. — Historisch lassen sich diese Ur-

laute nicht nachweisen. Aus der Beschaffenheit der Sprachen sogenannter wilder Völker läßt sich eher auf das Gegentheil schließen. Ihre Wörter sind gewöhnlich lang und zusammengesetzt, da die Urlaute doch nur aus Einer Sylbe bestehen. In die Wortforschung selbst aber hat dies keinen praktischen Einfluß und Werth, und man kann die Sache auf sich beruhen lassen."

Diesem Urtheile zufolge ist die Schwierigkeit, den Ursprung der Sprache aus einer natürlichen Ursache herzuleiten, eben so groß, als die, ihn einer übernatürlichen zuzuschreiben. Auf gleiche Weise ist in dem einen Falle, wie in dem andern, die allmählige Entstehung der Sprache aus Urlauten eben so schwer zu denken, als das allmählige Hervortreten der Erde aus dem Chaos oder der Hervorgang des Lebens aus der todten Masse durch die Kräfte der Natur. Er hält es aus Gründen für wahrscheinlich, daß die Sprache durch ein unmittelbares Wirken Gottes auf Einmal dagewesen sey; so wie die Erde in ihrer jetzigen Gestalt durch die schöpferische Allmacht auf Einmal zu Stande gekommen seyn soll!! — Da ich dieser Meynung nicht beytreten kann, sondern ganz auf Hallenbergs Seite bin; so will ich dieses noch weiter mit Gründen darzuthun suchen.

Der Verf. hätte wohl gethan, wenn er seine

Gründe, denen er selbst, wie er sagt, nichts haltbares entgegen zu setzen weiß, angegeben hätte, warum er die Sprache eher durch ein Wunder und auf Einmal entstehen läßt, als sie von den Menschen selbst nach und nach durch eigene Kunst und Geschicklichkeit bilden lassen will. Alsdann hätte man ihn eher widerlegen, oder seiner Hypothese beytreten können. Nach dem bisherigen Gange der Dinge, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, so viel wir ihn kennen, und nach der Art, wie Gott wirket, zu urtheilen, sehen wir nichts durch Wunder und unmittelbares Wirken desselben geschehen und entstehen; sondern alles geschieht und entsteht mittelbar in der Welt und durch Wirkungen und Gesetze der Natur, die freylich auch von Gott herrühren, und also, wie der Verf. sagt, göttlich, wie die Sprache sind. Sollte es ehedem und mit der Entstehung der Sprache anders gewesen seyn? —

Der Mensch hat ja überdem keine angeborne Triebe, Instinkte und Kunstfertigkeiten, wenigstens nicht in dem Grade, wie die Thiere. Er ist ein Vernunftwesen, wodurch er sich von jenen unterscheidet, und soll alles, was er ist und hat, aus und durch sich selbst werden. Er bringt keine einzige Kunst und Wissenschaft mit auf die Welt, und muß alles, was er weiß, erst durch mühsames

Nachdenken und Fleiß selbst erfinden, oder von andern lernen, die es auch erst erfinden und lernen mußten. Warum sollte die Sprache hierin eine Ausnahme machen, die auch eine Kunstfertigkeit oder Wissenschaft ist, die Mühe, Fleiß und Uebung erfordert? Blos die Anlage zu Künsten und Wissenschaften, und also auch zu Sprachen bringt der Mensch mit auf die Welt, und sie allein ist das Werk der Natur oder des Schöpfers. Das Uebrige soll und muß der Mensch selbst thun, wenn er jene Fertigkeiten und Geschicklichkeiten erlangen will. Ohne eigenes Bemühen, ohne eigene Ausbildung bleibt der Mensch ewig ein Thier, und erhebt sich wenig über die thierische Natur. Wäre die Sprache ein unmittelbares Geschenk Gottes oder angeboren, warum haben und hatten denn die Menschen, die als Kinder in die Wildniß geriethen, keine menschliche Sprache, sondern ahmten blos die Töne und Stimmen der Thiere nach? Ist dies nicht ein offenbarer Beweis, daß die Sprache aus Urlauten entspringt, die den Lauten in der Natur nachgebildet werden? Hatten diese Kinder nicht wirklich schon den ersten Anfang zu sprechen gemacht, indem sie fremde Töne und Naturlaute nachahmten? Haben es denn unsre Voreltern etwa anders gemacht? Finden wir nicht, daß fast alle Namen von Thieren und Gegenständen in der Natur jenen

Lauten nachgebildet sind, die diese von sich geben und hören lassen? Das Geschrey der Vögel und ihr Flug, die Stimme der Thiere, das Heulen des Windes, das Krachen des Donners, das Rauschen des Wassers, dies und vieles andere in der Natur war die erste Veranlassung zur Sprache; und wenn dies gleich nicht historisch deducirt und erwiesen werden kann; so lehrt es die Aehnlichkeit, die Bildung und Zusammensetzung der Wörter und die Construction der Sprache selbst schon hinlänglich. Warum sollten wir also noch daran zweifeln?

Man muß sich den ersten Menschen nur ganz als Naturmensch, nach seiner ersten dürftigen Lage und Beschaffenheit, und in seinem verlassenen Zustande denken, und man wird die Unmöglichkeit einsehen, ihm schon eine menschliche Sprache zu geben. Sollte wol unter ihm und einem in die Wildniß gerathenen Menschen ein Unterschied gewesen seyn? Vergessen und verlernen nicht selbst erwachsene und gebildete Menschen, die auf wüste Inseln verschlagen worden, mit der Zeit ihre eigene Sprache? Was soll man also von solchen erwarten, die noch nie eine wirkliche Sprache hatten, wenigstens noch keine gebildete? — Der Mensch, wie er von Natur ist, kommt nackt und blos zur Welt, und nicht, wie die Thiere, seine Brüder, mit Federn, Borsten, Pelzwerk und Panzern von

Leder versehen; er soll sich da, wo es nöthig ist, selbst eine Bedeckung verschaffen. Er hat außer den Nägeln, deren Gebrauch er den Weibern überläßt, keine eigenthümliche Waffen, sich zu vertheidigen. Er soll sich selbst Werkzeuge zu seiner Beschützung erfinden. Er ist an keine bestimmte Nahrung, wie die Thiere, gewiesen; sein Magen verträgt alles, was einigermaßen genießbar ist. Aber er soll sich seine Nahrung auswählen, zubereiten, sich selbst verschaffen und aus dem Schooße der Erde hervorbringen; auch das ihm schädliche durch Versuche und Erfahrung, selbst mit seinem eigenen Schaden, kennen lernen. Er hat keine eigenthümliche Wohnung, sondern muß auf Bäumen, in Höhlen und Wäldern leben, bis er sich durch seinen Verstand Häuser bauen lernt. Er hat von Natur keine verständliche und gebildete Sprache; aber seine Sprachorgane und seine Bildungskraft sind so beschaffen, daß er sich selbst eine Art Sprache schaffen kann, sey sie auch anfangs noch so roh und ungebildet. Dies geschieht und geschah dadurch, daß er Töne, Laute und Schalle, die er in der Natur hört, nachahmt, und mit andern Lauten, welche ihm die Affecten auspressen, verbindet. Guttural= Hauch= Lippen= und Kehlbuchstaben, sagt Hallenberg, wurden den Stammsylben, die gewöhnlich nur aus einem Laut bestanden, (als

aa, Wasser, Yr, Erde) angesetzt, und wechselten unter einander ab. Daraus entstanden längere Wörter und ihre Biegungen. Hieraus folget natürlich, daß die Sprache von den Menschen selbst gebildet wurde, und das Ergebniß vieler Jahre und langer Zeiten war, oder lediglich von den Fortschritten der Menschen in der Kultur abhing.

Der Verf. hat selbst die Namengebung und den Wörterursprung sehr gut und richtig auf folgende vier Sätze, nach Hallenberg gebracht. „1) Der Laut des hörbaren, den man nicht nur nachzuahmen, sondern womit man auch den Gegenstand, an welchem er vernommen wurde, zu bezeichnen suchte, diente zur Grundlage der Wörter und der Sprache. 2) Wörter durch Nachahmung des Lauts entstanden, und Namen, dem Hörbaren und Gehörten gegeben, gehen auch auf solche Dinge über, an denen das noch ungeübte Beobachtungs-Vermögen und ein noch unentwickeltes, dunkelwirkendes Bewußtseyn Aehnlichkeit mit dem hörbaren wahrzunehmen glaubte. 3) Im weitern Fortschreiten, auch dies nur in der Idee, nicht geschichtlich genommen, — werden jene Wörter und Benennungen auch auf andere Eigenschaften übertragen, welche die hörbaren und gehörten Dinge und Erscheinungen an sich haben. 4) Endlich gehen sie überhaupt auf alles über, worin die Wissenschaft

und die reflectirende Dichtkunst, oder der Wahn und die Einbildungskraft in irgend einer Beziehung Aehnlichkeit mit dem schon Benannten findet. Die Methaphern, die hieraus entstehen, sind zahllos, und es ist oft unmöglich, den Grund der Verähnlichung und Vergleichung, auf welchen die jugendliche, kräftige Menschheit verfiel, in einem Zeitalter noch zu entdecken, wo die Wissenschaft, und sogar schon der gemeine, unterrichtete Menschenverstand scharfe Unterschiede beobachtet hat. Die Farben bekommen Töne, und Laute erhalten Farben; wie bey jenem Blindgebornen, welchem das Scharlachrothe wie Trompetenschall vorkam. — Der Löwe ist stark, und das ist auch der Adler; jener hat wieder Aehnlichkeit mit dem Stier, und dieser mit dem Kalbe, und dieses wieder mit dem Lamme. — Der Adler, ein Raubvogel, ist zu vergleichen dem Geier, und wie dieser ein Vogel ist, so ist es auch der Kranich, die Schwalbe, die Taube. — So ist es wol denkbar, daß Taube und Kalb und Löwe um irgend einer gemeinschaftlichen Eigenschaft willen in dieser und jener Sprache Einen Namen aus einem gemeinsamen Stamme erhalten konnten. Aber eben dieses macht es nothwendig, daß sich der Philosoph und der Etymolog in der höhern Sprachforschung die Hand bieten, damit jener die Verwandtschaft der Begriffe, dieser

die aus Einem Stamme hervorgegangenen Wörter nachweise." *) —

Dies ist die natürlichste Herleitung der Wörter, und die beste Erklärung vom Ursprunge der menschlichen Sprache, und ich begreife nicht, warum der Verf. dieser Erklärung nicht folgt, sondern eine historische Deduction in dieser Sache verlanget, die doch gar nicht nöthig und möglich ist? Zwar meynt er, die Annahme von Urlauten streite nicht mit seiner Hypothese vom unmittelbaren Wirken Gottes bey Entstehung der Sprache. Aber, wie Hallenberg das Wort nimmt, widerstreiten sie allerdings seiner Behauptung von gleich fertigen Wörtern, die der Mensch mit auf die Welt brachte. Denn die Urlaute wurden ja erst von dem Menschen selbst, und zwar nach Tönen, die er in der Natur hörte, gebildet; waren also ganz sein Werk, und nicht anerschaffen, oder unmittelbare Wirkung der Gottheit. Blos die Bildungsfähigkeit war angeboren und Gottes Werk, nicht aber die Wörter selbst und die Sprache, die der Mensch sich bildete. Zwar meynt endlich der Verf., daß die Menschen diese angeborne Sprache in der Folge mehr ausgebildet und vervollkommnet hätten. Aber wenn ich das eine zugebe, so kann und muß ich auch

*) Hall. Allg. Litt. Zeit. J. 1819. Nr. 212. S. 842 u. s. w.

das andere annehmen. Hatten die Menschen das Vermögen, aus einzelnen angestammten Wörtern eine gebildete und verständliche Sprache zu bilden; so kann man ihnen auch wol die Fähigkeit zuschreiben, selbst Wörter zu bilden und zu erfinden. Das Material dazu nahmen sie aus der Natur. —

Man könnte sagen: den Thieren, besonders den Vögeln, sind doch ihre Stimmen, Sprachen und Gesangweisen anerschaffen; warum sollte dies nicht auch der Fall bey Menschen seyn? — Aber die Thiere sind keine Menschen, und diese stehen eine Stuffe höher. Diese, weil sie vollkommner sind und werden können, sollen sich das, was jenen angeboren ist, selbst schaffen. Sie erhielten dazu alle Anlagen und Fähigkeiten. Sie haben auch dieses hinlänglich bewiesen und beweisen es noch immer; wie man bey Kindern gewahr wird, die sich selbst ihre eigene naive Sprache bilden, ohne daß sie ihnen angeboren ist. Und bilden denn die Menschen sich nicht noch immer neue Sprachen, wenn sie mehrere Dialekte zusammenschmelzen und eine neue Mundart daraus machen? Wie sind die neuern europäischen Sprachen, die italienische, spanische, portugiesische, französische, wallachische, wallonische u. a. m. anders entstanden, als durch das Bildungsvermögen der Menschen? —

Die Menschen unterscheiden sich also auch hierin

sehr zu ihrem Vortheile. Die Thiere bleiben immer bey ihren einfachen Lauten, Tönen und Melodien, so schön und anmuthig sie auch mitunter klingen. Nie werden Thiere es zu einer menschlichen Sprache bringen, wenn sie auch die Organe dazu haben, als die Vögel, die man abrichten kann. Die Nachtigall schlägt jetzt noch eben so, wie sie vor Jahrtausenden gethan hat, und wird nie anders, oder besser singen lernen: denn ihr Gesang ist blos angeboren, aber nicht selbst erfunden und gebildet; wenn gleich die alten Nachtigallen mehr Abwechselung in ihren Gesang bringen, und an Fertigkeit und Stärke darin ihre Jungen weit übertreffen. Beweiset dieses nicht hinlänglich den Unterschied zwischen Menschen und Thieren, zwischen Natur und Kunst? Brächte nicht jede Art von Vögeln den ihr eigenen Gesang mit auf die Welt, würde es alsdann jetzt noch eigene Gesangsweisen unter ihnen geben? Würde nicht ein Mischmasch aus dem Gesange der Vögel werden, und der eine so, der andere so singen? Zwar lernen die Jungen von den Alten, aber sie hören doch auch die Stimmen und Melodien anderer Vögel; warum ahmen sie dieselben nicht auch nach, und bleiben immer bey der ihrem Geschlecht eigenen Gesangweise? Daß es ihnen nicht an Vermögen und Geschick dazu fehlt, sieht man daraus, daß die Vo-

gelsteller sie abrichten und ihnen andere Melodien beybringen können. Auch lehret dieses der Spottvogel, eine eigene Art von Vögeln in Amerika, der die Stimmen aller Vögel nachzuahmen im Stande ist. — Wäre nun die Sprache dem Menschen angeboren, wie die Stimme und der Gesang den Thieren und Vögeln, müßten dann nicht alle Menschen auf dem ganzen Erdboden einerley Sprache haben und sich einander verstehen? Würden so mancherley Dialekte haben entstehen können? Würden die verschiedenen Sprachen nicht wenigstens leichter zu erlernen, und mancher Dialekt, z. B. der deutsche den Franzosen, und der russische und polnische den Deutschen so unmöglich auszusprechen seyn? — Ja, würden nicht die Kinder eines jeden Volks, wenn sie sich selbst überlassen wären, oder auch unbemerkt und aus angebornem Triebe, ihre eigene Sprache haben und bilden, die mit den neuen Sprachformen ihrer Eltern nichts ähnliches hätte? Würde die Ursprache bey ihnen nicht immer wieder zum Vorschein kommen, wie die Hautfarbe bey Vermischung mit andern Stämmen immer wieder sich zeigt, und am Ende die Oberhand behält? — Sollten die Kinder die anerschaffene Sprache so ganz unterdrücken und mit der ihrer Eltern vertauschen, daß gar kein natürliches, angestammtes Wort mehr zum Vorscheine käme?

Oder wirkte Gott nur auf das erste Menschenpaar unmittelbar und gab ihm mit dem Leben und Daseyn auch zugleich Sprache und Verstand? — Das ist sehr unwahrscheinlich! Mir und andern scheint es weit natürlicher zu seyn, anzunehmen, daß der Mensch ohne Sprache zur Welt kam und sie selbst erfand und ausbildete, wie er seinen Verstand ausgebildet hat. Daher die Mannigfaltigkeit der Sprachen unter den Menschen, deren Adelung schon über 3000 entdeckt und kennen gelernt hat, welche Zahl aber noch lange nicht zureicht, um alle Sprachen der Welt anzugeben, worunter freylich sehr viele nur bloße Dialekte und Abarten sind! — Daher, so viele Menschenstämme, so viele Sprachen! —

Was wäre es nicht auch für ein unglaubliches Wunder gewesen, wenn der Schöpfer die menschliche Sprache durch unmittelbares Wirken und auf Einmal hervorgebracht hätte? Dann müßte er ja dem Menschen auch zugleich Begriffe anerschaffen haben. Angeborne Begriffe gibt es aber nicht für den Menschen, der alles, was er weiß und erkennt, erst durch seine Sinne und durch Reflexionen lernen soll. Wie konnte der erste Mensch also schon Dinge benennen und darüber sich mit andern unterhalten, von denen er noch gar keine Idee hatte, die er erst in der Folge kennen lernen, oder

selbst erfinden sollte? Kann ich auch von, mir ganz fremden und unerhörten, Dingen sprechen? — Das ist eben so, als wenn man die Inspiration so weit ausdehnt, daß der heil. Geist den Verfassern der heil. Schrift Worte von Dingen, die ihnen ein Geheimniß waren und es ewig bleiben sollten, oder von künftigen historischen Begebenheiten, die sie nicht selbst erlebt hatten, eingegeben habe. — Wie ist das glaublich und möglich! Von unbekannten Dingen und Geheimnissen, die ich nicht einsehe und verstehe, von zukünftigen Ereignissen, die ich nicht erlebt habe, kann ich auch keine Worte machen, oder sie erzählen und aufschreiben; es müßte denn in einer Extase geschehen. Man weiß aber, was von solchen Extasen zu halten ist. Selbst Gott kann dem Menschen keine Vorstellung von Dingen geben, die ganz außerhalb seines Gesichts- und Ideenkreises liegen. Denn das Unmögliche ist auch Gott selbst unmöglich, der immer seiner Weisheit und den Gesetzen der Natur, die er selbst gemacht hat, gemäß handelt und nie gewaltsame Eingriffe in den Lauf der Natur thut. — Es war also auch bey den ersten Menschen noch an gar keine eigentliche Sprache zu denken, weil ihre Kenntnisse und Begriffe noch sehr gering, schwach und unbedeutend waren, und ihr Zustand dem der Kinder glich. Ihre Sprache konnte noch nichts

weiter seyn, als Affecten- und Gebärden-Sprache, wie wir sie bey kleinen, unmündigen Kindern, selbst bey Thieren antreffen, oder in Nachahmung von Naturlauten bestehen. Sie mußte anfangs höchst dürftig, einsylbig und einfach seyn, das lehrt die Natur der Sache. Erst durch Hülfe der Zeit, erst durch lange Uebung, Nachahmung von gehörten Lauten und Tönen, durch Erwerbung von Begriffen und Kenntnissen, durch mancherley Erfahrungen, die sie machten, durch Umgang und geselligen Verkehr mit andern, wurde sie ausgebildet und zu einer menschlichen Sprache. Diese Vollkommenheit erreichte sie bey dem einen Stamme mehr, bey dem andern weniger, je nachdem derselbe sich selbst mehr ausbildete, Ackerbau und die Künste des Friedens trieb und liebgewinnen lernte. Daher die Sprache der Wilden und der Menschen, die noch blos von der Jagd leben, gewöhnlich sehr dürftig und ungebildet ist. Am meisten gewinnt die Sprache dadurch, daß sie aufgezeichnet und zur Büchersprache wird. Die Gelehrten und Schriftsteller unter jeder Nation sind also die wahren Bildner der Sprache und sie treiben ihr großes, edles Geschäft ohne Inspiration und Offenbarung, ohne unmittelbares Wirken der Gottheit. Blos das Vermögen, Wörter und Sprachen zu bilden, ist ihnen von dem gütigen Schöpfer verliehen, und auch dieses würde

ihnen noch wenig zu Statten kommen, ohne das göttliche Geschenk der Vernunft. Hieraus folgt also, meiner Einsicht nach, daß auch der erste Mensch nichts, als menschliche Sprachorgane und die Fähigkeit, sich selbst eine Sprache zu geben, mit auf die Welt brachte. —

Wie dürftig und verlassen der Mensch bey seiner Entstehung war und wie sehr er sich mit der Zeit durch Hülfe der Vernunft erhoben und über alle Hindernisse gesiegt hat, das leuchtet noch jetzt deutlich genug aus dem elenden Zustande so mancher wilden Völker hervor, wenn man sie mit unsrer Lage und Beschaffenheit vergleicht! Und doch zählen auch diese Naturmenschen schon wie wir, viele tausend Jahre ihres Daseyns. Es gibt ja jetzt noch ganze Nationen, die keine Idee von einem höchsten Wesen, von der Vorsehung und einem zukünftigen Leben haben, die nicht über fünf zählen können, deren Sprache nichts anders, als ein Geheul ist, oder dem Gekrächze der Raben und dem Geschrey der Vögel gleicht. Müßten sie aber nicht, wie wir, eine menschliche Sprache haben, wenn der erste Mensch dieselbe mit auf die Welt gebracht hätte? Oder sollte dieses Gezisch und Geheul der Wilden die ursprüngliche Menschensprache seyn? — Eins von beyden kann man nur zugeben. Man höre, was Richmann in seinem un=

ten angeführten Buche von der Verschiedenheit der Menschenstämme und ihrer Abstuffung unter einander, in Ansehung ihrer Seelenkräfte, sagt. *)

„Daß es auch Völkerstämme ohne alle Religion gibt, nehme ich ohne Anstand an; (z. B. am Nordpol) denn die Abstuffung des Geistes nimmt so ab, daß man oft kaum im Stande ist, die Grenze zwischen Menschen und Thier zu bezeichnen. — Manche Thierarten haben so viel menschliches, und manche Völkerstämme so viel thierisches, daß man nicht weiß, ob man jene zu den Menschen und diese zu den Thieren zählen, oder beyde als Mittelwesen zwischen Thier und Mensch ansehen soll. Der Affe Orang-Utang und noch mehr der Schimpanse verdienen hier vorzüglich unsre Aufmerksamkeit. Nach glaubwürdigen Zeugnissen eines Hamilton, Degrandpré, Tyfre, Matthews u. a. lernt der Orang-Utang Feuer machen, Reis stampfen, den Bratenspieß umdrehen, bey Tische aufwarten, Wasser holen, Gläser ausspülen, sich nach dem Essen den Mund abwischen, die Nase mit den Fingern schneuzen, beym Niederlegen die Bettdecke über sich ziehen und allerley Künste ma-

*) Gemeinfaßliche Darstellung und Würdigung aller Beweisarten für Gott und die Unsterblichkeit der Seele, von Johann Richmann. Tübingen und Stuttgard. 1717. 8.

chen. Auf einem französischen Schiffe befand sich ein Schimpanse, der den Backofen heizte, dabey auf alle Gefahr, auf den erforderlichen Grad der Hitze acht gab, und ihn auch dem Bäcker durch Winke anzeigte, der beym Festbinden und Lösen der Segel mit den Schiffleuten gleiche Dienste und zwar mit noch mehr Geschicklichkeit verrichtete, da er auf der Strickleiter noch viel schneller zu steigen verstand. Eine grausame Mißhandlung des Steuermanns verursachte, daß er nichts aß und vor Gram starb. — Er war also bey seiner Gelehrigkeit auch sehr empfindlich. — Tyfre sahe einen andern, der Kleider trug, sich selbst anzog, und in gewissen Fällen ihn dabey zu helfen bat; der, wie ein Mensch, saß, aß, trank, schlief und die Seeleute auf das innigste herzte. — Seine Sprache bestand in melodischen, empfindungsvollen Tönen. — Dagegen finden wir die afrikanischen Fischesser, (Ichtigophagen) zumal am arabischen Gestade, stumpfsinnig und höchst ungelehrig, die haarigen Waldneger in den Wildnissen unweit Gambia, tigerwild, nach Menschenfleisch gierig, ungesellig und unbezähmbar. Ihre Augen sind wildblinzelnd, ihre Zähne spitzig und rochen zum Munde heraus. (Tigerzähne.) Sie irren ganz nackt umher und begatten sich ohne Unterschied, wie es kommt. Ihre Sprache ist ein widerliches Gekrächze. — Eben so

ist die Sprache der Buschmänner in Neu=Holland uud Neu=Guinea unverständlich, und mehr ein unangenehmes Geschnatter oder wildes Thiergeschrey, als articulirte Töne. — Was läßt sich nun von diesen Menschen in religiöser Hinsicht sagen?"

Ich setze hinzu, wie kann eine solche Sprache das unmittelbare Werk Gottes seyn? Oder sollten sie die erste Sprache ihrer Stammeltern ganz vergessen und bis zu dem Grade verdorben haben, daß sie jetzt mehr Thier= als Menschensprache ist? Könnte die Ursprache aber wol aussterben, wenn sie, wie der Gesang der Nachtigall, angeboren und ein Werk Gottes wäre? Wie läßt sich dies reimen? —

Ich bemerke hierbey noch beyläufig, daß aus obigem, was Richmann von dem Menschengeschlechte sagt, auch zugleich die Verschiedenheit der Stämme und Arten, sowol in Ansehung des Körpers, als auch der Seele deutlich hervorleuchtet, die man bis jetzt nicht hat wollen gelten lassen. Vernunft und Sprache sind die beyden großen Vorzüge und das Eigenthümliche des Menschen vor den Thieren. Und beyde zeigen sich bey den Menschenraçen und Stämmen in sehr verschiedenen Graden und Abstuffungen. Ist das nicht ein Beweis von ihrer Verschiedenheit? — Menschen bleiben es zwar immer, so nahe sie auch den Affen zum Theil stehen und in mancher Hinsicht noch von ihnen über=

troffen werden mögen; — denn sie sind einer immer wachsenden Vollkommenheit und einer höhern Bildung fähig, als die Thiere, weil sie eine menschliche Sprache haben. Aber es wird schwer halten, und wegen des harten und rauhen Klimas und anderer ungünstiger Umstände beynahe unmöglich seyn, alle Nationen der Erde zu der Stuffe von Bildung zu erheben, worauf wir gebildete Europäer jetzt stehen, und worauf ehedem Griechen und Römer standen. Die Erde müßte sonst erst noch eine große Veränderung in ihrer Lage und Stellung gegen die Sonne und in Ansehung ihrer Pole erleiden, damit über den ganzen Erdboden ein gleichmäßiges, warmes und fruchtbares Klima wieder verbreitet würde, wie vordem und in der Urwelt. Anders wird den Polarmenschen und den afrikanischen Wilden und Feuerländern das Licht der Religion und der Wissenschaften nicht aufgehen, und eben so wenig werden sie eine menschliche Sprache erhalten. —

Der Vergleich endlich, den Hallenbergs Gegner zum Beweise seines Satzes aufstellt, nemlich von dem Entstehen der Werke der Natur, die eben sowol, wie die Sprache, unmittelbar durch Gottes Allmacht und mit Einem male entstanden seyn sollen, so, daß der Mensch nur zugreifen und aus dem, was da war, machen konnte, was er

wollte, ist sehr unpaßlich und nach meiner Einsicht unglücklich gewählt. Wie war es möglich, daß alles, was jetzt da ist, auf Einmal und gleich anfangs da seyn konnte, oder mit dem Menschen zugleich geschaffen wurde! Wer so etwas glauben kann, muß gar keine Kenntniß von der Natur, der Geologie, Geognosie und Naturgeschichte haben. Nach den Gesetzen der Natur — und nach diesen ist doch wol alles, was da ist, geschaffen, wenn es gleich unter Gottes Lenkung und Mitwirkung geschah, — entsteht alles nach und nach und eins aus dem andern. Die Natur greift sich nie vor und macht keinen Sprung. Sie fängt nie von hinten an, sondern das Letzte, was sie hervorbringt, ist immer die Folge einer vorhergehenden Wirkung. Sie legt den Grund zu ihren Werken lange Zeit vorher, und so geht denn ein Gebilde derselben nach dem andern aus dem Schooße der Erde hervor. Aus dem Aether schlug sich das Wasser oder der Dunst, aus diesem die Erde nieder, und aus dieser entwickelten sich nach und nach zuerst die Steine und Pflanzen, zuletzt die Thiere und Menschen. Konnte dies aber alles auf Einmal bewirkt werden? Zwar nimmt man hierbey gewöhnlich zur Allmacht Gottes seine Zuflucht; aber so handelt Gott nicht. Er läßt der Natur ihren bestimmten Lauf und thut keine gewaltsame Eingriffe in ihre Gesetze.

Wer mit den Gesetzen der Natur bekannt ist, wer die mancherley Gebilde und Schöpfungen kennet, welche die Schichten und Oberflächen der Erde enthalten, der wird nicht glauben, daß alles auf Einmal entstanden oder vom Anfang an da gewesen sey. Erst mußte Wasser da seyn, ehe Wasserpflanzen und Thiere entstehen konnten; erst mußte trockner Boden entstehen, ehe Erdgewächse und Landthiere sich bilden konnten. Und selbst diese letztern konnten nicht auf Einmal ins Daseyn gerufen werden, weil noch nicht hinlängliche Dammerde vorhanden war, worin große Bäume mit Pfahlwurzeln und Gesträuche von der größern Art gedeihen konnten. Wovon sollten also die großen Thiere, als Elephanten, Stiere, Hirsche, Faulthiere u. s. w. leben? Das erste von Pflanzen, was an die Reihe des Entstehens kam, waren wol Moose und Flechten, die mit dem magersten Boden vorlieb nehmen, und selbst auf und an Felsen wachsen. Aus ihren verfaulten Ueberresten bildeten sich nach und nach Gräser und Pflanzen, und aus der durch sie erhöheten Erdrinde erzeugten sich endlich die größern Gewächse, Bäume und Gesträuche. Konnte aber dies alles auf Einmal geschehen? — Eben so ging es mit den Thieren. So lange noch keine größere Gewächse und Bäume da waren, konnten auch eine Menge von Insekten, die auf und von ihnen leben

und ihnen selbst ihr Daseyn verdanken, — nicht leben. Ehe aber nicht Würmer und Insekten in Menge vorhanden waren, konnten sich auch die kleinern Vögel, die von ihnen leben, nicht ernähren. Ehe diese nicht waren, konnten die größern Raubvögel nicht existiren, die wieder von jenen leben. Ehe nicht große Steppen, Savannen und Wälder vorhanden waren, konnten die Vierfüßler, die von Vegetabilien sich nähren, nicht fortkommen, und ohne diese wieder die großen Raubthiere nicht subsistiren, die von ihrem Fleische sich sättigen. Ehe nicht alles dieses schon da war, konnte der Mensch, der alles dieses benutzen und zu seinem Gebrauche haben sollte, nicht den Schauplatz der Welt betreten. Denn wodurch sollte er sein Leben fristen, dem alles dieses zur Nahrung und Erhaltung angewiesen ist? Daher behaupten die Naturforscher, und selbst Moses in seiner Schöpfungsgeschichte, daß der Mensch zuletzt entstanden sey, nachdem schon alles da war, nur mit dem Unterschiede, daß jene nicht alles in kurzer Zeit oder in einigen Tagen, wie jener, entstehen lassen. Ja, viele Naturforscher lassen den Menschen erst nach dem Untergange der Urwelt und mit ihm die Raubthiere zugleich entstehen, nachdem schon viele Arten von Gewächsen und Thieren vorhergegangen und wieder verschwunden waren, weil alles nach und

nach entsteht und die Erde und ihre Geschöpfe sich immer mehr ausbilden. Wie kann also die Welt gleich fertig gewesen und alles auf Einmal entstanden seyn? Das läßt sich so wenig von der Erde, als von der Sprache denken. —

Ich will dieses noch durch eine paßliche Stelle aus Richmanns oben angeführtem Buche anschaulicher machen. „Wenn ich bedenke, daß unsre Scheidekunst (Chemie) aus Wasser Luft und aus dieser dasselbe Wasser wieder erzeugt, daß die viel mächtigere Natur etwa durch chemische Zersetzung ungeheure Stein- und Eisenmassen in der Luft, und auf nassem Wege auf unsrer Erde feste Körper unausgesetzt bildet, wovon uns nebst wagerecht schichtigen hohen Gebirgen, die mit Steinkruste überzogenen Gräser und Wurzeln, die Tropfsteine, die verschiedenen Krystallisationen, das Kupferwasser, ein in Lima in Formen gegossenes und in festen Zustand selbst übergehendes Wasser, die hier und dort noch weich gefundenen Steinmassen und die in festen Steinen enthaltenen Gewächse, Muscheln, Knochen, Fliegen, lebende Schlangen, Kröten und dergleichen überzeugen: so bin ich geneigt, dem Grundstoffe des Anaximenes zu huldigen, und als wahrscheinlich anzunehmen, daß der Weltgeist bey Schöpfung der Welt und eben so dieser Erde vor einer, freylich für uns unbestimmbaren Zeit,

auf die ihn umgebende, luftige (ätherische) Urmaterie zuerst gewirkt, wodurch am allerersten Wasser, in dem, unsern Nahrungsmitteln gleich, aller Saame der festen Körper als dunstige Flüssigkeit enthalten lag, zum Vorschein gekommen ist; daß dann weiter die im Wasser enthaltenen Stoffe nach den Gesetzen der Schwere und der Verwandtschaft sich getrennt und vereinigt, wodurch zugleich Land und Wasser von einander geschieden wurden. War einmal Land und Wasser da, so entwickelte der mächtige Weltgeist durch freyes Wollen allerley organische Wesen, am allerersten Pflanzen, dann Thiere und am spätesten Menschen; denn man findet unter allen tiefliegenden Berggütern (Fossilien) nirgends eine Spur von ihnen; — man findet Spuren von Pflanzen und Thieren, aber keine von Menschen.“ — (Dies ist noch ein Problem. —)

„Daß übrigens die einmal gebildete Erde durch spätere Umwälzungen des Wassers, der brennbaren Stoffe und der Luft, auch die ursprünglich angenommene Gestalt, besonders an der Oberfläche, ungemein änderte, und noch fort ändere, beweiset die Erfahrung, beweisen die übereinander wiederholt wechselnden Schichten, die darunter begraben liegenden organischen Produkte, die tief in der Erde vorgefundenen Oerter, Wälder u. s. w., die sichtlich gewaltsam getrennten Erdtheile, wie England

und Frankreich, was man an ihren abgebrochenen Gebirgen sehr deutlich sehen kann. Denn die Reihe der Gebirge, welche bey Calais endigt, streift in der Landschaft Kent in gleicher Richtung fort und enthält dieselben Materialien." *)

Nach allen diesen Thatsachen lehrt die gesunde Vernunft, daß alles nach und nach vermittelst der ersten ursprünglichen Schöpfung und Entwickelung, oder nach den in die Natur gelegten Gesetzen und durch Naturkräfte, unter der Leitung und Einwirkung des großen Schöpfers der Welt, hervorgebracht ist. Und ist dies nicht eben so weise und wundervoll, als wenn ich Gott alles auf einmal und durch ein Wort seiner Allmacht schaffen lasse?

---

*) Siehe Richmanns oben angeführtes Buch, Seite 42—43.

VIII.

Quellen, woraus Moses seine bessern Religions-Kenntnisse schöpfte.

Die Untersuchung, woher Moses, der Stifter der jüdischen Religion, seine bessern Einsichten in der Religion und Moral, die sich so sehr von dem ägyptischen Volksglauben und Thierdienste unterschied, erhalten habe, möchte wol manchem meiner Leser überflüssig dünken. Denn wenn man eine unmittelbare göttliche Offenbarung annimmt, so braucht man nicht erst zu fragen, woher Moses, als göttlicher Gesandter, seine bessern Ideen gehabt habe? — Aber wenn man so denkt, fällt alle weitere Untersuchung weg; denn das heißt den Knoten nicht auflösen, sondern zerhauen. So lange man eine Sache noch aus natürlichen Quellen herleiten kann, darf man nicht zu übernatürlichen Ursachen seine Zuflucht nehmen. Und diese Quellen, woraus die Stifter der jüdischen Religion geschöpft haben, liegen jetzt ganz offen da, und sind Jeder-

mann zugänglich, der sich mit der Religionsphilosophie und Geschichte der alten Welt bekannt machen will.

Zwar glaubte man sonst, die Welt habe vor Moses von allen den Lehren und Wahrheiten, welche seine Religion vorträgt, nichts gewußt und erst mit ihm und seiner neuen Religion seyen diese bessern Kenntnisse und Einsichten in die Welt gekommen. Aber seitdem wir den Quellen, woraus Moses und Esra schöpften, nachgespürt haben und mit den heil. Büchern der Hindu's und Parsen bekannt geworden, welche älter als die Schriften des alten Testaments sind, haben wir gefunden, daß alle jüdische Religionsbegriffe und Meynungen sich darin wiederfinden und längst vor Moses und den Propheten in der Welt waren und gelehrt wurden. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß die Lehrer der jüdischen Religion nicht von selbst auf diese Entdeckungen kamen, oder ihre bessere Lehre erfanden, oder sie gar auf einem ungewöhnlichen Wege, auf eine übernatürliche Weise erhielten, sondern aus dem, was sie schon vorfanden, schöpften. Und warum sollten sie das nicht gethan und das Gute, was sie vorfanden, benutzt und zum Besten ihres Volks angewandt haben? Kommt denn nicht alles Gute von Gott, und ist denn nicht allen Menschen auf der Erde das göttliche Geschenk der Vernunft

zu Theil geworden? Sind denn die Entdeckungen von neuen Wahrheiten unter andern Völkern nicht eben so gut göttliche Offenbarung, als die jüdische und jede andere Offenbarung? —

Ueberdem waren die Israeliten zu Moses Zeiten noch ein ganz rohes, ungebildetes Hirtenvolk. Wie sollten sie also auf solche erhabene Ideen und Meynungen von Gott und göttlichen Dingen gekommen seyn, die schon einen hohen Grad von Bildung voraussetzen, und mit deren Entdeckung und Ergründung sich gewöhnlich nur gebildete und civilisirte Völker abgeben! Denn der Nomade und Ungebildete erhebt sich mit seinen Gedanken so hoch nicht; ihn ziehen seine Bedürfnisse immer zur Erde herab. Aber der Gebildete erhebt sich mit seinen Gedanken über die Erde und zum Himmel und zu einem höhern Leben nach dem Tode. Daher waren auch die Indier, als das am frühesten gebildete Volk der Erde, die ersten, welche auf die Idee von Einem höchsten Wesen, das aber viele niedere Wesen und Geister unter sich habe, von der Schöpfung der Welt und Menschen durch Gott, von der Erhaltung und Regierung der Welt durch eben diesen Schöpfer, von einer Fortdauer nach dem Tode u. s. w. kamen, wie die heil. Bücher der Braminen, die ältesten Schriften der Welt, beweisen. Von den Indiern erhielten die Parsen ihr

Religionssystem, welches durch den Zoroaster erweitert und vervollkommnet wurde. Daher findet man das indische System der Religion und Mythologie im Zend-Avesta, blos mit einigen Veränderungen wieder. Die Aegypter aber, wahrscheinlich eine Kolonie der Indier, brachten ihr Religionssystem und die geheime Lehre ihrer Priester gleichfalls aus Indien mit dorthin, und machten ersteres zur Religion des Landes und zum Glauben des Volks. Aus allen drey Quellen schöpften die Israeliten und ihre Weisen.

Denn da Moses in Aegypten lebte und am ägyptischen Hofe eine bessere Erziehung erhielt, und von Priestern, die mit indisch-parsischer Religions-Philosophie bekannt waren, in ihre Geheimnisse eingeweihet wurde: so darf man nicht lange fragen, woher er seine Weisheit hatte, und gebildeter, als sein Volk war? Zwar waren die Aegypter Abgötter, die sogar Thiere verehrten; aber man muß einen Unterschied machen unter der Volksreligion und der geheimen Lehre der Priester. Zwar kennen wir diese geheimen Lehren nicht ganz genau, eben daher, weil sie ein Geheimniß für den großen Haufen blieben; aber wir können doch aus den Schriften der Griechen und selbst aus Moses Büchern, aus den Inschriften ihrer Tempel und aus andern Umständen so ziemlich lernen, worin ihre

bessere Lehre bestand und was für ein System sie hatten, wie das Folgende lehren wird. Zwar glaubten die Israeliten schon vor Moses an den Elohim, aber dieser war doch weiter nichts, als eine Familien- oder Volks-Gottheit, deren Daseyn und Verehrung ganz wol mit dem Glauben und der Anbetung anderer Götter bestehen konnte. Die Israeliten hielten nur ihren Gott für größer und mächtiger, als alle andere Götter der Menschen: das war der einzige Unterschied, wie es viele Stellen aus dem alten Testamente beweisen.

Noch mehr aber wurden die Stifter der jüdischen Religion, Esra und die Propheten, nach Moses im babylonischen Exil, mit indisch-parsischer Mythologie und Religionsphilosophie bekannt, wie überhaupt diese Versetzung des jüdischen Volkes in ein gebildetes Land von großem Nutzen für dasselbe war. — Daher finden wir die Meynungen und Lehren des Zoroasters, des Stifters der parsischen Religion, in den Schriften der Juden, die nach dem babylonischen Exil geschrieben und gesammlet wurden, alle wieder und zum Theil zuerst darin vorgetragen, oder es wurden ihre eigenen Meynungen doch nach den bessern Einsichten, die sie im Auslande erhalten hatten, berichtigt und erweitert. Hierher gehören die Mythen von der Schöpfung der Welt, vom Sündenfalle, von einem guten und bösen

Wesen, die mit einander im Streite liegen, von Auferstehung der Todten und von der Wiederbringung aller Dinge. Und war es zu verwundern, daß die Juden mit diesen Meynungen und Lehren des Zoroasters bekannt wurden, da sie so lange zu Babylon, dem Sitze dieser damals herrschenden Religion, die man als die beste und vollkommenste verehrte, wohnten, und also die schönste Gelegenheit hatten, sich diese bessern Ideen anzueignen und sie ihren Schriften einzuverleiben? Es müßte durch ein Wunder bewirkt seyn, wenn dieses anders gewesen wäre! —

Jedoch um meinen Lesern, die mit der indisch-parsischen Religionsphilosophie und Geschichte nicht bekannt sind, einen deutlichen Begriff von der Sache zu machen, und sie von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, will ich hier eine kurze Nachricht von Zoroasters Leben und Meynungen hersetzen. *)

Zoroaster, der Stifter der parsischen Religion, soll 550 Jahre vor Christus Geburt gelebt haben; aber es ist noch nicht ausgemacht, ob es nicht mehrere dieses Namens gegeben habe; und es ist wahrscheinlich, daß der erste viel früher und

---

*) Mehr hierüber findet man in Berger's Geschichte der Religionsphilosophie.

noch vor dem babylonischen Exil oder gar vor Moses Zeiten gelebt hat. Denn der Name Zerduscht hat eine symbolische Bedeutung und heißt Licht der Welt; — (so, wie Sanchuniaton, Lehrer der Weisheit. Es kann jener Name also blos ein symbolisches Wesen andeuten. Nach seiner Lehre im Zend-Avesta (lebendes Wort) hat ein höchstes Wesen durch das schaffende Wort (λογος des Evang. Johannes) zwey Wesen hervorgebracht, durch welche alles übrige entstand. — Eins derselben, Ahriman, das aus Neid böse wurde, — streute den Saamen des Bösen in die Gemüther der Menschen. Dies ist offenbar der Satan der Juden. — Schon die ersten Menschen, welche im Zend-Avesta Meschia und Meschiana genannt werden, welche Namen Moses in Adam und Eva verändert hat, wurden durch Ahriman (die Schlange, der Teufel nach der Bibel) verführt. Die Lehre vom Teufel und seinen Engeln, die wir in den bibl. Büchern nach dem babylonischen Exil erst antreffen, findet sich also schon im Zend-Avesta des Zoroaster. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Juden diese Meynung in Babel von den Persern angenommen und in ihre heiligen Bücher verpflanzt haben. —

Das gute Wesen, Ormuzd, der erste Sohn der ewigen Gottheit, ist nach Zerduschts Reli-

gionssystem der Quell alles Guten, ist das Licht, (wie Johannes Jesum das Licht der Welt nennt.) — Beyde Wesen haben ihre Untergeister, Fervers und Devs, die Gutes und Böses in der Welt stiften, (die guten und bösen Engel der Juden.) Nach einem langen Kampfe von 12,000 Jahren wird das böse Wesen von dem guten überwunden werden und sich alles in einem seligen Lichtreiche enden. (Dies ist das Reich des Messias, das tausendjährige Reich, die Auferstehung der Todten und die Wiederbringung aller Dinge, welche in den Büchern des alten Testaments so oft verheißen wird.)

Auch die Lebensgeschichte Zoroasters im Zend-Avesta ist sehr wundervoll von seiner Geburt an bis zu der Zeit, da ihm das Gesetz geoffenbart wird, und hat mit Moses Geschichte die größte Aehnlichkeit. Von einem Greise wird schon der Mutter desselben, noch ehe er geboren wird, die Geburt und der Name dieses Sohnes angekündigt. Die Magier, so wird erzählt, wollten den jungen Zoroaster umbringen; aber die Hand desjenigen, welcher das Schwerdt gegen ihn aufhob, verdorrete. Ueber einen Fluß ging er, wie über eine Brücke. In seinem dreißigsten Jahre begab er sich in die Einsamkeit, nährte sich hier von Käse, und ward von dem bösen Wesen versucht, dem Gesetze

Gottes untreu zu werden; bestand aber in dieser Versuchung glücklich.

Daß die Schöpfungsgeschichte im Moses, wie auch die Erzählung vom Paradiese, vom Sündenfalle der ersten Eltern und andere Sagen und Mythen, aus der Mythologie der Hindu's und Parsen entlehnt seyen, habe ich schon an einem andern Orte gezeigt. Jetzt will ich noch die Lehren von dem Untergange der Welt, von der Todtenerweckung, vom tausendjährigen Reiche und der Wiederbringung aller Dinge hier nachholen, welche wir alle im Zend-Avesta wieder finden und also aus dieser Quelle entlehnt sind.

„Man kann, heißt es in Bellermanns Theologen, die zoroastrische Lehre als die einzige Quelle annehmen, aus welche der Jude schöpfte. — In der Periode des assyrischen und babylonischen Exils, das sich zuletzt, nach dem Umsturze beyder Reiche, in das medisch-persische verwandelte, hatte wenigstens der Jude die schönste Gelegenheit, sich mit dieser Lehre, die daselbst blühete, bekannt zu machen. Das Charakteristische der Religion des Zoroasters war: Es gibt zwey intelligente Grundwesen, ein gutes und ein böses. — Letzteres verführt die Menschen und sucht sie dem guten Prinzip abwendig zu machen. — Diese seine Macht und Regierung dauert aber nur eine be-

stimmte Zeit. Nach dieser wird es von dem guten Prinzip seiner Gewalt beraubt."

„Es kommt eine Wiederkehr aller Dinge. Eine von allen Uebeln befreyte glückliche Regierung des guten Prinzips tritt ein. — Es erfolgt eine Auferstehung der Todten. — Es wird ein Gericht gehalten, wo die guten Menschen in das Reich des Lichts, die bösen in das Reich der Finsterniß versetzt werden und unsterblich fortdauern." —

„Ein Träumen von Vegetation (Pflanzenleben) des Menschen nach dem Tode war schon in der vorexilischen Periode vorhanden. Allein ein mit Bewußtseyn verbundenes Fordauern war in dieser Periode noch nicht das Eigenthum des jüdischen Volkes."

„Es fehlte den Abgeschiedenen die Fortdauer des Körpers, ohne den man sich die Personalität nicht denken konnte! Diese Vorstellung ist allen noch nicht gebildeten Menschen natürlich. Zoroasters Lehre von Körper-Auferstehung räumte diese Schwierigkeit aus dem Wege. Der nemliche Körper wurde ja nach dieser Lehre wieder hergestellt. — Jetzt lieset man auch in den Urkunden des alten Testaments von Körper-Auferstehung, theils im bildlichen Verstande, von der Wiederherstellung des jüdischen Staats, wie Ezech. 37, 1—14, theils im eigentlichen Verstande, wie Daniel 12, 1. und

2 Macc. 7, 9. 11. 14. Es entstand, seitdem die berühmte Sekte der Pharisäer, welche dieser Lehre, wiewol unter verschiedenen Modificationen, zugethan war und ihr System. Man theilte das Todtenreich in Eden, und den Unglücksort (Hölle), was vorher nicht der Fall war, wovon jener Ort die Vorbereitung der noch nicht mit dem Körper vereinigten Geister für den Himmel war; dieser aber entweder als Aufbewahrungsort für die Gehenna, oder bey denen einer Reinigung fähigen für einen qualvollen Reinigungsort galt."

„Zoroasters Lehre von der Wiederkehr aller Dinge und der glücklichen Regierung des guten Prinzips, hatte auf die längst gehoffte und stets gewünschte Wiederherstellung und glückliche Epoche des jüdischen Staats durch einen Erretter oder König den mächtigsten Einfluß. Der Jude malte sich dieses goldene Zeitalter, unter dem Namen der messianischen Zeitperiode, mit den schönsten Farben aus. Alle Entschlafenen der jüdischen Nation würden auferstehen, Belohnungen empfangen und unter der Regierung des Messias volle Glückseligkeit genießen. Nur die Peiniger und Verächter des göttlichen Lieblingsvolkes — würden dieser Wohlthat verlustig seyn." —

„Lange schon war unter den Juden der Glaube an Vergeltung in diesem Leben erschüttert. Es ent-

standen Zweifel auf Zweifel, Theodiceen auf Theodiceen. Man gerieth endlich auf ein blindes Fatum, auf einen Periodenwechsel, wie sich der Verfasser von Kohelets Lehren ausdrückt. Zoroasters Lehre von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode hob das große Räthsel, und seine Körperauferstehung löset die Zweifel im Betreff einer Vergeltung nach dem Tode." —

„Der Mensch, der ganze Mensch, wurde ja nach dieser Lehre wiederhergestellt. Jetzt war auch Moses Theocratie gerettet, die, was die forschende Vernunft zu Ende des sinkenden jüdischen Staats aus der Erfahrung abzog, Vergeltung in diesem Leben nicht gewährte, wie sie verhieß. — Sie fand einen gedeihlichen Boden in dem Lande nach dem Tode, wo man sie auf eine ganz befriedigende Art zu Stande kommen lassen konnte."

„Aus dem Platonismus oder aus der orientalischen Lehre, daß der Körper der Sitz der Sünde sey, entstand auch zuverlässig die Sekte der Essäer, die nach dem Exil der Juden zum Vorscheine kam, und noch einige Jahre nach der Zerstörung Jerusalems fortdauerte. Sie behauptet eine Vergänglichkeit der Körper, und zwar so, daß eine erwünschte Zeit eintreten werde, wo die Materie nicht mehr der Aufenthaltsort der Seele sey, dennoch aber die Geister unsterblich fortdauern, und

entweder selig oder unglücklich seyn würden. Die Essäer nahmen auf der einen Seite substantielle Fortdauer der menschlichen Geister an; aber auf der andern nichts von neuer Verbindung mit Körpern, da sie die Körper als Gefängnisse ansahen, in welchen die Geister aus der leichtesten Luft, in der sie zu seyn pflegten, durch einen gewissen physischen Reitz herabgezogen, und damit verflochten würden; — eben deswegen aber mit großer Freude davon los würden, und sich in die Höhe schwängen. — Diesen Glauben der Essäer beschreibt Josephus in seinem jüdischen Kriege Cap. 2, 8."

„Die Theorie dieser Sekte über Fortdauer nach dem Tode, fährt der Verf. fort, verdient hauptsächlich aus dem Grunde hier angeführt zu werden, weil sie, wie die Antwort Jesu auf die bekannte Frage der Sadducäer, die bekanntlich an keine Auferweckung der Leiber glaubten, auf eine Fortdauer des Menschen ohne Körper hinweiset, und mit dem Essenismus ganz übereinzustimmen scheint. Es ist daher zu vermuthen, daß Jesus alles wahre, was diese Sekte hatte, mit seiner Lehre verband, und ein weiser Eklektiker war." *) — Selbst die ägyptische Religion und die geheime

*) Der Theologe, von Bellermann. Th. 5. S. 235. 242. u. s. w. Von der Auferstehung der Körper. Erfurt 1807.

Lehre der dortigen Priester, von denen Moses erzogen, und in deren Geheimnisse er vielleicht eingeweihet war, scheint in der indischen ihre Quelle gehabt zu haben. Schon långst hat man die richtige Bemerkung gemacht, daß die alten Aegypter viel Aehnlichkeit mit den Indiern haben, besonders was ihre Eintheilung in Casten (Classen), ihre Religion und ihren Thierdienst, besonders die gôttliche Verehrung der Kuh (der ågyptische Apis), betrifft. Vielleicht waren die Aegypter eine Colonie der Indier; wenigstens hohlten sie doch von ihnen ihre Sitten, Gebråuche, Mythologie, Cultus, Künste und Wissenschaften, weil jene ålter waren und früher gebildet.

„Alle Geschichtschreiber, sagt Jouy, stimmen darin überein, daß die Wiege der Wissenschaften und Künste in Indien zu suchen sey. Dieses Land war vormals wegen der Kenntnisse und Weisheit seiner Bewohner so berühmt, daß die griechischen Philosophen es nicht unter ihrer Würde hielten, dahinzureisen, um sich daselbst einen grôßern Schatz von Kenntnissen zu erwerben. — Pythagoras, Democrit, Anaxagoras, Pyrrho, Apollonius reiseten ganz besonders nach Indien, um sich mit den Braminen zu unterreden, die sie Gymnosophisten (nackte Philosophen) nannten; ohne Zweifel deshalb, weil der Schnitt ihrer Kleidung so gemacht

war, daß ein großer Theil ihres Leibes unbedeckt blieb." *)

Aber nicht blos die Griechen holten ihre Weisheit dorther, deren ganze Mythologie und Götterlehre, wie ein anderer Gelehrter erst vor kurzem gezeigt hat, aus Indien herstammt; — sondern auch die Aegypter, und durch diese die Juden wieder und selbst die Christen. Die jüdische Religion, Hierarchie und Staatsverfassung hat die größte Aehnlichkeit mit der ägyptischen; so, wie diese wieder mit der Religion der Braminen, Tibetaner, Chineser, Japaner, Araber, Türken und Saracenen. Alle diese Völker des Orients hatten und haben ursprünglich eine hierarchische Verfassung oder Priester-Regierung, und ihre Meynungen und Lehren stimmen vollkommen mit einander überein; weil sie alle aus einer und derselben Quelle, nemlich aus Indien und aus braminischer Weisheit entsprangen. Moses wurde, wie schon oben gesagt ist, am ägyptischen Hofe erzogen und in die geheime Lehre und Weisheit der dortigen Priester eingeweihet. Selbst die ägyptischen Könige standen ganz in der Gewalt der Priester und wurden unumschränkt von ihnen beherrscht; so daß sie nur dem Namen nach Könige waren. —

*) Der Freymüthige. Berlin 1810. Jan. S. 31.

Wie groß die Aehnlichkeit des ägyptischen und jüdischen Religions-Systems war, erhellet, ungeachtet man mit den geheimen Lehren der Priester nicht bekannt ist, schon aus den Inschriften ihrer Tempel. An dem Tempel der Isis (der Erde, Natur) zu Capua stand: „Dir, der Du eins und alles zugleich bist, der Göttin Isis!" — Und an dem Tempel des Osiris, des höchsten Gottes, stand: „Ich bin alles, was gewesen ist, noch ist und seyn wird, — und meinen Schleyer hat noch kein Sterblicher aufgedeckt!" — Dieser Osiris der Aegypter ist wahrscheinlich der Jehovah des Moses, dessen Name blos eine Uebersetzung dieser merkwürdigen und viel sagenden Inschrift an dem Tempel des Osiris zu seyn scheint. — Jehovah selbst sagte einst zu Mose, als er sich ihm als den Gott seines Volkes ankündigte: Ich bin, der ich bin, (oder, ich werde seyn, der ich seyn werde; wie man es auch übersetzen kann) und Niemand kann meine Herrlichkeit sehen oder meinen Schleyer aufdecken. — Deshalb wurde auch Moses Wunsch, Jehovah von Angesichte zu sehen, nicht gewährt; sondern er sah ihn nur von hinten, oder seinen Rücken, und hörte nur im Vorübergehen das Rauschen seines Kleides. —

Wer kann noch länger die Aehnlichkeit beyder

Religionen verkennen? Wer sieht nicht deutlich, daß Moses und der jüdischen Lehrer Weisheit von Indien und Aegypten ausgegangen ist? Man lege nur die alten Vorurtheile ab und halte die alten Indier, Parsen und Aegypter nicht mehr für Abgötter, Heiden und Ungläubige. Man unterscheide nur immer Volksglauben von geheimer Lehre der Priester und Weisen des Volks, die jetzige Abgötterey der Hindu's, die eine Ausartung ist, und den öffentlichen Cultus von der innern Verehrung Gottes bey den Verständigen und Aufgeklärten. Nur das Verdienst hat Moses unstreitig um die Welt und sein Volk besonders, daß er die Bilder abschaffte und ihre Verehrung untersagte, welche so leicht in Bilderdienst, Thierdienst, Abgötterey und Fetischismus, den allerniedrigsten Götzendienst, übergeht, wie die Beyspiele in Hindostan, Aegypten, und selbst in der katholischen Christenheit sattsam beweisen, wo man die einzelnen Eigenschaften Gottes und der Natur unter gewissen Bildern vorstellt, und vergötterte Menschen und Heilige verehrt. Der göttliche Stifter des Christenthums hat auf das Fundament, welches Moses legte, sehr weislich fortgebauet, und uns Gott als Geist und im Geist und in der Wahrheit, nicht körperlich, sondern mit der Seele zu verehren gelehrt. —

Ich will das, was ich hier gesagt habe, noch

durch andere Beweise und Zeugnisse von alten und neuen Schriftstellern erhärten. Ein gelehrter Bramine, Remohon Roy, hat kürzlich in Englischer Sprache einen Auszug des Wedant, oder der Auflösung aller Wed's, des berühmtesten und verehrtesten Werks braminischer Gottesgelahrtheit, geliefert, der in das Monthly Magazin vom Jun. 1817 eingerückt ist. Der Wedant oder Auszug aus den Wed's soll vor ungefähr 2000 Jahren von einem gewissen Baias gemacht worden seyn, und Remohon Roy's Schrift ist wieder ein Auszug aus jenem. Der Zweck dieser Abhandlung ist, zu zeigen, daß der Brahmismus mit dem Christenthume in der Grundlage übereinstimme. Es wird darin die Einheit des höchsten Wesens dargethan, — so, wie auch, daß Gott allein der Gegenstand der Versöhnung und Verehrung seyn könne, gezeigt. — Die Lehre von der Einheit Gottes ist also nicht Moses Eigenthum, der nur den Jehovah als Volksgott, mit Ausschluß anderer Götter, sein Volk verehren lehrte; sondern die Lehre des Brahmismus. —

Man sagt zwar, die Menschen der Vorzeit konnten noch keinen so vollkommnen, erhabenen und allgemeinen Begriff von Gott, als dem Weltenschöpfer haben. Diese Idee ging erst mit der Zeit aus der vollkommnern und bessern Kenntniß

des ganzen Weltalls hervor. Aber wenn auch die Vorstellung der Menschen von Gott vor vielen tausend Jahren noch nicht an unsere vollkommnern Einsichten reichte; so kannten sie ihn doch schon als den Schöpfer Himmels und der Erde, mogten sie sich nun die Erde und die Sterne denken, wie sie wollten. Dazu kommt, daß die Indier und ihre Gelehrten schon sehr hohe Einsichten in der Astronomie hatten, die wir noch jetzt bewundern müssen.

Es gab gewiß schon von frühen Zeiten her und unter den ältesten Völkern der Erde einzelne Weise, die eine geläuterte Erkenntniß Gottes besaßen; wie denn überhaupt schon das meiste, was wir jetzt wissen, in alten Zeiten bekannt war. Zu allen Zeiten kamen die Menschen auf gewisse, allgemeine, rein menschliche Ideen, und wir müssen nicht glauben, daß wir allein im Besitz der Wahrheit sind. Ein Beweis davon ist die Religion der Braminen, oder der Wedant und die Auflösung aller Wed's, — welcher schon einen Beweis für die Einheit Gottes führt. Diese bessere Erkenntniß ging nur mit der Zeit wieder verloren, und der große sinnliche Haufen der Menschen vervielfältigte die Gottheit und verehrte dieselbe unter menschliche Gestalten, um sich die Gottheit zu versinnlichen und näher zu bringen, oder sie zu sich herabzuziehen. Die unwissenden Juden aber ver-

engerten den Begriff und machten Gott wieder zu einer Landes- und Volksgottheit; bis die Weisen des Volks, ein Jesaias u. a. m. in der Folge den Begriff wieder erweiterten und endlich Jesus Gott wieder zum Vater aller Menschen und zum Weltschöpfer erhob. —

Ich will hier noch eine Stelle aus Kaysers Judaismus und Christianismus hersetzen, welche dieses bestätigt, und der ich in den meisten Punkten beypflichte.

„Woher Moseh, sagt er, in dem polytheistischen Aegypten die wahre Einheit Gottes hätte kennen lernen sollen? — Dies kann mit Recht gegen den Ordner und Verfasser des Pentateuchs und gegen Schiller und andere Gelehrte *) gefragt werden! Nach Schiller soll Moseh z. B. zwar ein Verräther der ägyptischen Mysterien zum Besten der Welt und Nachwelt geworden seyn. Die Aufschrift auf der Pyramide zu Sais: Ich bin alles, was ist; — und die ehrfurchtsvolle Aussprache des Jao (J-ha-ho) sollen beweisen, daß zuerst in Aegypten die Idee des einigen Gottes entsprungen, und von den Epopten als höchste Urkraft (der Dämiurgus der Griechen) erkannt worden sey. Auch macht eine Stelle des ägyptischen Geschicht-

*) Schillers kl. Schriften, in der Abh.: die Sendung Mosis.

schreibers Manetho den Moseh zu einem Apostaten der ägyptischen Religion und zu einem aus Heliopolis entflohenen Priester; — und selbst Philon sagt, Moseh sey von den ägyptischen Priestern in der Philosophie der Symbole und Hieroglyphen und in den Geheimnissen der heiligen Thiere eingeweihet worden. — Aber demohngeachtet stimmt diese Behauptung von der großen Kenntniß der ägyptischen Epopten nicht psychologisch mit ihrem Betragen und dem allzugroßen Aberglauben Aegyptens überein, und hebt alles vernünftig denkbare Verhältniß zwischen beyden auf. — Sie entstand bey ältern Gelehrten nur aus übertriebener Achtung gegen ägyptische Mysterien und widerspricht allem kritisch-historisch-gefaßten Zeitgeiste, und wenn etwas Wahres daran ist, so war dieser ägyptische Gott gewiß noch kein Weltgott!" —

„So sind auch Moseh Vorstellungen von Gott auffallend unvollkommen, obgleich immer daneben der Ordner des Pentateuchs den Nationalgott der Juden, den der Stolz derselben nach dem Exile und nach der Bekanntschaft mit persischen Ideen zugleich als Weltgott dachte, — als den Schöpfer des Ganzen erscheinen läßt. — Verehrer des einen Weltgottes könnten z. B. nicht glauben, daß der Gott in Gewittern und Büschen erscheint, — als Feuersäule vor dem Heere herzieht, über einer

Bundeslade schwebt und sich ein Volk auswählt, wie nach Moseh. — Auf dem Altare Jehovahs ließ er das ewige Feuer brennen, wie in ägyptischen, griechischen, römischen u. a. Tempeln. Levit. 6. Sein Gott war also auch das äpyptische Feuerwesen!" —

So viel ist wol gewiß, daß die Idee von einem Weltgott bey den Indiern am reinsten und vollkommensten war; bey den Parsen entstand schon der Dualismus, oder der Glaube an zwei gleich mächtige Wesen, ein gutes und ein böses. Bey den Juden artete die Idee gar wieder in eine National-Gottheit aus, bis sich das Volk hob und mit den Persern in Verbindung kam. Ob die Aegypter eine reine und höhere Idee von der Gottheit gehabt haben, steht dahin, weil wir in ihre Geheimnisse nicht eingeweihet und keine Religionsbücher von ihnen vorhanden sind. Der Thierdienst und der Aberglaube ihrer Priester widerspricht zwar dem Glauben an einen wahren Gott. Aber vielleicht wurde die reinere Lehre der Stifter ihrer Religion, die sie aus Indien mit dahin brachten, nur in der Folge verunreinigt und verunstaltet, wie das mit allen Religionen der Fall, besonders in Hindostan noch jetzt ist. Vielleicht sahen die Weisen unter ihnen weiter, als der große Haufe der dummen Priester. — Wahrheit treffen wir unter allen Menschen an, und man muß immer die

Weisen unter denselben von dem großen Haufen unterscheiden. —

„Religion, sagt Kayser, kann überhaupt als inspirirt von dem Einen Göttlichen angesehen werden, in wiefern alles, was der vollkommnere Mensch spricht, Offenbarung ist, — und der Saame derselben schon in die Brust des Menschen gelegt war, als Keim; — also eine stehende Offenbarung, die durch alle Völker und Zeiten geht.“ —

„Dann kann freylich nicht mehr die Rede seyn von Offenbarung unerreichbarer Wahrheiten für die Vernunft, oder von Stiftung einer einzelnen Kirche, wie der jüdischen, christlichen und der Bekanntmachung der Vernunftwahrheiten (nach dem Rationalism) — unter Autorität Eines einzelnen göttlichen Gesandten! — Es wäre gotteslästerlich, zu behaupten, daß sich Gott je einem Theile der Menschheit entzogen habe.“ — *)

Höchst merkwürdig und für den Nachdenkenden inhaltreich ist folgendes System, welches in einer sehr gelehrten englischen Schrift, zwar in ganz anderer Absicht, — zusammengestellt worden,

*) Kaysers biblische Theologie oder Judaismus und Christianismus. Erlangen 1813. 8. Einleitung VII. und Seite 1. 2. u. s. w.

deren Verf. der Rector George Stanley Faber ist und das der Recensent in der Hall. Litt. Zeitung uns mittheilt. Dies System ist folgendes.

„Der große Welt- oder Gottvater der alten Mythologie ward eingefleischt von einer Jungfrau geboren. Er verlebte seine Kindheit unter Heerden und Hirten; er ward von einer Schlange verfolgt und eine Zeitlang überwältigt, bis er ihr den Kopf zertrat. *) — Er war Priester, König und Prophet. — Er war der Opfernde und das Opfer zugleich. Er war der Vater, Gemahl und der Sohn der großen Mutter, welche durch die Arche auf den Wassern der Sündfluth vorgestellt ward. Er war der Schöpfer auf einander folgender Welten, und vor jeder Schöpfung schwebte er brütend über den Wassern. Erschlagen wurde er in einen Sarg gethan, und fuhr in die Unterwelt; aber am dritten Tage stand er wieder auf, und diese Auferstehung wurde als eine Wiedergeburt aus einer Felsengrabhöhle vorgestellt."

Wer kann ferner ohne Verwunderung lesen, daß schon in den Samothrakischen Geheimnissen von einer Taufe, in den eleusinischen von einer Beichte, in denen des Mithras und der Phönizier von einer

---

*) Hierauf beziehen sich die Worte im Pentateuch: des Weibes Saamen wird der Schlange den Kopf zertreten u. s. w.; die also ein Bruchstück aus der indischen Mythologie sind. —

Firmung und einem großen Sühnopfer, in denen der Hindu's von einer Trimurti (drey in eins) die Rede war, wovon sich auch Spuren in den ältesten Religionen der Aegypter vorfinden; wie selbst die christlichen Kirchenväter solches anerkennen, aber darin nicht Wirkungen des guten Geistes sehen, sondern es für List und Betrügerey des bösen Geistes ausgeben wollen, der seine falschen Religionen mit manchem, was er aus der wahren Religion entlehnte, habe schmücken wollen! *) —

Ich aber frage: leuchtet hieraus nicht hervor, daß die Religion, welche wir verehren, in Hinsicht ihrer meisten Ideen so alt sey, als die Welt, und daß der allwaltende Geist, der alle hohen Gedanken erweckt und pflegt, auch hier seine ewig wirksame Thätigkeit bewiesen habe? —

*) The origin of Pagan Idolatry, by George Stanley Faber. Lond. 1816. 4.

An inquiry intho the symbolical Language of ancient art and Mythologie. London by R. P. Knight. 1818. 8.

Hall. Litter. Zeitung vom Jahre 1819. Nr. 97—98. Seite 778—779.

IX.

Ueber die Erzählung vom Sündenfalle der ersten Menschen.

Die Erklärung des Sündenfalles der ersten Menschen, der uns im Pentateuch erzählt wird, hat den Auslegern der Bibel von jeher viel zu schaffen gemacht. Einige verstehen diese alte Mythe buchstäblich und wörtlich, deren Zahl aber immer mehr abnimmt; andere erklären sie historisch und legen ein gewisses Factum dabey zum Grunde; noch andere mystisch, bildlich und allegorisch. Der Verf. des unten angeführten Buchs, *) Herr Professor Hüllmann, ist den zweyten Weg eingeschlagen; er erklärt den Sündenfall historisch, und macht daraus eine Art von Roman. — Er findet darin, wer sollte es ahnen? die Befreyung der Men=

*) Theogonie, Untersuchungen über den Ursprung der Religion des Alterthums, von Carl Dietrich Hüllmann. Berlin 1804. 8.

schen von der Despotie und Priesterherrschaft, oder das, in den Augen der Zwingherren und Priester große Verbrechen, daß sich eine niedere Kaste von Menschen, die Urbewohner des Landes, welche von dem eingewanderten Herrenstamme unterdrückt wurden und denen der Acker- und Weinbau von jenen untersagt war, frey machten und gleichfalls anfingen, Acker- und Weinbau zu treiben, wie ihre Oberherren. — Jedoch ich will den Verf. selbst reden lassen:

„In einer fruchtbaren Gegend Vorder-Asiens hatte sich einst ein überlegener fremder Stamm niedergelassen, der in Vergleichung mit den vorgefundenen wilden Urbewohnern, einige Kultur besaß, und sich durch edlere Formen unterschied. Da sich die Urbewohner nicht vorstellen konnten, daß eine so ausgezeichnete Gattung auf der Erde entstanden seyn könne, so gewann die Meynung Eingang: die Fremden seyen vom Himmel herabgestiegen; es seyen höhere Wesen. — Ehrfurcht und Unterwürfigkeit von Seiten des unwissenden Urvolks, Anmaßung und Herrschaft von Seiten der Ansiedler, waren die natürlichen Folgen der Kulturverschiedenheit. Die Kolonie dieser Fremdlinge bestand größtentheils aus Männern; daher hielten sich die neuen Oberherren Sklavinnen aus dem Volke und zeugeten Kinder mit denselben; woraus sich eine mittlere Kaste

zu bilden anfing. Der Herrenstamm eignete sich gewisse Grundstücke eigenthümlich zu, auf denen er Getraide- und Weinbau trieb, dessen Kenntniß er aus der Heimath mitgebracht hatte."

„Die gröbern Erzeugnisse des Landes ließ er den Urbewohnern; an die beyden edlern Früchte aber sollte sich, strengen Verboten zufolge, Niemand wagen. Einst ward um die Erndtezeit von dem Emir ein Mann aus der mittlern Kaste, in Gesellschaft eines Jünglings und eines Mädchens von gleicher Herkunft, als Wächter des Getraide- und Weinfeldes angestellt. Lüstern nach den anvertrauten Früchten, verführte der Wächter seine jungen Gesellschafter, in sein betrügerisches Vorhaben einzugehen, gemeinschaftlich einen Theil der köstlichen Früchte zu entwenden, und heimlich anzubauen." —

„Den beyden jungen Leuten glückte es, einen Theil der Früchte auf die Seite zu schaffen. Nach dem erregenden Genusse der Weintrauben fühlten sie gewisse Triebe, deren Befriedigung sie näher an einander knüpfte. Sie verbanden sich auf immer, legten eine kleine Kolonie an, und bestimmten nach dem Beyspiele der Herren, ihrer väterlichen Ahnen, einen Theil des Getraides zur Aussaat, und die entwendeten Reben zum Anpflanzen. Aber der Neid des vormaligen Wächters, den sie von der

Beute ausgeschlossen hatten, verfolgte die jungen Kolonisten. Entschlossen, sein Recht der Theilnahme geltend zu machen, überfiel er sie räuberisch, ward aber so nachdrücklich empfangen, daß er im Kampfe mit den jungen Kolonisten das Leben verlor."

„Das Kolonistenpaar hatte ein Beyspiel von Beleidigung der Ehrfurcht gegen die Herrenkaste, von verwegener Theilnahme an deren köstlichen Früchten, gegeben, das durch den günstigen Erfolg allzuverführerisch war, um nicht in kurzer Zeit nachgeahmt zu werden. Das Bewußtseyn der edlern Abkunft von väterlicher Seite erwachte in den Gliedern der mittlern Kaste, und eben damit das Trachten nach Gleichheit des Standes, der Besitzungen und Rechte, mit den stolzen Gebietern. Mit der Sklavenkost des dritten Standes nicht länger zufrieden und des Zustandes der Abhängigkeit überdrüssig, erlaubten sich allmälig die meisten aus der mittlern Kaste Gewaltthätigkeiten gegen die obern; aufgewiegelt von den Müttern, bemächtigten sie sich eines Theils von den vorbehaltenen Früchten des Herrenstammes, säeten und pflanzten, erfanden bessere Werkzeuge zum Getraide- und Weinbau, und wurden Stifter von Kolonien, die bald zu kleinen, von den Priestern politisch unabhängigen, Staaten anwuchsen. Als erst der Glaube an die Unverletzbarkeit des Priester- und Herrenstandes,

die einzige Schutzwehr desselben, erschüttert war, mußten in dem ungleichen Kampfe zwischen gemächlichen, durch heilige Trägheit verzärtelten, Despoten, und abgehärteten, um Freyheit und Eigenthum kämpfenden Männern, die letztern entschieden die Oberhand gewinnen. Die höhere Kaste ward auf das Priesterthum eingeschränkt, behielt aber unverändert den stolzen und herrschsüchtigen Charakter, und vererbte die Klagen über den Verlust der Alleinherrschaft auf die Nachkommen. Aus der zweyten oder mittlern Kaste ward ein Krieger- und Heroenstand."

„Nach geraumer Zeit entstand durch das Austreten der Flüsse dieser Gegend eine große Ueberschwemmung; ein Unfall, den die gekränkten Priester mit jenen Empörungen in Verbindung brachten, und als göttliche Bestrafung der Ruchlosigkeit vorstellten. Einige sowol von ihnen, als von der mittlern Kaste, flüchteten auf Kähnen und wurden in andere Gegenden geführt, wo sie sich anbaueten und das Andenken an jene Vorfälle auf die Nachkommen fortpflanzten. Weiterhin verbreiteten sich diese Sagen durch Kolonien in die meisten morgenländischen und viele abendländische Provinzen." —

Der Verf. geht bey seiner Erklärung von dem übrigens richtigen Grundsatze aus, daß fast alle

Mythen ursprünglich historisch sind und sich auf wahre Geschichte gründen. Die Thatsachen wurden nur in der Folge und durch die Länge der Zeit sehr entstellt und nach den jedesmaligen Local- und Zeitumständen und Bedürfnissen eines jeden einzelnen Volkes gemodelt und gedeutelt, oder denselben moralische Zwecke untergelegt, welches besonders von den jüdischen Moralisten geschah. Indessen kann man doch nicht von allen Mythen ohne Unterschied sagen, daß sie historisch sind, wenigstens wurden sie mit Poesie und Philosophie vermischt, verbunden und verschönert. Es entstanden also daraus historisch-poetische und historisch-philosophische Mythen und Sagen. Einige aber sind blos Philosopheme oder Gedichte, als z. B. die Schöpfungsmythe. Denn wie konnte jemand eine Schöpfungsgeschichte der Welt und der Menschen schreiben, da Niemand bey der Erschaffung und Ausbildung der Erde zugegen gewesen ist und die Entstehung des ersten Menschen der Menschheit im Ganzen eben so unbekannt und verborgen seyn muß, als dem einzelnen Kinde seine Bildung und Geburt? —

Mit Recht sagt der Verfasser: „Nicht weniger dunkel, als die Aussicht in die späte Zukunft, ist der Blick in die frühe Vergangenheit, und schlechterdings für alle Zeitalter unerforschlich ist der Ur-

sprung unsers Geschlechts. — Bey aller Achtung für historische und naturwissenschaftliche Forschungen, bey allem Vertrauen auf die reiche Ausbeute, die für die Nachwelt daraus zu hoffen ist, auf die Summe künftiger Aufschlüsse, von denen unser Zeitalter nichts ahnet, darf man doch unbedingt die Behauptung aufstellen: über die Art und Zeit seiner Entstehung, so wie über seine frühesten Schicksale, wird das Menschengeschlecht ewig in Unwissenheit bleiben. — Kein Geschicht- und Naturforscher wird jemals einen Lichtstrahl in diese Dunkelheit fallen lassen. Welche Reihe von Jahrhunderten mag vergangen seyn bis zu dem ersten schwachen Versuche der Sprache, dem einzigen Mittel der Urwelt, Begebenheiten fortzupflauzen, — wenn gleich je länger, desto stärker verunstaltet. — Der einzelne Mensch hat keine Erinnerungen von seinem Eintritte in die Welt und von den ersten Jahren seines Lebens; eben so wenig die ganze Menschheit von ihrem Ursprunge und den ersten Jahrhunderten ihres Daseyns. — Der aufgeklärte Theil unserer Zeitgenossen, überzeugt von der Unmöglichkeit einer Geschichte des Ursprungs der Menschen, schmeichelt sich nicht mehr, in einem bekannten hebräischen Mythys eine solche zu besitzen. Wenn darüber unter allen, die einen Begriff von Kritik haben, keine Verschiedenheit der Meynungen mehr Statt findet:

so bleibt dagegen die Entstehung und der Sinn der angedeuteten Urkunde *) streitig; entweder es liegt eine Thatsache zum Grunde; der Mythus ist also historisch, oder er ist, ohne auf etwas Wirklichem zu beruhen, durchaus das Werk eines alten morgenländischen Dichters."

Dem, was der Verfasser hier vom Sündenfalle sagt, kann ich aber nicht beystimmen, denn es läßt sich noch ein dritter Fall gedenken. Die Mythe kann historisch-philosophisch, oder historisch-poetisch seyn. Und dieses kommt mir am wahrscheinlichsten vor. Zwar war Despotie und Priesterherrschaft das Loos und Eigenthum der Vorwelt und ist es jetzt noch in jenen Gegenden des Morgenlandes, wo diese Mythen gedichtet wurden. Aber es ist mir kein Volk bekannt, das unter der Priesterherrschaft stand, dem der Acker- und Weinbau verboten und bey dem letzterer nur ein Vorrecht der Herrenkaste gewesen wäre. Vielmehr überließen die Herren und Priester diese mühsamen Arbeiten gern dem Volke und den Menschen aus den niedern Kasten. Und wenn anfangs der Acker- und Weinbau ein Vorrecht und ausschließliches Eigenthum der Herren und Priester war, und diese Mythe vermuthlich von einem aus letzterm Stande

*) Nemlich vom Sündenfalle Adams.

herrührt, denn das unwissende Volk konnte nicht dichten: warum wird denn der Anbau des Getraides und Weins darin für eine Strafe Gottes erklärt, der Acker um deswillen von ihm verflucht und dem weiblichen Geschlechte die harte Sklaverey, worin es im Oriente lebt, auferlegt? Dies ist ein offenbarer Widerspruch. Oder sollte gar der Neid die Sache in einem so gehässigen Lichte vorgestellt haben? — Oder sollten die Priester es, wie der Fuchs in der Fabel gemacht haben, der die Weintraube für sauer erklärte, weil er sie nicht erreichen konnte? —

Zwar gebe ich dem Verf. zu, daß die ersten Beherrscher der Welt eine große Rolle spielten, unumschränkt über ihre Unterthanen herrschten und von dem Volke angebetet und vergöttert wurden. Die ganze Götterlehre beruhet ursprünglich auf der Geschichte und die Götter der Indier, Aegypter, Griechen und Römer waren meistens zuerst Menschen, die sich vor andern auszeichneten, sich mächtig und verdient um die Welt und ihr Vaterland machten und die Völker sich unterwarfen. Daher wurden sie nach ihrem Tode an den Himmel und unter die Sterne versetzt, und nicht erst vom Himmel auf die Erde heruntergeholt. Denn man glaubte, alles, was hier auf der Erde sey, wäre auch als Urbild oder als Geist im und am Himmel, und

die Menschen ständen unter dem Einflusse der Himmlischen. — Aber eben diese vergötterten Menschen wurden ja deshalb nach ihrem Tode göttlich verehrt und unter die Sterne versetzt, weil sie sich so verdient um ihre Mitmenschen gemacht, ihnen Acker- und Weinbau gelehrt hatten und andere Künste und Erfindungen ihr Werk waren. Wie kann man also behaupten, daß sie dergleichen nützliche Gewerbe und Erfindungen zu ihrem ausschließlichen Eigenthume gemacht und es für Sünde erklärt, oder ihren Unterthanen es zum Verbrechen gemacht hätten, Acker- und Weinbau zu treiben? —

Indessen will ich nicht leugnen, daß nicht eine gewisse Thatsache bey dieser Erzählung zum Grunde liege. Aber es wird schwer halten, Wahrheit von Dichtung zu scheiden. Wenigstens ist das, was der Verf. dabey zum Grunde legt, höchst unwahrscheinlich und gezwungen. Er macht die Schlange bald zum Verführer der Menschen, bald zum Wächter oder Feldhüter, der das Korn- und Weinfeld vor Entwendung bewahren sollte. Wie läßt sich dieses in einer Person, ohne Widerspruch, vereinigen? Und wie gezwungen und unnatürlich ist nicht die Herleitung des Wortes Schlange von Cherub, Griph, Griphus, Greif, Drache, Sphynx, wovon er sogar die Gräven, Grafen der alten Deutschen, herleitet, ja, gar die englischen Sheriffs und fran-

zösischen Greffiers! — Und worin liegt der Grund zu dieser Erklärung? — Darin, daß alle diese Wesen Wächter und Aufseher sind und waren. — Was läßt sich nicht alles aus der Bibel machen, wenn man so verfährt! Ist das nicht eben so lächerlich, als wenn ehemals ein Herrmann von der Hardt aus dem Hahn, der bey dem Verhöre Jesu im Vorhofe des römischen Statthalters Pontius Pilatus krähete, einen Trompeter machte?! —

Wenn indessen eine wirkliche Thatsache zum Grunde liegt, und nicht alles ein Werk des Dichters ist, so glaube ich, daß unter der verbotenen Frucht die Erfindung und Einführung des Acker- und Weinbaues zu verstehen ist, die beyde eine spätere Erfindung des Menschen sind, als Jagd, Fischerey und Viehzucht. Der Verfasser scheint mir zu einem Hirten- und Nomadenvolke gehört zu haben, der den mühseligen Ackerbau haßte und verachtete und ihn für eine Strafe Gottes ansah und erklärte; dahingegen das freye, unschuldige, ruhige und bequeme Hirtenleben, das seinen Mann reichlich ernährte, für einen paradiesischen und Gott wohlgefälligen Zustand des Menschen hielt. Deswegen heißt es von Abels, des Hirten, Opfer, Gott habe dasselbe gnädiger angesehen, als Kains, des Feldbauers, Opfer. — Und in der Folge wird dem Menschen als eine Strafe auferlegt, das Feld

zu bauen, das Kraut auf dem Felde und im Schweiße des Angesichts sein Brodt zu essen, bis er wieder zur Erde zurückkehre, welches alles bey dem glücklichen Schäferleben nicht nöthig war, das ohne viele Mühe reich machte. Daher wird das arkadische Schäferleben noch jetzt immer für das seligste von allen gehalten. —

Dieses scheint als Thatsache bey dieser Sage zum Grunde zu liegen. Der Israelit aber, der diese Erzählung vielleicht im Tempelarchiv des Belus zu Babylon fand, und sie in die heil. Bücher der Juden aufnahm, wendete dieselbe auf die Sünde überhaupt, als das größte Uebel in der Welt, an, generalisirte sie, legte ihr einen moralischen Zweck unter und wandte sie auf Volk und zu seinen Absichten an. Er gründete darauf die Lehre von dem Ursprunge des Uebels in der Welt, oder dem ersten Sündenfalle des Menschen. — Daß der jüdische Ueberarbeiter bey allem, was er aus den parsischen Schriften aufnahm, zur Absicht hatte, ihm einen moralischen Zweck unterzulegen, sieht man daraus, daß er die Einsetzung des Sabbaths auf die Schöpfungsgeschichte gründet, und auf die sechs Tagewerke Gottes, und die Einsetzung und Unauflöslichkeit der Ehe auf die Erschaffung der Frau aus der Ribbe des Mannes; da eine andere Sage und Vorstellung beyde zu gleicher Zeit aus Erde

oder Thon geschaffen werden läßt. Daß Moses nicht der Verfasser dieser Sage seyn könne, sieht man aber schon daraus, daß der Ackerbau darin verächtlich und zur Strafe Gottes gemacht und als ein Mißbrauch des menschlichen Verstandes vorgestellt wird, da jener doch sein Volk selbst zu einem ackerbautreibenden Volke machen wollte und ihm deshalb Ackergesetze gab. Es muß also diese babylonische Mythe von einem Verächter des Acker- und Weinbaues, einem Emir oder Beduinen-Fürsten herrühren.

Dem zufolge ist hier eine bildliche Vorstellung von dem Uebergange des Menschen aus dem Stande der Natur in den Stand der Kultur, oder auch vom freyen unsteten Nomadenleben zum Ackerbau. Hieraus läßt sich die ganze historisch-poetische Sage erklären. Das erste, natürlichste Leben der Menschen, welches auf den ganz rohen, thierischen Zustand derselben und auf die Jagd folgte, war wol das Hirten- und Schäferleben. Denn als der Mensch seine Vernunft gebrauchen lernte, mußte er nothwendig zuerst darauf fallen, die wildlebenden Thiere, die er auf der Jagd erlegte, zu zähmen und zu domesticiren, um sie im Ueberflusse zu seinem Gebrauche zu haben und sie nicht erst mühsam in den Wüsteneyen und Wäldern aufsuchen zu dürfen. In der Folge aber, als die Menschen sich

vermehrten und ihre Heerden nicht mehr zu ihrer Ernährung zureichen wollten, fiel der menschliche Verstand auch auf den Anbau von Kräutern und Gewächsen, von Getraide und Grasarten, die er im wilden Zustande gleichfalls vorfand. Es entstand mit einem Worte nun der Feld- und Gartenbau und die Kultur der Weinrebe. Diese Erfindung brachte große Veränderungen in der Welt hervor. Die Menschen, welche den Acker baueten und Weinstöcke pflanzten, entsagten nun dem unsteten, vagen und wilden Hirtenleben und gewöhnten sich an feste Wohnplätze. Sie beengten aber zugleich dadurch denen, welche dem Hirtenleben treu blieben, den Raum und vertrieben sie von ihren bisherigen Weideplätzen; denn Letztere bedurften mit ihren herumziehenden Heerden natürlich einen großen Raum, um sich zu ernähren, und konnten nicht gleichgültig dabey seyn, daß ihnen von den Ackerbauern immer mehr Land entzogen wurde. Daraus entstand denn Zank und Streit zwischen diesen beyden Stämmen, und das war die Veranlassung zu Kains Brudermorde, oder zu dem ersten Kriege und Völkerstreite zwischen den Nomaden- und Ackerbautreibenden Völkern, der für das Hirtenvolk übel ausfiel. —

Der Acker- und Weinbau reicht aber auch dem Menschen mehrere Hülfsmittel der Subsistenz dar,

als das Hirtenleben, setzt ihn in den Stand, sich sicherer und besser zu ernähren, und sich stärker zu vermehren; weil ein kleiner Acker schon im Stande ist, dem Menschen seinen täglichen Unterhalt nothdürftig zu verschaffen. Das erregte nun den Neid und die Scheelsucht des Nomaden, unter dessen Heerden oft schädliche Seuchen einrissen, der zur Ernährung derselben unermeßliche Ebenen bedurfte, und aus einer Gegend in die andere ziehen mußte, um Nahrung für sein Vieh zu finden. — Der Acker- und Weinbau schärft zugleich mehr den Verstand und vermehrt die Betriebsamkeit des Menschen, und dies treibt ihn denn wieder zu größern Unternehmungen an. Der Feldbau gab Veranlassung zu vielen nützlichen Erfindungen, zur Verarbeitung des Metalls, zur Verfertigung des Ackergeräthes, zum Gebrauch der Lastthiere u. s. w. Dieses, und zugleich die Abhärtung des Körpers beym Feldbau, wie auch die starke Vermehrung dieser Stämme, gab ihnen bald ein Uebergewicht über die Hirtenvölker. Denn die ackerbautreibenden Völker haben die Welt erobert. — Das erregte von neuem Neid und Eifersucht, Haß und Abscheu des Nomaden gegen den civilisirten Menschen. Daher erklärt die alte Urkunde, welche einen Nomaden zum Verfasser hatte, die Klugheit des Menschen, seine größere Betriebsamkeit und Industrie für sünd-

lich und Gott mißfällig; der Mensch wird dafür von Gott gestraft und aus dem Paradiese verbannt und vertrieben, und ihm als eine Strafe von demselben auferlegt, das Kraut auf dem Felde zu essen. — Die Gottheit selbst wird als neidisch und eifersüchtig auf den Menschen vorgestellt, weil derselbe klug, wie Gott, geworden wäre, oder wie die Urkunde sich ausdrückt, wie unser einer; — und es wird dem Menschen also das, was ihn eigentlich zum Menschen und Gott ähnlich macht, hier zum Verbrechen angerechnet und ihm dafür der Genuß von den Früchten des Lebensbaums versagt, damit er nicht gar noch unsterblich, wie Gott, werde. Denn von einem künftigen ewigen Leben wußte wahrscheinlich der Verf. dieser Sage noch nichts. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist erst nach dem babylonischen Exil von den Juden angenommen. —

Aus eben dem Grunde wird hier auch die Arbeit als eine Strafe Gottes beschrieben, die doch die größte Wohlthat für den Menschen ist, die sein eigener freyer Wille war, oder wozu ihn die Noth zwang. Der Acker wird daher nach dieser einseitigen Vorstellung von Gott verflucht, für unfruchtbar, nur Dorn und Disteln tragend, vorgestellt, da er doch im Orient so äußerst fruchtbar ist, wenig Kultur erfordert und seinen Bearbeiter

reichlich und ohne viele Mühe ernährt; der Mensch aber wird dazu verurtheilt, statt wie bisher, sich von der Milch seiner Heerden zu ernähren, das Kraut auf dem Felde zu essen; welches wieder kein Unglück, sondern die größte Wohlthat Gottes für ihn ist, so, daß er sich zu freuen Ursache hat, wenn er nur recht viele Früchte des Feldes erndtet. — Der Schlange, welcher hier die Schuld von der Sünde und die Verführung der ersten Menschen zugeschrieben wird, als dem listigsten von allen Thieren des Feldes, wird dagegen als Strafe zuerkannt, auf dem Bauche zu gehen, welches sie immer gethan hat, und Erde zu essen, welches sie noch nie gethan hat. —

Die Kultur, zu der der Acker- und Weinbau den Menschen erhob, führt aber auf der andern Seite auch viele Uebel mit sich, als Verweichlichung, Schwäche des Körpers, Krankheiten und Gebrechen aller Art, schwere Geburten u. s. w. wovon der Mensch, so lange er im Stande der Natur lebte, und selbst der Nomade, nichts weiß. Die große Bevölkerung, welche durch den Ackerbau und die Künste und Gewerbe verursacht wird, macht, daß die meisten Menschen im Stande der Kultur sich kümmerlich nähren müssen; und die Sklaverey, worin das weibliche Geschlecht in Asien lebt, der Handel mit Weibern und die Harems sind eine

Folge dieses Ueberganges aus dem Hirtenleben zur Kultur, und bis jetzt so geblieben, weil dort alle Moden, Sitten und Gebräuche unverändert bleiben, wie sie von Anbeginn her gewesen sind. Darauf zielen die Worte der Urkunde, daß der Mensch des Todes sterben, d. h. Krankheiten und Uebel aller Art sich zuziehen, und sich selbst unglücklich machen werde, wenn er den Stand der Natur verlasse und das freye und gesunde Hirtenleben aufgebe. Daher wird dem Weibe angekündigt, daß sie mit Schmerzen Kinder gebähren, und ihrem Manne unterworfen seyn werde. —

Der gebildete und gesittete Zustand des Menschen, der aus dem ungebildeten Zustande hervorging, brachte aber auch, wie die Kultur überhaupt, viele Sünden, Laster und Verbrechen, besonders die feinern, versteckten und raffinirten, aber eben deswegen desto schlimmern und gefährlichern, hervor, welche unter Naturmenschen und Hirtenstämmen unbekannt und ungewöhnlich sind; als die unnatürlichen Arten der Wollust, Trunk und Völlerey, Ueppigkeit und Verschwendung, Tanz und Spiel, Unmäßigkeit im Genuß der Gaben Gottes u. s. w. Dies Sittenverderben konnte den Völkern und Stämmen, die der Natur gemäß lebten, und bey dem Hirtenleben blieben, nicht verborgen bleiben. Sie schilderten es als Gott mißfällig, und beleg-

ten den Menschen im Kulturzustande mit den göttlichen Strafen, oder stellten diesen Zustand als sündlich und strafwürdig vor. Daher wird der Mensch von dem Schöpfer aus dem Garten Eden vertrieben, und ein Cherub mit einem bloßen Schwerdte vor den Eingang desselben gestellt. —

Die Schlange, welche sich der Orientaler immer als ein listiges, verschmitztes, heimtückisches Thier, das dem Menschen beständig nachtrachtet, vorstellte, und auch unter diesem Charakter in allen alten Mythologien erscheint, spielt auch hier eine vorzügliche Rolle. Vielleicht dachte sich der alte Erzähler hierunter weiter nichts, als ein gewöhnliches Thier dieser Art. Denn in alten Zeiten gab man den Thieren Verstand und Sprache, und setzte sie dem Menschen gleich. Es kann aber auch wol seyn, daß der Verfasser dabey an den Ahriman der Perser, oder den Typhon der Aegypter, das böse Princip, welches dem Guten immer widerstrebt, oder gar an die große Schlange Kalengam der Indier dachte, welche der Gott Wischen tödtete, oder der er den Kopf zertrat, nachdem sie ihn in den Fuß gebissen hatte. — Die Parsen glaubten an zwey höchste Wesen, den guten Gott Ormuzd, und den bösen Ahriman. Von letzterm rühre alles Böse in der Welt her, glaubten sie, und er suche alles Gute, was der gute Gott stifte, zu vereiteln.

Jedoch werde das gute Wesen endlich das Böse überwinden, und ein tausendjähriges Reich errichten, worin das Gute obsiegen, Tugend und Gerechtigkeit herrschen werde. — Darauf gehen vermuthlich die Worte in der alten Urkunde, die wahrscheinlich parsischen Ursprungs ist: ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der Schlange. Du wirst der Schlange den Kopf zertreten, und sie wird dich in die Fersen stechen. Das heißt mit andern Worten und in der mythischen Sprache: das böse Princip wird zwar viel Unheil in der Welt stiften, aber doch endlich von dem guten überwunden werden. Es sind diese Worte also ein Ueberbleibsel aus der indischen oder parsischen Religions-Philosophie und Mythologie. — Die Juden bildeten nun hieraus nach dem babylonischen Exil, worin sie mit diesen Ideen bekannt wurden, die Lehre vom Satan und seinen Engeln. Sie schrieben diesem alles Unheil in der Welt, und auch die Verführung der ersten Menschen zu, und von ihnen ist diese parsische Idee auch in die christliche Mythologie übergegangen.

Die Erzählung vom Sündenfalle ist demnach historisch-philosophisch, und sie erklärt bildlich oder poetisch den Uebergang des Menschen aus dem Stande der Natur in den Stand der Kultur, oder vom Hirten- und Schäferleben zum Acker- und

Weinbau, woraus der jüdische Ueberarbeiter den Sündenfall gemacht hat. — Diese Thatsache wird nun poetisch ausgemalt, und daraus folgende Mythe gemacht. Gott setzte den ersten Menschen in einen schönen Garten, Namens Eden, d. i. Vergnügen, worin die schönsten Baumfrüchte wuchsen, die goldenen Aepfel der Hesperiden. — Das heißt mit andern Worten: der Mensch lebte anfangs in der schönen freyen Natur, und nährte sich von Baumfrüchten und von der Milch der Thiere und dem Fleische seiner Heerden. In der Folge aber verließ er diese unschuldige, der Natur gemäße Lebensart, und fing an, Acker- und Weinbau zu treiben, sich feste Wohnsitze anzulegen, und der unsteten Lebensart zu entsagen. Diese Erfindung und zunehmende Kultur brachte nun viele Uebel über die Welt, welche im Stande der Natur und bey dem Nomadenleben nicht statt fanden. Der Mensch wurde im Stande der Kultur mehr unglücklich, als glücklich, und das goldene Zeitalter, das Paradies, ging dadurch für ihn zu Ende oder auf immer verloren. — Er büßte durch seine Bildung und Civilisirung Glück und Ruhe, Gesundheit und Stärke des Leibes, Tugend und Unschuld ein, als eine natürliche Folge der Verbildung und Verfeinerung. —

Dieses wird nun mythisch so vorgetragen: mitten im Garten standen zwey Bäume, der Baum

des Erkenntnisses Gutes und Böses, von dessen Früchten dem Menschen zu essen verboten war, weil sie, wie der Wein, den Verstand schärften und klüger machten, — und der Baum des Lebens, durch dessen Frucht er sich gesund und das Leben erhalten konnte. — Aber der Mensch kehrte sich nicht an das Verbot; er fing an Korn und Wein zu bauen, und that dadurch einen großen Schritt vorwärts in der Kultur. Das heißt in der mythischen Sprache: er lernte Gutes und Böses unterscheiden, und wurde also Gott, oder dem Elohim, dem höhern Wesen, ähnlich. Dies wird ihm nun hier von dem Mythendichter zum Verbrechen gemacht; er wird aus dem Paradiese verstoßen, und ein Cherub mit bloßem Schwerdte vor den Eingang desselben gestellt, um es zu verwahren; dem Menschen dagegen wird, statt des Hirtenlebens, der Feldbau angewiesen, und ihm der Lebensgenuß versagt. — Was heißt das anders, als der Ackerbau bildet zwar den Verstand des Menschen, leitet ihn auf viele gute und nützliche Erfindungen, macht ihn betriebsam und thätig und lehrt ihn, die ganze Erde nach und nach in einen einzigen großen Garten umzuschaffen; aber er schwächt auch zugleich, wegen seiner sauren Arbeit, die Kräfte des Menschen, macht ihn vor der Zeit stumpf und alt und verkürzet das Leben. — Acker- und Weinbau, so wie

überhaupt die Kultur, ist auch die Quelle vieler Sünden und Ausschweifungen und die Veranlassung zur Ausartung des Menschengeschlechts. Deswegen wird das Bestreben des Menschen, aus dem Naturzustande zur Bildung und Civilisation überzugehen, als eine Uebertretung des göttlichen Befehls vorgestellt, und als eine Verführung zur Sünde durch das böse Prinzip, den Ahrimann oder Typhon. —

Jeder meiner Leser von einiger Aufklärung wird nun leicht von selbst und ohne meine Erinnerung einsehen, daß hier von keinen wirklichen Bäumen die Rede seyn kann, deren Frucht den Verstand aufklären und den Körper des Menschen zerrütten, oder im Gegentheile ihn unsterblich und unverletzlich machen konnte. Von der Erbsünde geschieht hier auch keine Erwähnung, und der alte Dichter hat daran gewiß nicht gedacht. Sich unsterblich zu essen, ist gleichfalls unmöglich, dazu ist unser Körper gar nicht geschaffen und eingerichtet und von einer Unsterblichkeit der Seele, nach unsrer Vorstellung, hatte man damals noch gar keinen Begriff. Das Reich des guten Gottes, des Ormuzd selbst, sollte ja nur tausend Jahre dauern. —

So kann, deucht mir, diese alte Mythe ganz natürlich und ungezwungen erklärt werden, ohne

ein Mährchen daraus zu machen, wie Hüllmann thut, oder tief verborgen liegende Weisheit und mystischen Unsinn hinein zu legen, wie Kanne, Schelling und die neuen Naturphilosophen thun; es sey denn, daß man lieber bey der allgemeinen Erklärung, von dem Ursprunge der Sünde und des Uebels überhaupt, stehen bleiben wolle, wozu der Mensch durch seine sinnlichen Triebe und Begierden verleitet wurde, welche unter dem Bilde der Schlange vorgestellt werden. Beyde Erklärungen können aber auch mit einander bestehen und zusammen verbunden werden, und der jüdische Uebersetzer, der diese Sage überarbeitet, moralisch und auf sein Volk angewandt, hat sie dazu recht gut benutzt. Sein Volk war aus einem Nomadenvolke ein ackerbautreibendes geworden. Daher war auch bey ihm Unschuld der Sitten verschwunden und ein allgemeines Sittenverderben eingerissen. Im Kulturzustande ist der Mensch mehrern Versuchungen zur Sünde und zum Laster ausgesetzt, als im Stande der Natur. Daher konnte man die Kultur gewissermaßen die verbotene Frucht nennen, die den Menschen zur Sünde reizte und seine Natur schwächte und verdarb. Die allzugroße Verfeinerung und Verbildung bringt gemeiniglich ein Heer von Uebeln aller Art und ein allgemeines Sittenverderb-

niß hervor, welches am Ende den Untergang jedes gebildeten und civilisirten Volkes nach sich zieht. Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben! — Eine Wahrheit, welche die Geschichte aller Völker der alten Welt lehrt und sich noch immer bewährt. —

X.

Bemerkungen zu Degrandpré's Reise nach Indien und Arabien.

B. Degrandpré, ein französischer Marine-Officier, stellt in seiner Reise nach Indien und Arabien mehrere geologische und naturhistorische Hypothesen auf, welche alle Aufmerksamkeit verdienen und der Prüfung werth sind; besonders da er an Ort und Stelle gewesen ist und sich selbst durch den Augenschein von der Wahrheit der Sache, über die er urtheilt, hat überzeugen können.

Zuerst sagt er seine Meynung von der Entstehung des Bodens von Bengalen, den er für noch neu oder jung erklärt, und der zum Theil vom Meere angesetzt seyn soll. Er zieht hieraus den Schluß, daß die Braminen nicht könnten in diesem Boden entsprungen seyn, sondern von dem Gebirge Gates, welches eher vom Wasser frey wurde, oder, einer Sage nach, von Norden müßten gekommen seyn. Er behauptet, daß die Gegend, wo jetzt

Pondichery liegt, zu Alexanders Zeiten noch nicht als festes Land existirt haben könne; und doch kann er sich die alten Denkmäler orientalischer Baukunst in den dortigen Pagoden nicht erklären und weiß nicht, wie sie dahin gekommen sind. —

Bey dieser Gelegenheit und indem er von den Braminen spricht, läßt er sich auch über die verschiedenen Menschenraçen, die auf dem Erdboden angetroffen werden, aus; und da mich dieses besonders interessirt, und um seine Ideen hierüber desto mehr ins Licht zu setzen, will ich die Stelle in seinem Buche, worin er sich darüber äußert, hier wörtlich anführen. Er sagt:

„Alle Menschen gehören unstreitig zu Einer Gattung, weil jede Raçe mit der andern sich fortpflanzen kann; doch sind diese Raçen augenscheinlich verschieden. Ich erkenne deren vier deutlich verschiedene, die sich wieder in verschiedene Zweige abtheilen. Die erste Raçe ist die von Europa und Asien, und es scheint erwiesen, daß sie von einerley Ursprung seyn müsse, wie sehr auch ihre Farbe verschieden seyn mag. Diese Farbe schattirt nach dem Grade, wie sie sich dem Aequator nähert, welches mir ein unstreitiger Beweis scheint, daß sie vom Klima herkommt. — Ich gebe zu, daß sich das schwarze Netz, welches die Anatomie zwischen der Haut und der Epidermis finden will, sich

wirklich da befindet; ich gebe selbst zu, daß diese Eigenheit sich eben so bey einem asiatischen Schwarzen, oder einem Indianer von niedriger Kaste findet; denn das Netz kann nicht zur Raçe der Braminen gehören, deren Farbe von einem bleichen Gelb, ein wenig heller, als die Mulatten, und durch das Blut lebhafter gemacht ist. — Indem ich aber sogar zugebe, daß man dies Netz bey einem Indianer antrifft, so schließe ich darum nicht minder, daß das Klima allein es erzeugt hat, und daß bey einer höhern Breite es nach einigen Generationen selbst ohne Vermischung mit den Weißen verschwinden würde: was noch mehr ist, es gibt sehr wenig Schwarze in Asien, d. h. durchaus Schwarze. Diese trifft man nur auf der Halbinsel von Indien in Pegu und den Inseln an; denn sobald man die Breite von 20 Graden erreicht, wird die Farbe schon etwas heller. Uebrigens haben sie dieselben Kennzeichen, wie wir; die vornehmsten sind: die mittelmäßig dicken Lippen, eine hervorstehende Nase, lange Augen, glattes langes Haar und einen Bart." —

„Diese Raçe leidet in Europa drey sehr ausgezeichnete Abweichungen, die gegen Morgen, gegen Abend und die Lappländer. Die ersten haben einen Charakter von griechischer Gestalt beybehalten, der nicht zu verkennen ist. In Asien sind die vornehm-

sten Schattirungen die Weißen, die Braminen und Kupferfarbigen, die Schwarzen und die Chinesen, deren Hauptkennzeichen die weniger hervorstehende Nase und die kleinen schiefstehenden Augen sind. Alle diese Unterabtheilungen haben nach meiner Meynung einen gemeinschaftlichen Ursprung, und nur das Klima hat ihnen die Verschiedenheiten, die sie charakterisiren, eingedrückt." —

„Die zweyte ist die afrikanische Raçe. Diese ist ganz abgesondert und muß einen andern Ursprung haben! — Ihre Hauptkennzeichen sind die durchgängig dunkelschwarze Farbe, die breite und wenig hervorragende Nase und die krause Wolle anstatt Haare und Bart. — Wir kennen bey dieser Raçe nur eine Unterabtheilung, die von einem weniger dunkeln Schwarz sind, und von denen einige ein wenig ins kupferfarbene fallen, aber die übrigen Kennzeichen haben. Vor allem scheint die krause Wolle das vornehmste Abzeichen der afrikanischen Raçe zu seyn. Ein großer Mann hat in unsern Tagen gesagt, daß die Wiege des menschlichen Geschlechts auf den Ebenen der Tartarey sey; — ich will nicht streiten, daß hier der Ursprung der Europäer und Asiaten gewesen sey, denn ich bin überzeugt, daß sie nur einen gemeinschaftlichen gehabt haben. Aber ich kann nicht glauben, daß auch die Quelle der Bevölkerung Afrikas hier zu

suchen sey! — Die Landenge von Suez hat in den Zeiten, wo Afrika nicht unbewohnt seyn konnte, augenscheinlich dem Meere zum Bette gedient. Diese große Insel muß in den Jahrhunderten, wo die Schiffahrt noch zu wenig bekannt war, um anzunehmen, daß die Menschen sich mit Hülfe ihrer Schiffe auf dem Erdkreise verbreitet hätten, eine eigenthümliche Raçe gehabt haben. — Wir wollen mit einigen Schriftstellern zugeben, daß die ersten Menschen vom Caucasus herabgekommen sind, und sich auf den Ebenen, je nachdem sie ausgetrocknet waren, ausgebreitet haben. Wir haben aber keine Ursache, Afrika ein gleiches Mittel zur Bevölkerung abzusprechen. Es kann ebenfalls seinen Caucasus gehabt haben, wo der Stamm der afrikanischen Raçe seinen Ursprung genommen hat. — Wir sind nicht genug mit dem Innern dieses Welttheils bekannt, um gegründete Vermuthungen über ihn anstellen zu können; wir müssen uns begnügen, die Menschenraçe, die ihn bewohnt, zu beobachten, und die unstreitig von der unsrigen verschieden ist. Unser Ursprung kann nicht einerley seyn; um das Gegentheil zu beweisen, müßte eine afrikanische Familie nach Europa gebracht werden, hier die Kennzeichen der Europäer, daß ihre Haare glatt würden, ohne sich mit der europäischen Raçe zu vereinigen, annehmen, und eben so umgekehrt. — Wir haben

aber noch nicht gesehen, daß die Haare der Kreolen am Vorgebirge der guten Hoffnung, deren Familien drey bis vier Generationen im Lande zählen, sich in Wolle verwandelt hätten. Diese Wolle ist eine der afrikanischen Raçe so sehr anhangende Eigenthümlichkeit, daß, selbst wenn man sie mit der europäischen vermischt, dieses Kennzeichen am letzten verschwindet. — Sie ist so genau mit dieser Raçe verbunden und unterscheidet sie so vollkommen von allen übrigen, daß sie sogar in 34 Graden der Breite nichts von ihrer Stärke verloren hat, und immer noch dieselbe ist. Dieser Charakter gehört so sehr zu Afrika, daß er auf dessen Grenzen eingeschränkt ist und nicht weiter geht. — Die Spanier, die nur durch eine Meerenge von 7 Stunden Weges davon getrennt sind, haben lange und glatte Haare. Die Araber an der Grenze von Afrika, und die, welche nur durch die Meerenge von Babelmandel davon getrennt sind, haben gleichfalls alle lange Haare. Wenn ein Charakter einer Nation so sehr eigen und allen übrigen Raçen so fremd ist, wie kann man zweifeln, daß sie einen verschiedenen Ursprung haben?! *) —

*) Ich weiß, daß der Chevalier Bruce sagt, daß die Kennufs, ein Volk, das an den Ufern des Nil, jenseits des zweyten Wasserfalles, in Nubien wohnt, lange Haare und keine Wolle hat; aber er hat nicht untersucht, ob diese

„Die dritte Raçe findet sich hauptsächlich gegen die Landenge Darien; aber diese Menschen sind von geringer Anzahl, und heißen Albino's. — Ihre Hauptkennzeichen sind: die große Weiße ihrer Haut, der Flachs statt der Haare und die kleinen

---

Völkerschaft einheimisch ist, oder ob sie aus Asien kommt. Dies ganze Land ist, wie man weiß, voll von Arabern, und wir haben keine Ursache, die uns zu glauben hindern könnte, daß die Kennufs ursprünglich Araber wären. Dies Factum, welches das Ansehn des Schriftstellers uns nicht in Zweifel zu ziehen erlaubt, beweist also nichts wider unser System. —

Derselbe Reisende versichert, daß die Einwohner in Süden des Vorgebirges Heli, zwischen Yemen und den Staaten des Scherifs von Mekka, Wolle statt der Haare haben. Auch dies stößt das noch nicht um, was ich vorher gesagt habe; um meine Meynung zu widerlegen, müßten sich Leute mit krausen Haaren, vermischt mit einigen mit langen Haaren, überall ohne Unterschied finden. Aber so lange ich sie nur in einer bestimmten kleinen Völkerschaft sehe, betrachte ich sie nur als einen Beweis für mich, d. h. daß sie einen, von den Bewohnern des Landes verschiedenen, Ursprung haben, in dessen Mitte sie eingeschlossen sind. Auf der Küste von Arabien stößt man mit jedem Schritte auf Abyssinier. Ist dieser schätzbare Schriftsteller gewiß, daß die Gegend des Vorgebirges Heli nicht ausgewanderten Habessiniern zum Zufluchtsorte gedient habe, sey es zur Zeit der Kriege wegen Aufhebung des Muhamedismus, oder vorher? Uebrigens sollte man seine Beobachtungen, obgleich sie im Allgemeinen vortrefflich sind, ein wenig näher untersuchen; denn es ist möglich, daß er sich, um seine Bemerkungen zu Papiere zu bringen, auf eine schlechte Feder verlassen habe, — u. s. w.

runden Augen, die unfähig sind, das Tageslicht zu ertragen."

„Es würde in der That keine kleine Aufgabe seyn, über den Ursprung dieser unglücklichen Wesen, denen die Natur so viel versagt hat, Vermuthungen anzustellen; sie hat sie zwar mit dem Vermögen, zu denken und zu reden, begabt; aber dies letzte Organ ist bey ihnen so unvollkommen, daß es mehr einem Murmeln, als deutlichen Tönen, gleicht. Ja, in einer kleinen Entfernung ist die Bewegung ihrer Lippen alles, was man davon wahrnimmt. Man hört eher keinen Ton, als bis man ihnen so nahe kommt, daß man sie berühren kann. Ihre Denkkraft ist sehr gering, wenn man sie nach ihrer unempfindlichen Lebensart beurtheilt, welche vielleicht eine Folge des Gefühls ihrer Schwäche ist. Wenn man aber nach ihren uns bekannten Handlungen schließt, so wird man gezwungen, ihnen nur so viel Beurtheilungskraft, als hinreichend ist, das, was ihnen schädlich seyn kann, zu unterscheiden, zuzugestehen."

„Uebrigens besteht diese unglückliche, schwache und wehrlose Raçe nur in einigen Wenigen, die den wilden Thieren und Menschen, die auf sie Jagd machen, entronnen und umher zerstreut sind. Einige dieser Unglücklichen sind uns zugekommen, und wenn wir verwegen genug seyn wollten, die Natur nach

dieser Probe zu beurtheilen: so würden wir denken, sie habe nur einige Wenige dieser Raçe unbestimmt auf den Erdkreis zerstreut, und ihnen nicht erlaubt, sich in eine Völkerschaft zu vereinigen; wenigstens haben alle Nachforschungan der Reisenden noch keine entdecken können. Man hat einige dieser Elenden von beyden Geschlechtern an den Küsten gefunden, wo sie von Fischen zu leben schienen und denen man, vielleicht zu leichtsinnig, nicht mehr Verstand, als den Austern, die sie von ihren Felsen holten, zugestanden hat." —

„Wenn diese Raçe zahlreicher gewesen ist, so ist sie fast ganz verschwunden, und es ist von ihr nichts mehr da, als hinreichend ist, ihr Andenken zu erhalten. Dann ist sie auch zu wenig bekannt, um zu wissen, ob sie Unterabtheilungen hat, oder auch, um etwas Bestimmtes von ihr zu wissen."

„Man hat gedacht, daß vielleicht ihr physischer und moralischer Zustand die Folge einer Krankheit sey; einige haben sogar geglaubt, daß dies der Zustand der Krankheit selbst sey. Dies sind aber nur Vermuthungen, und man muß sie so lange als eine eigene Raçe betrachten, bis man über sie Aufklärungen erhalten hat, die die Zweifel in dieser Rücksicht heben können."

„Die vierte Raçe ist die amerikanische. Eine Raçe, die sich unter einem so verschiedenen Him-

melsstriche ausbreitet, der alle Zonen in sich begreift, muß sehr zahlreiche Unterabtheilungen haben. Auch hat sie deren eine unendliche Menge; aber ihr Hauptcharakter ist, einige wilde Horden im Norden ausgenommen, daß sie keinen Bart hat. — Dieser Charakter ist eben so auffallend und eben so unvertilgbar, als die Wolle der Afrikaner, und es scheint mir eben so unwiderleglich, daß ihr Ursprung vom unsrigen verschieden sey!" —

„Die neue Entstehung dieses festen Landes würde mir kein unwiderleglicher Beweis scheinen, daß seine Bewohner aus der alten Welt dorthin gekommen wären; die Ebenen blos scheinen erst vor kurzer Zeit von der Herrschaft des Oceans befreyet zu seyn. Aber nichts kann uns dahin bringen, zu glauben, daß ihre Berge überschwemmt gewesen seyn sollten, während daß die unsrigen trocken waren. — Wenn der Pitschinka, der Tschimborasso augenscheinliche Spuren vom Aufenthalte des Meers auf ihren höchsten Spitzen tragen: so bieten uns unsere Alpen dieselben Spuren dar, und es scheint mir der Vernunft gemäß, anzunehmen, daß die Gebirge von Amerika den Ersten der amerikanischen Raçe zum Aufenthalte gedient haben, so wie der Caucasus und vielleicht der Atlas, oder jeder andere Berg, den Raçen, die heut zu Tage Europa und Afrika bevölkern, zur Wiege gedient

hat. — Kurz die Haare und der Bart scheinen mir die bestimmten Kennzeichen, durch welche die Natur die drey großen Raçen, welche die Erde bevölkern, hat trennen wollen; (denn die Albinos sind in so geringer Anzahl, daß ich sie in Betracht mit den andern nicht rechne.) Diese Livree, die sie ihnen zu tragen geboten hat, ist unvertilgbar; sie besteht seit ihrem Ursprunge, und wird das immerwährende Denkmal seyn, welches die Verschiedenheit der Quellen, welchen sie ihr Daseyn verdanken, bezeugt." *) —

So weit der Verfasser! Ich will nun erst im Allgemeinen über sein System mein Urtheil fällen und dann noch einige specielle Bemerkungen hinzufügen. Degrandpré nimmt also vier Raçen von Menschen an und nur eine Gattung oder Art, weil jede Raçe sich mit der andern fortpflanzen kann; doch sollen diese Raçen augenscheinlich verschieden seyn. — Das heißt nun mit andern Worten, wie ich schon an einem andern Orte gezeigt habe: es gibt zwar nur Ein Genus von Menschen, oder Ein Geschlecht, aber mehrere Species, oder Arten und Gattungen derselben, welche wieder andere Spiel-

*) Reise nach Indien und Arabien, in den Jahren 1789 und 1790, von B. Degrandpré, franz. Marine-Officier. Berlin 1802.

und Abarten erzeugt haben. Statt, daß aber Blumenbach und andere Naturforscher fünf und mehr Raçen und Stämme von Menschen annehmen, nimmt er nur vier derselben an und rechnet dazu die Albino's, welche er zu einer eigenen Raçe macht, und die Linnée sogar für eine eigene Species hielt. Hierin kann ich ihm aber nicht beystimmen, sondern ich halte sie für eine Abnormität, wie die Riesen, Zwerge, Schecken, Bucklichten, Kröpfigen u. s. w., welche nur einzeln unter jedem Klima und unter allen Stämmen der Menschen vorkommen. Zwar will ich die mancherley Arten von Menschen nicht auf vier oder fünf einschränken, denn die Mannigfaltigkeit und Fülle der Natur ist auch hierin groß und zu bewundern, und die Reisenden entdecken noch immer neue Gattungen von Menschen mit Tigerzähnen, Auswüchsen u. s. w. Aber die Albino's scheinen mir doch keinen besondern Stamm auszumachen, theils weil ihrer so wenige auf der Erde sind, sie müßten denn ausgestorben seyn; theils, und dies scheint mir der wichtigste Punkt zu seyn, weil sie sich unter allen Zonen und Klimaten, unter den Weißen sowol als unter den Schwarzen, finden. Warum macht diese Menschenart nicht ein eigenes Volk aus, wie die andern Stämme? Warum verlieren sie sich immer mehr aus der Welt? Und sind sie nicht offenbar Schwäch=

linge und Kranke? Sie scheinen also eine Ausartung zu seyn, die von einer Krankheit herrührt, welche sich fortpflanzt. — Jedoch bedarf die Sache noch einer nähern Untersuchung, um des Verfassers Raisonnement völlig zu widerlegen.

Die übrigen drey Raçen von Menschen, welche er annimmt, und die er nicht von einander abstammen läßt, worin ich ihm beypflichte, als die Asiaten und Europäer, denen er den Caucasus zum Paradiese anweiset; die Afrikaner, die vielleicht auf dem Atlas entsprangen, und die Amerikaner, welche der Tschimborasso gebar, — sind aber meiner Meynung nach nicht bloße Raçen oder Abarten, sondern wirkliche Arten oder Species, und zeichnen sich hinlänglich durch ihre Verschiedenheiten und Eigenheiten von andern aus. Besonders hat der Neger in seinem Wollhaar, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, ein unwidersprechliches Merkmal der Verschiedenheit seiner Gattung und einen unauslöschlichen Charakter. Denn dieses Haar artet nie aus, er mag versetzt werden, wohin er will. — Die Bartlosigkeit des Amerikaners, welche er gleichfalls zum unterscheidenden Merkmale seiner Raçe macht, steht zwar als Beweis nicht ganz auf festen Füßen, denn sie ist mehr ein Werk der Kunst, als der Natur. — Doch scheint die Natur wirklich dieser Art Menschen weniger vom Barte gege-

ben zu haben, als dem caucasischen oder weißen Stamme. Aber ein sichereres Merkmal liegt in der rothen Haut und Gesichtsfarbe derselben. Diese ist keine bloße Folge des Klimas, sondern eine natürliche Eigenschaft des Stammes der rothen Menschen, welche mit ihrer Entstehung identisch und gleichzeitig war. Zum unterscheidenden Merkmal des weißen Menschenstammes, gibt er das lange schlichte Haupthaar desselben an, welches nie in krauses Wollhaar des Negers ausartet. Ich gebe ihm dieses zu; doch ist, meiner Meynung nach, die weiße Farbe der Haut ein eben so sicheres und noch sichereres Kennzeichen unseres Stammes, welche zwar oft nüancirt und nach den Umständen bald mehr, bald weniger, weiß ist, aber doch immer wieder die Oberhand gewinnt, wenn die Umstände dazu günstig sind.

Außer diesen drey Arten von Menschen nehme ich aber mit den Naturforschern, die hierin mehr Gewicht, als der Verfasser haben, noch andere an, als die gelben, oder die Chineser, Japaner und die braunen, welche oftmals zu den schwarzen gezählt werden, als die Malayen, Neuholländer, Hindu's u. s. w. Jedoch beruhet, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, der Unterschied der Arten nicht blos auf der Gesichtsfarbe, sondern auch auf den Haaren, den Lippen, den Augen,

Zähnen, der Beschaffenheit der Haut im Anfühlen u. s. w. Vielleicht gibt auch die Größe oder Zwergartigkeit der Menschen, ihre Zähne, und wenn es sich bestätigt, was Reisende in Hinterindien wollen gesehen haben, die Schwänze, einen Ausschlag in der Sache. —

Die Farbe will dagegen der Verfasser nicht als ein entscheidendes Merkmal der Verschiedenheit der Stämme gelten lassen, sondern schreibt sie dem Klima allein zu. Dieses soll aus der weißen Farbe die gelbe, braune, rothe und schwarze gemacht haben; wenn er gleich die Afrikaner und Amerikaner für ursprüngliche Einwohner dieser Welttheile erklärt, die nicht von den weißen Menschen herstammen. — Daher erklärt er alle Asiaten für Brüder der Europäer, so verschieden auch die Völkerstämme Asiens unter sich und von den Europäern besonders sind.

Jedoch die Veränderlichkeit und Ausartung der Farbe allein ist noch nicht hinlänglich zum Beweise, daß zwey Arten oder Stämme von Menschen von einerley Ursprunge sind; gesetzt auch, daß es möglich wäre, daß aus weißen Menschen schwarze werden könnten, welches ich aber leugne. Es gibt noch andere bessere Kennzeichen der Verschiedenheit unter den Menschen, wie ich oben schon gesagt habe. Aber die Hautfarbe ist und bleibt

gleichwol ein Hauptcharakter des Menschenstammes. Zwar nüancirt die weiße Farbe sehr, ist bald mehr, bald weniger weiß, je nachdem das Klima beschaffen ist, und geht in braun, ja oft ins schwarze über. Aber ein eigentliches Schwarz ist es doch nicht, sondern nur ein Schwarzbraun, wie bey dem Araber. Die eigentliche schwarze Farbe des Negers entsteht nicht aus der Hitze des Klimas und Erdstriches, sondern aus dem schwarzen Schleimgewebe unter der Oberhaut, welches dem Mohren allein eigen ist und das er behält, er mag sich noch so viel waschen und in ein noch so kaltes Klima kommen. Diese Eigenthümlichkeit der Negerhaut und Natur erhält auch kein Weißer, er mag noch so lange in Afrika leben; es müßten denn seine Nachkommen immer sich mit Negerfrauen verheirathen, wodurch sie endlich die Natur des Landes annehmen und naturalisirt werden würden. Das Netz der Afrikaner, oder das schwarze Schleimgewebe derselben unter der Cuticula ist also nicht Folge des Klimas oder durch die Länge der Zeit entstanden, sondern eigenthümliche Natur des Mohren und war gleichzeitig mit seiner Entstehung. Die Neger können also auch nicht aus Asien herstammen, oder aus weißen Menschen durch die Länge der Zeit zu schwarzen geworden seyn.

Eben so verhält es sich mit den übrigen schwar-

zen Einwohnern von Afrika, den Hottentotten, Kaffern, Abessiniern u. s. w. Zwar ließe sich die Schwärze ihrer Haut leichter, als bey den Negern, aus dem Klima erklären, und so auch ihre Abkunft aus Asien. Aber warum will man diese andern schwarzen Völker nicht eben so wol zu ursprünglichen Menschen von Afrika machen? Der Verf. sagt ja selbst, daß diese große Insel gewiß schon lange bewohnt und bevölkert gewesen sey, ehe die Schiffahrt zu der Vollkommmenheit gedieh, daß man Kolonien dorthin senden konnte. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich der weiße Menschenstamm in frühern Zeiten so weit verbreitet haben sollte, daß er Afrika bevölkert hätte; wenn gleich in spätern Zeiten Kolonien aus Asien dahin gesandt wurden, und die nordischen Völker selbst in neuern Zeiten Eroberungen an den Küsten des Landes machten. Wie konnte also die weiße Farbe der Menschen in Afrika ausarten und zur schwarzen werden, da die Weißen diesen Welttheil gar nicht bevölkert haben? Warum macht man sich solche Schwierigkeiten, die ganz unnöthig sind? Warum will man die Natur zwingen, unmögliche Dinge möglich zu machen, oder doch etwas ganz unnützes zu thun? —

Jedes Klima brachte gleich seine ihm eigenthümlichen Menschen hervor, und diese zeichneten

sich besonders durch ihre Hautfarbe, so, wie durch andere Merkmale und Abzeichen aus. Der caucasische Stamm war vermuthlich weiß, oder seine Farbe kam doch der weißen sehr nahe, welche weiterhin bey seiner Verbreitung nach Norden immer weißer, und in Schweden am weißesten wurde. Auf der andern Seite des Caucasus hingegen verwandelte sich die weiße Farbe immer mehr ins gelbe und braune. So viel gebe ich dem Verf. zu. Daß aber aus dem Weißen endlich ein völlig schwarzer Mensch, blos durch Hülfe des Klimas und der Sonnenstrahlen, werden könne, daran zweifle ich. Denn die Völker, welche er zum Beweise anführt, als die Araber, und selbst die Juden in Arabien, sind keine wirklich Schwarze, noch weniger Neger, sondern blos schwarzbraune Menschen, und unterscheiden sich von den eigentlichen Schwarzen in Afrika sehr, nicht blos durch andere Karaktere, sondern selbst durch die Hautfarbe. Die Hindu's aber, die er auch zu den Schwarzen rechnet, sind vermuthlich durch eine Vermischung zweyer Menschenarten, der weißen und schwarzen, wie die Mulatten, entstanden.

Es hat also von Anbeginn her ursprünglich weiße, gelbe, braune, rothe und schwarze Menschen gegeben; dies ist mein Schluß, den ich hieraus ziehe, und die Farbe der farbigen Menschen ist nicht

erst durch die Länge der Zeit, oder durch den Uebergang aus dem Weißen entstanden. Und wenn gleich die Farbe des Menschen eine natürliche Folge des Klimals und ein Produkt der Natur ist; so ist sie doch nicht erst nach und nach durch Veränderung des Klimas und aus der weißen entstanden, sondern dem Menschen ursprünglich angeboren; also nicht angeerbt oder angeeignet und erworben, sondern ursprünglich und eigenthümlich. —

Zum Beweise seines Satzes, daß die weiße Farbe der Haut sich mit der Zeit völlig in die schwarze verwandeln könne, führt Degrandpré auch die Juden an, welche zu Mecka wohnen, und jetzt, so wie die Araber, völlig zu schwarzen Menschen geworden seyn sollen. — Könnte dieses bewiesen werden, so wäre es wol nicht zu leugnen, daß die weiße oder gelbe Hautfarbe völlig in die schwarze übergehen könne. Denn die Juden sind Menschen, die, wie die Araber, Perser u. s. w. zum caucasischen Stamme gehören, dessen Grundfarbe vermuthlich weiß oder hell war. Auch hat noch Niemand Jesum und die Apostel für Schwarze gehalten. — Da nun die Juden vermöge ihres Gesetzes sich nicht mit andern Völkern vermischen durften, sondern von allen andern Menschen abgesondert lebten; woher kömmt es nun, daß sie in Arabien schwarz geworden sind, wenn es nicht eine

Folge der Zeit und des Klimas war? Dies scheint ein richtiger Schluß zu seyn. Jedoch wir wollen den Verf. erst selbst hören; vielleicht zeigt sich hier noch ein Ausweg, an den er nicht gedacht hat.

„Fünfhundert Schritte südwärts von Mokha haben die Juden ein Lager, wo sie in Strohhütten wohnen. Es ist ihnen verboten, in der Stadt zu wohnen; aber in ihrem Lager haben sie vollkommne Freyheit, und hier geht es oft sehr geräuschvoll zu. Denn weil bey den Mahomedanern keine starke Getränke geduldet werden; so können die Matrosen nur in dem Lager der Juden dergleichen zu trinken bekommen, wo sie einen schlechten Reisbranntewein sehr theuer bezahlen müssen. Die Juden sind ziemlich zahlreich, und ihre Anzahl erstreckt sich wenigstens auf zwölf bis funfzehn hundert. Ich habe keinen einzigen gesehen, der nicht durchaus schwarz gewesen wäre. Sie haben lange Haare, und gleichen genau den indischen Parias." —

„Wenn unsre europäischen Judenfamilien, wenn besonders manche Frauenzimmer aus denselben, die wegen ihrer Schönheit berühmt sind, einerley Ursprung mit den Juden von Mokha haben; wenn sie dem Vorurtheile treu, das ihnen alle Vermischung mit Personen aus irgend einer andern Religion untersagt, von beyden Seiten eine direkte,

von aller fremden Beymischung reine jüdische Abstammung haben; wodurch soll man sich denn ihre außerordentliche Verschiedenheit erklären, wenn man sie nicht allein dem Klima zur Last legen will? Die schwarze Farbe wäre also keine Eigenthümlichkeit der Raçe, sondern nur eine von der Sonne hervorgebrachte Modification. — Allein ich bin weit davon entfernt, zum Beweise dieses Systems ein solches Faktum, wie die Verschiedenheit ihrer Farbe, anzuführen. Ich bin überzeugt, daß die ersten sich mit europäischem Blute vermischt haben müssen, und daß es vielleicht nicht einen einzigen unter ihnen gibt, der eine fünfhundertjährige, ganz unvermischte jüdische Abkunft beweisen könnte. *) — Doch dem sey wie ihm wolle; die Juden in Mokha sind arm, unterdrückt, häßlich und schmutzig. Manch hübsches Judenmädchen in Amsterdam und Hamburg würde sich durch eine Vergleichung mit der reitzendsten Schönheit ihrer Nation zu Mokha sehr beleidigt finden!" **)

Ich setze dem Verf. folgendes entgegen. Erstlich kann man die Einwohner Arabiens wol nicht

---

*) Eine harte Beschuldigung! Womit will der Verfasser dieses beweisen? —

**) Schon dieser Schmutz der dortigen Juden kann, wie bey den Hottentotten, eine Ursache ihrer größern Schwärze seyn.

zu den eigentlich schwarzen Menschen rechnen, am wenigsten zu den Negern, die eine ganz eigene Art Menschen sind. Aber auch die übrigen schwarzen Nationen in Asien und Afrika zeichnen sich sehr von den Arabern aus, selbst in Ansehung der Schwärze ihrer Haut. Die Araber sind nur schwarzbraune Menschen, und diese dunkle Farbe haben sie sich freylich durch die Hitze ihres Landes, denen sich besonders die Beduinen in den dortigen Sandwüsten, worin sie lebenslang herumirren, aussetzen müssen, zugezogen. Also sind auch wol die dortigen Juden durch das heiße Klima und durch ihren Schmutz ungewöhnlich braun geworden; jedoch kann man sie deshalb noch nicht völlig schwarz nennen, oder zu dem schwarzen Menschenstamme zählen. —

Daß die Juden ferner sich jederzeit rein von Vermischung mit andern Menschenstämmen sollten erhalten haben, welches ihnen ihr Gesetz gebietet, läßt sich auch nicht beweisen, vielmehr das Gegentheil davon erweisen. Die ursprünglichen Bewohner von Palästina wurden wol nicht so ganz ausgerottet, als die Israeliten das Land einnahmen, wenn es gleich die Absicht ihres Heerführers war, und wenn es gleich als ein Faktum von dem jüdischen Geschichtschreiber erzählt wird. Wenigstens werden die Weiber wol nicht alle getödtet seyn, und viele Israeliten suchten sich vermuthlich Frauen

unter ihnen aus. Wären die Kananiter ganz von den Juden vertilgt worden, wie hätten letztere noch nachher so viele und lange Kriege mit den Philistern führen können? — Und hatten nicht die Könige der Israeliten große Harems von 500 und mehrern Weibern? Sollten diese blos Jüdinnen und nicht auch aus andern Nationen gewesen seyn? — Aber zur Zeit des babylonischen Exils und nach dem Kriege mit Nebucadnezar rückten auch andere Völkerstämme in die verlassenen jüdischen Provinzen ein, und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Juden, woraus in Samarien ein eigenes Volk entstand, das halb Heiden, halb Juden war, oder zu keinem von beyden gerechnet werden konnte. Können also nicht mehr dergleichen Vermischungen vorgefallen und entstanden seyn, wovon die Geschichte nichts erzählt? — Kann nicht ein schwarzer Menschenstamm die jüdische Religion angenommen und sich mit den Juden in dortiger Gegend amalgamirt haben, wie einst der Fall in Samarien war? — Wer kann dieses wissen?

Aus einer von diesen Ursachen, oder aus beyden zugleich erkläre ich mir es, woher es kommt, daß die Juden zu Mokha schwarz geworden sind.

XI.

Bemerkungen zu Degrandpré's Reise nach Indien und Arabien.

(Fortsetzung.)

Der Verf. verbreitet sich in seiner Reise auch über die Braminen und ihre heiligen Bücher. Er zieht die Aechtheit der französischen und englischen Uebersetzungen derselben, deren wir uns jetzt rühmen, und die durch die rühmlichen Bemühungen der Societät der Wissenschaften zu Calcutta veranstaltet worden, in Zweifel. Er glaubt, die Braminen hätten den Europäern einen Streich gespielt, und ihnen falsche oder neuere Schriften untergeschoben, um ihre Zudringlichkeit abzuwehren. — Jedoch wir wollen ihn selbst reden lassen, um seine Gründe zu hören und zu beurtheilen. Er sagt:

„Bengalen ist das wahre jetzige Vaterland der Braminen; ihr Name endigt sich fast immer in ram. Dieser Titel ist ehrenvoll und ist eben das,

was das deutsche von und das spanische Don ist; nur mit dem Unterschiede, daß es, anstatt dem Namen vorzustehen, ihm angehängt wird u. s. w."

„Einige neuere, vorzüglich englische Schriftsteller, haben uns Stellen aus ihren heil. Büchern, aus ihrem Vedam und ihrem Ezurvedam mitgetheilt; die Nationalbibliothek zu Paris besitzt eine Uebersetzung des Cormovedam. — Ich ehre die tiefe Kenntniß dieser Schriftsteller. Ich lasse ihrer Ehrlichkeit Gerechtigkeit wiederfahren, und glaube, weil sie es sagen, daß die Uebersetzungen, die sie uns geben, authentisch sind, oder daß sie sie wenigstens dafür gehalten haben. Ich will nur anmerken, daß es zu wünschen ist, daß diese heilige Sprache der Braminen sich ausbreiten, und wir alle im Stande seyn mögen, an den Kenntnissen Theil zu nehmen, die aus der Bekanntmachung der Geschichtbücher eines so alten und so unterrichteten Volkes hervorgehen. Es sey fern von mir, ihre Bücher, mit denen man uns bekannt gemacht hat, in Zweifel ziehen zu wollen; meine Meynung würde auch von sehr wenig Gewicht gegen dergleichen Autoritäten seyn; indessen, wenn man die Braminen studirt hat, wenn man ihren Karakter und ihre Vorurtheile kennt, kann man nicht umhin, über diese sonderbaren Mittheilungen und über die Folgerungen, die sich daraus ziehen lassen, nachzudenken.

Wenn man einige Einwürfe gegen die Authentizität dieser Uebersetzungen machen wollte, so würden es diese seyn: die Braminen sind wenig mittheilend; und es ist bey ihnen ein Religions-Punkt, der ganzen Welt die Kenntniß ihrer Sprache und ihrer Bücher zu entziehen. — Man muß also glauben, daß einige ihrer Obern (denn diese haben die Verwahrung der Bücher und Gesetze) die Abneigung, die sie gegen die fremden Kasten haben, abgelegt hätten; daß sie durch eine so offenbare Pflichtvergessenheit nicht wären abgeschreckt worden, und daß sie lieber ihre Kaste, die sie ihrem Leben vorziehen, verlieren würden, als die beleidigen, die von ihnen solche wichtige Mittheilungen verlangten. Ich weiß, daß sie jetzt weltkundig sind; die berühmtesten Schriftsteller haben sich bemühet, sie bekannt zu machen. Ueberall druckt man Fragmente dieser heiligen Bücher; einige Reisende haben sogar gesagt, das Sanscrit in Bengalen vollkommen gelernt zu haben. Alles dieses ist so bekannt, daß ich es glauben muß, und ich glaube es in der That, obgleich diese Braminen ihrer Religion sehr zugethan sind, und sie ihnen das Gesetz auflegt, uns das, was wir zu kennen behaupten, zu verbergen. — Obgleich sie für ein weit geringeres Vergehen ihrer Kaste verlustig gehen können, und es nichts giebt, das sie nicht aufopfern, um ein solches

Unglück zu vermeiden, oder um wieder hineinzukommen, wenn sie es erfahren haben; obgleich wenn selbst einer von ihnen sie verloren hat, er ihr doch treu ergeben bleibt, und ungeachtet seiner Ausschließung die übrigen Menschen um nichts destoweniger höchlich verachtet, daher er nicht sucht, sich zu rächen, und die seinige zu verrathen; obgleich endlich es möglich wäre, zu denken, daß um den Zudringlichkeiten derer, die sie mit ihren Forderungen plagen, zu entgehen, sie unter sich übereingekommen wären, nichts, als gleichgültige Dinge mitzutheilen, damit man sie für das Uebrige in Ruhe lasse; obgleich es sogar möglich wäre, daß sie das, was man uns bekannt gemacht hat, ausdrücklich erfunden hätten, um den europäischen Nachforschungen ein Ende zu machen, indem es das Ansehen hätte, als hätten sie unsern Willen gethan, und daß sie dadurch uns die Kenntniß ihrer wirklichen Geheimnisse entzögen; ungeachtet alles dieses muß und will ich glauben, was uns so viele schätzbare Schriftsteller gesagt haben; aber es sey mir erlaubt, anzumerken, daß, wenn die Mittheilungen, welche uns die Braminen gemacht haben, wahr sind, sie die Gesetze ihrer Religion gebrochen haben; wenn sie bis soweit wider Treue und Pflicht gehandelt haben, haben sie für diese die unverbrüchliche Anhänglichkeit verloren, die gemacht hat, daß

seit vielen Jahrhunderten sie das tiefste Stillschweigen über alles, was sie betrifft, bewahrt haben; wenn sie diesen Geist der Ausschließung für die Fremden zerstört haben, so haben sie die Demarcationslinie, die sie von der übrigen Welt trennte, vernichtet; wenn ihre Kaste enthüllt ist, so wird die Ehrfurcht, die man für sie hat, verlöschen. Das Volk verehrt nur das, was man vor ihm geheim hält; auf dies Prinzip ist die Meynung gegründet, die jene in den ersten Rang stellt. Vom Augenblicke an, wo sie gekannt seyn werden, werden sie schon die Achtung verloren haben, die sie darin erhält. — Diese Kaste, deren Ursprung sich in die Dunkelheit der Zeiten verliert, muß also bald verschwinden; und als ob der Revolutionsgeist, der die Gestalt Europas verändert hat, den ganzen Erdkreis befallen sollte, wird er an jenem äußersten Ende der Welt für heilig gehaltene Meynungen zerstört, und ein durch eine Reihe von Jahrhunderten, die sich unsrer Chronologie entziehen, geehrtes Geheimniß gebrochen haben." —

„Die Braminen studiren noch zu Benares. Diese Stadt erhält sich durch die unterrichteten Leute, die sie bewohnen, im Rufe. Der Nabob dieses Landes ist sehr von seiner Macht herabgesunken, und ist nichts mehr, als der gehorsamste

Diener der englischen Compagnie. Fiele aber Benares selbst in die Gewalt eines Siegers, so würden die Braminen deswegen doch nicht aufhören, mitten unter den Waffen, denen sie entsagt haben, sich dem Studiren zu widmen. Ungeachtet aller Revolutionen, welche das Reich des Mogols auch erduldet hat, aller Erschütterungen, welche Bengalen zerrüttet haben, als der Muhamedanismus bis hierher gedrungen war; so blieben sie doch beständig in ihren Studien, in ihren Tugenden, in ihren sanften Sitten und in ihren geheimen Vorschriften, fest in der Ueberzeugung ihrer Ueberlegenheit durch Moral und Geburt, und fuhren fort, sich die Ehrfurcht der ganzen Welt, selbst ihrer siegreichen Feinde, zu erwerben, die sich in den zweyten Rang stellten, der allgemeinen Ehrfurcht nachgaben, und ihnen den ersten Platz ließen. So haben sie, erhaben über alle Unglücksfälle, über alle Revolutionen, den obersten Rang über alle Völker bewahrt. Indem sie die Herrschaft, welche die Waffen geben, verloren, haben sie die der Meynung erhalten; und indem sie sich in der Mitte der Welt absonderten, haben sie selbst über die Zeit triumphirt. Sie haben also einen so großen Ruhm, die Frucht so vieler Geduld und Tugenden, der unruhigen Neugierde einiger Reisenden, die ihnen unbekannt und von den äußersten Enden der Welt

herzugelaufen waren, um ihre Geheimnisse zu erforschen, geopfert; und indem sie die formellen Vorschriften ihrer Religion verriethen, haben sie zu jener Gunsten ein Stillschweigen gebrochen, welches durch eine Reihe so vieler Jahrhunderte geheiligt war. Sie konnten ihnen die Geheimnisse enthüllen, auf denen der Vorzug ruhte, welchen ihnen ihre Vorfahren seit den ersten Zeitaltern der Welt gaben. Welches Beyspiel der Unbeständigkeit menschlicher Dinge!" —

„Ich wiederhole es, wenn ich mir hier erlaubt habe, Vermuthungen über die heil. Bücher der Braminen zu machen, daß ich keinesweges die Absicht habe, die Authenzität der Uebersetzungen, die wir davon haben, in Zweifel zu ziehen. Ich habe keine Beweise gegen sie; — wenn ich deren hätte, so würde der Ruf derer, die sie uns übersetzt haben, mir kein Stillschweigen gebieten. Ich würde dem Publikum sagen: „haltet diese Bücher nicht für ächt, sie sind falsch;" aber weit davon entfernt, die Ehrfurcht, die man vor ihnen hat, schwächen zu wollen, habe ich mich begnügt, einige Bemerkungen über den Charakter der Braminen, über das Widersprechende in diesen Mittheilungen, in dieser Hinsicht zu machen; und man hat sehen können, daß der Schluß, den ich daraus gezogen

habe, weniger gegen die Bücher, als gegen die Kaste ist." *) —

Man sieht hieraus, daß das ganze Raisonnement des Verfassers nicht viel sagen will, und am Ende auf nichts anders hinausläuft, als nur auf einige witzige und schielende Tiraden. Denn nachdem er ein Langes und Breites über die Braminen und ihre geheime Lehre gesagt hat, muß er doch eingestehen, daß diese jetzt kein Geheimniß mehr ist und daß ihre heil. Bücher vor Jedermanns Augen offen da liegen, oder von Jedem, der die heil. Sprache derselben versteht, können eingesehen und beurtheilt werden. Seine Gründe laufen im Kurzen darauf hinaus: daß die Braminen ihre Religions-Lehre und Geheimnisse nicht dürften bekannt werden lassen, um ihr Ansehen bey dem Volke nicht zu verlieren und nicht in Gefahr zu kommen, aus ihrer Kaste verstoßen zu werden, welches ihnen schrecklicher, als der Tod selbst wäre. — Aber es muß doch wol nicht so gefährlich mit der Sache seyn, wie es der Verfasser macht, daß die Braminen blos darum schon aus ihrer Kaste verstoßen werden würden, wenn sie den Ausländern ihre heil. Bücher zu lesen gäben, oder sie mit ihrer heil.

*) S. Degrandpré's Reise nach Indien und Arabien. Berlin 1802. Seite 191 — 196.

Sprache bekannt machten, oder ihnen Uebersetzungen davon zu machen verstatteten. Sonst würde es ja nicht schon oft geschehen seyn und noch immer geschehen. Und der Verf. gibt auch selbst am Ende die Richtigkeit und Wahrheit der Sache zu und wundert sich nur über die Unbeständigkeit aller Dinge in der Welt und darüber, daß die revolutionairen Grundsätze, die in Frankreich, eigentlich in Amerika, ihren Anfang nahmen, sich nach und nach über den ganzen Erdkreis verbreitet, und die verborgensten Geheimnisse der Welt aufgedeckt haben.

Wenn die Braminen ihre Religionsmeynungen und Schriften ehedem so geheim hielten, so war die Ursache die: weil ihre Feinde und Verfolger, die Muhamedaner, sie drückten, verfolgten und zugleich verachteten. Die Europäer hingegen thun ganz das Gegentheil; sie stören sie nicht in ihren Religionsübungen und Gebräuchen, sie ehren und achten ihre Gelehrsamkeit und Wissenschaften, sie studiren ihre heil. Bücher und übersetzen sie in ihre Sprachen, um ihre Wahrheiten gemeinnützig und ihrem Volke bekannt zu machen. Die Braminen haben also nichts von ihnen und ihren Bemühungen zu fürchten; ihr Ansehn bey dem Volke wird dadurch nicht leiden, und ihre Religions-Geheimnisse werden dadurch nicht verrathen werden. Denn, wenn sie auch wirklich geheime Lehren hätten, so

werden diese durch die Uebersetzung ihrer Bücher in europäische Sprachen, dem Volke noch nicht bekannt werden, das diese ausländischen Sprachen nicht versteht und diese Uebersetzungen nicht hat und lieset, das überhaupt zu unwissend ist und ganz in der Gewalt der Braminen steht.

Wie stimmt auch die Geheimhaltung der braminischen Meynungen und Schriften damit überein, was Le Goux de Flaix sagt, daß die Braminen täglich einige Stunden Zeit darauf verwenden, die heil. Schrift dem Volke öffentlich vorzulesen und zu erklären, um letzteres mit ihrem Inhalte bekannt zu machen? Wie können sie also ein Geheimniß daraus machen? — Es wäre zwar möglich, daß die Braminen sich einige von ihren heil. Schriften vorbehielten, die sie Niemandem mittheilten oder bekannt werden ließen. Aber mit allen ihren heil. Büchern kann doch dies nicht der Fall seyn. Denn die Schriften, welche die europäischen Gelehrten vor sich hatten und übersetzten, waren in der Sanscrit-Sprache geschrieben und also nicht neu. Diese alte Sprache, vielleicht die älteste in der Welt, ist längst ausgestorben; sie ist die gelehrte Sprache, in der die heil. Bücher der Indier geschrieben sind, und die Niemand, als die Braminen, versteht. Ich zweifle auch daran, daß ein Gelehrter dort im Lande im Stande ist, ein Buch

in dieser alten Sprache zu schreiben, und also einen solchen Betrug zu spielen, den sich der Verf. denkt. Noch mehr! man müßte den dortigen europäischen Gelehrten wenig Verstand und Beurtheilung zutrauen, daß sie diesen Betrug nicht sollten gemerkt haben. Die dortigen engländischen Gelehrten sind auch mit keinen Reisenden zu vergleichen, die, wie der Verf. sich ausdrückt, den Braminen zugelaufen sind, um ihre Geheimnisse zu erforschen und zu verrathen. Er vergißt, daß zu Calcutta eine eigene Societät der Wissenschaften von den Engländern errichtet ist, welche sich die Kultur der Wissenschaften besonders angelegen seyn läßt, die schon manche wichtige alte Schrift ans Licht gezogen und das Studium der Ursprache des Landes sich zur Pflicht macht. Sollten die Mitglieder dieser gelehrten Anstalt nicht weiter sehen und besser unterrichtet seyn von der Sache, als der Verfasser, der nur ein Reisender war? — Ich setze ihm endlich seinen eigenen Landsmann, Le Goux de Flaix, entgegen, welcher sich in Indien lange aufgehalten und eine genaue Kenntniß von diesem Lande hat. Dieser versichert, selbst einen Gelehrten zu Benares zum Freunde gehabt zu haben, der ihn mit den heil. Büchern der Braminen bekannt gemacht und ihm dieselben übersetzt und erklärt hat. Ja, er führt selbst Stellen in seiner Beschreibung

von Indien aus diesen Schriften an, da, wo er von der alten Geschichte dieses Landes und seiner Bewohner spricht. Wie stimmt dieses mit Degrandprés Behauptungen überein? —

Das Religionssystem der Braminen ist uns aber auch längst aus ihren eigenen Schriften und aus denen, welche in neuern Zeiten darüber erschienen sind, bekannt und also kein Geheimniß mehr. Aus Scheik Mohammed Fani's Dabistam, oder von der Religion der ältesten Perser, die von zwölf verschiedenen Religionen des Orients handelt, und von dem Engländer Gladwin aus dem persischen übersetzt ist, erhellet, daß man schon vor Zoroaster und Moses in Indien die erhabensten und würdigsten Ideen von der Gottheit und ihrer Verehrung gehabt hat, und daß fast unsre ganze jetzige bessere Religionskenntniß von dort herstammt.

„Die erhabensten und würdigsten Ansichten, sagt der Rec. dieser Schrift, (welche von dem Domkapitular, von Dalberg, aus dem Engl. wieder ins Deutsche übersetzt ist,) die diese ältesten Religionen von dem höchsten Wesen, von der Welt und dem Menschen geben, sind wichtige Beyträge zur Geschichte des menschlichen Geistes. Man findet immer deutlicher bestätigt, was schon aus der mosaischen Urkunde hervorgeht und von denkenden Köpfen mehrmals, und nur erst neuerlich von Frie-

drich Schlegel, in seinem Werke über Sprache und Weisheit der Indier, meisterhaft dargelegt worden ist, daß bey dem Urgeschlechte der Menschen, eine reinere Idee von der Gottheit obgewaltet habe und dem Götzendienste und Pantheismus vorangegangen sey." *) —

Dieses beweiset auch die Religion der Braminen, welche die erhabensten und würdigsten Ideen von der Gottheit, so wie die schönste und liebenswürdigste Moral enthält. „Die meisten Reisenden, sagt Jouy, haben behauptet, daß die Hindu's Götzendiener wären, weil sie sich die Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln und auf den öffentlichen Plätzen ausgestellt und der Gegenstand der Verehrung des Volks sind, nicht zu deuten wußten. Die, welche dies ohne weitere Prüfung behaupteten, haben aber nicht bedacht, daß ein Indier, der von den Ufern des Ganges an die Ufer der Tiber oder des Guadalquivir versetzt würde, aus demselben Grunde auch über die katholische Religion ein ähnliches Urtheil fällen könnte. — Alle Reisende, die sich die Mühe gegeben haben, über diesen Punkt einen Bramen, wäre es auch der am schlechtesten Unterrichtete von der

*) Zeitung für die elegante Welt. Jahr 1808. Nro. 216. Seite 1726.

Welt gewesen, zu befragen, bestätigen es, daß die uralte Religion der Hindu's nur Einen Gott kennet; — daß Wisnu, Brama und Schirven nur die Diener seines Willens und die Idole eben so viel sichtbarer Zeichen sind, durch welche die Indier die verschiedenen Eigenschaften personificiren, die sie der Gottheit beylegen, und wie sie sich vor ihren Augen in den Werken der Schöpfung offenbaren. Die Kuh z. B., dieser besondere Gegenstand ihrer Verehrung, der sich bildlich oder in natura in allen Pagoden findet, und von dem sie eine so hohe Idee haben, daß sie sich jeden Morgen die Stirn mit seinen Exkrementen zeichnen, — selbst die Kuh ist in ihren Augen, wie in den unsrigen, nichts weiter, als ein Thier, das tief unter dem Menschen steht; aber in diesem Thiere beten sie die Wohlthätigkeit des höchsten Wesens an." *) —

Dieses bestätigen auch Le Gentil und andere Reisende, welche Indien besucht haben. Die Hindu's glauben, der Versicherung von jenen nach, wie die Amerikaner, an ein höchstes Wesen, als den Urheber aller Dinge, welchen sie den großen Geist oder die Weltseele nennen. — „In Hinsicht des höchsten Wesens, sagt Le Gentil, nehmen die

---

*) Der Freymüthige vom Jahre 1810. Jan. S. 31.

Braminen mit Plato und Marc Aurel, eine allgemeine Seele an, die in allen Theilen des Ganzen verbreitet ist. Außerdem haben sie noch verschiedene Untergottheiten. Es gab, nach ihrer Behauptung, eine Frau, die Paraxacti, d. i. die höchste Macht, welche drei Söhne hatte. Der erste, Brama, d. h. Wissenschaft, erhielt von ihr das Vermögen, alle sichtbare und unsichtbare Dinge allein zu schaffen; der zweyte, Wischnu, (Wixnu) bekam das Vermögen, das zu erhalten, was sein Bruder hervorgebracht hatte, und der dritte, Rûtran, empfing das Vermögen, alles zu zernichten, was seine Brüder geschaffen hatten und erhalten wollten. Der erste und dritte hatten fünf Köpfe, weil diese beyden Wesen, nach ihren Begriffen, vielleicht mehr Kraft nöthig haben, als das erhaltende, dem sie nur Einen Kopf zuschreiben. Diese drey Brüder, die Obergottheiten der Gentoos, heyratheten ihre eigene Mutter. — Sie nehmen also ein erstes unabhängiges Wesen an, von dem man die drey Grundwesen, den Brama, Wischnu und Rûtran, als personificirte Eigenschaften der Gottheit ansehen kann." *)

Wenn man dieses System etwas genauer untersucht, oder ihm weiter nachdenkt, so wird man

*) Le Gentil Reise nach Ostindien von den J. 1760—1769.

es sehr sinnreich ausgedacht und große Wahrheiten darunter verborgen finden. Die Frau, Paraxacti, ist nichts anders, als die Natur, oder die Weltseele, wie die Philosophen sagen, welche durch ihren Sohn Brama (Wissenschaft, Weisheit, Logos) alles schaffet und hervorbringt, oder wie Johannes vom Wort (Logos) sagt: alles ist durch dasselbige gemacht, was gemacht ist; — durch den zweyten, Wischnu, alles erhält, was jener schuf, und durch den dritten, Rûtran, alles wieder zerstört und in seine Bestandtheile auflöset. — Es ist dieses also blos eine bildliche Vorstellung von der Wahrheit, daß alles, was da ist, aus der Hand der Natur hervorgegangen ist, von ihr erhalten wird, und endlich wieder in den Schooß der Erde zurückkehrt. — Durch die Heyrath dieser drey Brüder, besonders des Rûtran, mit ihrer Mutter, der höchsten Macht, wollten die Braminen nichts anders anzeigen, als daß die höchste Macht alles schafft, erhält und wieder vernichtet, daß in der Natur ein beständiger Kreislauf herrscht, daß aus dem Schooße der Erde alles hervorgeht und wieder in denselben zurückkehrt, um unter andern Formen wieder zu erscheinen, und daß aus der Zerstörung immer wieder neues Leben hervorgeht. — Es bedeuten also diese drey Brüder und zugleich Männer ihrer Mutter, der höchsten Macht, nichts an=

ders, als die schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft der Natur. — Kann man dieses wol einen Götzendienst nennen?

Indessen so wahr dieses ist, so kann man doch nicht ganz leugnen, daß diese reinen und vernünftigen Vorstellungen von der Gottheit nicht auf das Volk der Hindu's und den großen Haufen sich fortgepflanzt haben, als welches sich unter diesen göttlichen Eigenschaften wirkliche Götter denkt; wenngleich die Gelehrten desselben bessere Einsichten haben mögen. *) Auf der andern Seite braucht man aber auch nicht mit Friedrich Schlegel die bessern Einsichten der Indier, Perser und anderer alten Völker von Gott und der Religion überhaupt, die sich aus dem frühesten Zeitalter der Welt herschreiben, einer göttlichen Offenbarung zuzuschreiben, oder anzunehmen, daß die bloße Vernunft auf solche reine und vernünftige Vorstellungen und Begriffe von der Gottheit nicht habe kommen können. Dies heißt der Vernunft des Menschen zu wenig zutrauen, wenn eine höhere Macht

*) Es ist wol nicht ganz zu leugnen, daß der große Haufe unter den Indiern an Millionen Götter glaubt, daß bey den Tempeln öffentliche Lustdirnen unterhalten werden, und daß selbst die Braminen das Volk in manchem Aberglauben und Vorurtheile bestärken, z. B. die Verbrennung der Wittwen nach dem Tode ihrer Männer. —

ihr immer durch Wunder und übernatürliche Wirkungen zu Hülfe kommen muß, um sie auf die natürlichsten Ideen zu führen, oder sie vor Verirrungen zu bewahren. Die Kultur der Menschen war in der Vorwelt schon so hoch gestiegen, wie ihre Werke und astronomischen Kenntnisse beweisen, daß wir ihr auch wol die Erfindung einer vernünftigen Religions- und Sittenlehre zutrauen dürfen. Aber die Nachkommen gingen in der Bildung wieder zurück und blieben bey den Bildern stehen, worunter die ersten Menschen das Wesen der Gottheit und ihrer Eigenschaften zu versinnlichen suchten. Und das war die Quelle der Vielgötterey und des Götzendienstes, selbst bey den Indiern.

Auch die Moral und Sittenlehre der Braminen ist sehr edel und erhaben und gibt der christlichen wenig nach. Man findet darin fast alle Maximen des Christenthums wieder. „Nichts ist erhabener und einfacher, sagt Jouy eben daselbst, als ihr Moralsystem, das man nur zu oft schon mit dem Volksaberglauben verwechselt hat. Die erste Vorschrift empfiehlt dem Menschen die Ausübung der Tugend, und die Idee, die sie mit diesem Worte verbinden, ist so schön als wahr in den Worten enthalten: „liebt die Menschen, damit auch sie euch wieder lieben." — Diese Maxime stimmt ganz mit dem Christenthume überein: alles,

was ihr wollt, sagt Jesus, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Und ist nicht Liebe gegen alle Menschen das Grundgesetz der christlichen, wie der braminischen Religion? — Eine zweyte Vorschrift der indischen Moral ist: „Man muß gut handeln, ohne erst genau zu erwägen, ob die gute Handlung uns Kummer oder Vergnügen machen wird." — Diese Maxime ist beynahe noch reiner und strenger, als die christliche von dieser Art, welche uns befiehlt, gut zu handeln, weil es uns im Himmel wohl belohnt werden soll. Dadurch scheint ein feiner Eigennutz zum Motiv der Tugend gemacht zu werden. — Die braminische Moral aber will, daß der Mensch, ohne eigenen Vortheil davon zu haben, Tugend üben soll. Sie stimmt mehr mit dem stoisch-*kantischen* Grundsatze überein: übe die Tugend um der Tugend selbst willen, oder wegen ihrer Schönheit und Vortrefflichkeit, ohne dabey auf deinen Privatnutzen zu sehen, ja, selbst mit deinem eigenen Schaden. — „Nach dem Tode, sagen die Braminen, erscheint die Seele am Fuße des Thrones der Gottheit, um von ihr gerichtet zu werden. Hierauf wird ihr entweder der Genuß der ewigen Glückseligkeit gestattet, oder sie wird zu verschiedenen Verwandlungen verdammt." Die Religion der Hindu's weiß also nichts von ewigen Strafen. —

Diese erhabene Religions- und Sittenlehre, welche in den heil. Büchern der Braminen enthalten ist, die in der Sanscrit-Sprache geschrieben sind, wird nicht nur täglich an öffentlichen Orten verlesen und dem Volke unentgeldlich erklärt, auch den Kindern in den Schulen gelehrt, sondern auch wirklich von den Hindu's ausgeübt. Diese sind das menschenfreundlichste und friedliebendste Volk der Erde. Sie tödten nicht einmal ein Insekt, oder anderes Thier, vielweniger einen Menschen. Sie essen entweder gar kein Fleisch, wie die Kaste der Braminen, oder doch nur das von todten und schon gestorbenen Thieren. Sie üben die wohlthätigsten Handlungen ohne allen Eigennutz aus. Sie pflanzen Bäume in wüsten Gegenden, damit Reisende sich vor der Sonnenhitze schützen und sich in ihrem Schatten erquicken können. Sie führen Straßendämme auf eigene Kosten durch Moräste, damit Reisende nicht ihre Kameele einbüßen. Man kann 100 Meilen weit in ihrem Lande ohne Geld und Lebensmittel reisen, ohne Hunger und Mangel zu leiden. Man wird an jedem Orte, wohin man kömmt, in einem dazu bestimmten Fremdenhause aufgenommen, von der Gemeine des Orts frey und umsonst bewirthet und mit allem Nöthigen zum Gebrauche versorgt. Den folgenden Tag wird man durch einen Boten unentgeldlich weiter bis zum

nächsten Orte gebracht. — Wo findet man unter Christen eine solche Dienstfertigkeit, Uneigennützigkeit und Menschenliebe? Wo so viel Aufrichtigkeit, Wahrheit und Redlichkeit, als unter diesem guten Volke? — Und solche liebenswürdige, gerade und aufrichtige Menschen sollten im Stande seyn, den Europäern, welche sich in ihrer Religion und Moral belehren und unterrichten wollen, mit Unwahrheiten und Lügen vorzugehen und ihnen falsche und erdichtete Bücher unterzuschieben? Das läßt sich nicht denken! —

XII.

Bemerkungen zu Degrandpré's Reise nach Indien und Arabien.

(Schluß.)

Ich habe in der ersten Abhandlung dieser Bemerkungen gesagt, daß sich Degrandpré auch über das Vaterland der Hindu's und Braminen auslasse, daß er Bengalen für ein vom Meere neuangesetztes Land halte, und daß er glaube, die dortigen Einwohner müßten erst in spätern Zeiten von dem Gates-Gebirge dort eingewandert seyn. — Dies widerspricht nun aller Geschichte und allem dem, was man von Indien bisher gewußt und geglaubt hat. Man hielt dies Land sonst für die Wiege des Menschengeschlechts, woraus nicht nur alle Menschen hervorgegangen wären; sondern woher auch alle unsre Kultur herstammte. — Und was wird ein Buttmann dazu sagen, der in seiner

ältesten Erdkunde des Morgenländers mit so großer Gelehrsamkeit bewiesen zu haben glaubte, daß der alte Dichter, der uns eine so genaue und malerische Beschreibung des Paradieses und des Gartens Eden gibt, selbst in Indien gelebt haben müsse, weil er es so genau kennt; wenn er gleich das Paradies selbst jenseits der Gebirge von Armenien verlegt? — Jedoch wir wollen den Verf. erst selbst hören, und ihn für sich reden lassen. Er sagt:

„Die geringe Erhabenheit der Küste reimt sich schlecht mit dem vermeynten Alterthume des Landes. Die Menge der Flüsse und Seen, der Boden, der an vielen Stellen nichts als Sand ist, alles läßt vermuthen, daß der Ocean es noch vor nicht langer Zeit bedeckte. — Nur zu Pondichery sieht man einen kleinen Hügel, und von da bis nördlich von Madras sieht man nur noch deren einige in geringer Anzahl, die Inseln gewesen seyn müssen, als der Ocean die Ebene bedeckte."

„Wenn man die geringe Tiefe des Meerbusens betrachtet, der Zeilon von der Küste trennt, und die Reihe von Klippen, welche beyde verbindet, und über welche jetzt nur allein Pirogen schiffen können; so kann man ohne Kühnheit behaup-

ten, daß Zeilon in einem Zeitraume von zwölf Jahrhunderten keine Insel mehr seyn wird. — Ich setze nemlich bey diesem Welttheile dasselbe Verhältniß in der Abnahme voraus, welches man in der Ostsee beobachtet hat, d. h. 45 Zoll in einem Jahrhunderte. Die Rechnung würde richtig seyn; denn der Meerbusen hat an seinen tiefsten Stellen nur neun Faden Wasser. Wenn man nun beym Ocean eine vorherige gleiche Abnahme annimmt; so würde man sich veranlaßt finden, zu schließen, daß das heutige Indien nicht mehr dasselbe ist, was es zur Zeit Alexanders war, und daß damals die Ebene, auf welcher Pondichery und Madras erbauet sind, noch unter dem Wasser verborgen war." —

„Indessen gibt es Denkmäler von Menschen in diesem Lande, die das Gepräge eines hohen Alterthums tragen. — Ich will hier früher etwas erzählen, was eigentlich in den weitern Verlauf meiner Reise gehört, um die Thatsachen gleich neben das System zu stellen, damit man ein Urtheil fällen kann."

„Wenn man den Godwarin hinauf fährt, so kommt man beynahe drey Stunden Weges über Yanaon, nach einer kleinen indianischen Stadt,

Namens Kota, wo ein Raja residirt. Wendet man sich ein wenig nach Osten, so kommt man zu einer großen maurischen Aldee, Namens Datschar om. Dieser Platz hat keine erhabene Lage, im Gegentheil ist er von Wasser umgeben, folglich ist er nur wenige Jahrhunderte früher, als die jetzige Küste von der Herrschaft des Oceans befreyt worden. Nichts destoweniger findet man in dieser Aldee eine sehr schöne Pagode, die ehemals befestigt gewesen seyn muß. Sie ist von einem breiten und tiefen Graben umgeben, dessen verfallne Wände, ungeachtet ihrer Abdachung, das hohe Alter verrathen. Man gelangt zu dem Gebäude auf zwey Brücken. Die Pagode ist, wie alle übrigen, in der Mitte eines weitläuftigen Hofes erbauet, dessen Einfassung mich in Verwunderung gesetzt hat. Die Mauer daran ist so alt, daß sie dreymal erneuert worden ist, und diese drey verschiedenen Arten von Mauerwerk entgehen dem aufmerksamen und geübten Auge nicht. An vielen Stellen sind sie durch die Länge der Zeit verfallen. Die zwey obern Mauerwerke sind von Ziegelsteinen, und haben nichts Merkwürdiges, als ihr Gepräge des Alterthums. Die, welche auf sie folgt, ist auch von Ziegelsteinen, aber besser erhalten, und der mala=

barische Geschmack läßt sich an zwey Gesimsen, welche die Zeit verschont hat, bemerken. Das Ganze beruhet auf einer Grundlage vom schönsten Granit, die noch keinen Zoll breit aus ihrer horizontalen Lage gewichen ist. An der ganzen westlichen und südlichen Façade ist sie vollkommen gut erhalten; ihre Bauart ist augenscheinlich griechisch; man sieht daran die Säulenplatte, den dicken Reif, der den Fuß der Säule umgibt, und den Reif am Simswerke eben so richtig, als ob alles von einem Baumeister unsrer Zeiten gemacht wäre. Das Ganze ist vollkommen genau abgemessen, und fesselt die Aufmerksamkeit des Beobachters. Wenn man dies Denkmal mit der Pagode zu Schalambarum und zu Dschagrenat vergleicht, die alle beyde in malabarischem Geschmacke gebauet sind und für Alterthümer gelten; so kann man nicht begreifen, wie man ein Stück von griechischer Architektur mitten in einem Lande antrifft, wo keine Spur weiter davon zu finden ist, außer in den europäischen Niederlassungen, wo man doch auch kein Werk von Granit in diesem Style antrifft. Ich habe wol indische Gebäude aus solchem Stein erbauet gefunden, aber immer nur in malabarischer oder indischer Arbeit, und niemals hat sich eine

Spur von griechischer meinem Blicke dargeboten. — Die Mauren von Datscharom haben den höchsten Begriff von dem Alterthume dieser Pagode; sie war, wie sie sagen, lange vorher, ehe sie sich an diesem Orte niederließen, und sie haben sie zum Gebrauche der Hindus, die das Dorf mit ihnen zugleich bewohnen, stehen lassen. Ihre Tradition weiß noch von der Erneuerung der beyden obern Mauerwerke, von denen ich geredet habe; aber die Zeit der Dritten wissen sie nicht, und von dem Alter der Grundlage, die das Ganze trägt, haben sie gar keinen Begriff." —

„Der Architekt, der dies Denkmal erbaut hat, mußte, da er mitten im Wasser arbeitete, alle mögliche Sorgfalt anwenden, Festigkeit hinein zu bringen, und es ist ihm sehr gelungen, da das Gebäude noch jetzt steht. Man muß annehmen, daß dies in den frühern Zeiten der indischen Baukunst war, sonst würde er sich nach dem Gebrauch seines Landes gerichtet haben. Die malabarische Baukunst war im Gebrauche, als das erste Mauerwerk, welches auf der Basis ruht, erneuert ward, weil es im indischen Geschmack ist."

„Wenn dies Gebäude griechischen Ursprungs ist, wie es scheint, wie soll man die Epoche seiner Er=

bauung mit der, wo das Meer diese Gegenden hat verlassen müssen, reimen? Das Land ist im Allgemeinen so flach, daß schon ein Sturm hinreichend ist, es zu überschwemmen, wie man davon Beyspiele hat. Im Jahre 1789 ward das ganze Land Koringui, nebst dem, was daran stößt, von einigen Wellen überströmt, welche ein Sturm über die gewöhnliche Höhe erhob; das Wasser stieg bis Yanaon. Das Meer überstieg seine Grenzen, und brachte ein Schiff auf die Ebene, eine Stunde Weges von Koringui. Dies Unglück ward von einigen auf einander folgenden Wellen hervorgebracht; dann trat das Meer wieder in sein Bette, und die Gewässer flossen ab. Ein solcher Vorfall beweiset unstreitig die geringe Erhabenheit des Landes und folglich kein großes Alterthum. Wie findet man aber dann zu Datscharom, welches nahe bey Koringui liegt, ein Denkmal, welches alle Merkmale eines so hohen Alters trägt?" —

„Wenn wir mit einigen Geographen annehmen, daß in den ersten Zeitaltern der Welt die Halbinsel von Indien eine Insel war, welchem ich auch beystimme; so würde daraus folgen, daß die Ebene, welche sich von der Küste bis zum Fuße des Gebirges Gates erstreckt, noch zu dieser Zeit

überschwemmt war; weil sie viel niedriger ist, als die Länder, die damals die Meerenge zwischen der damaligen Insel und dem, was heut zu Tage eigentlich das sogenannte Reich des großen Mogols ausmachten, bildeten. — Würde nach dieser Hypothese das Gebirge Gates die Wiege der Braminen gewesen seyn? Ich glaube, daß man dies bejahen kann. Diese Berge müssen seit Anfang der Welt da gewesen seyn, sie sind ursprünglich, d. h. granitisch, und bilden unstreitig einen Theil der Kette, welche gleichsam das Zimmerwerk der Erde ausmacht, und sich beym Vorgebirge Komorin zu endigen scheinen. Aber ich glaube nicht, daß diejenigen, welche sich auf dieses Fach gelegt haben, mich der Uebertreibung beschuldigen werden, wenn ich sage, daß sie mir nicht eher, als bey der Insel St. Paul, in Süden von Isle de France und Bourbon, aufzuhören scheinen, und wenn man zwischen dieser und dem Pol sie nicht wieder sieht, so sind die Eismassen daran Schuld, die uns, bis dahin vorzudringen, verhindert haben, oder weil die Berge, welche die Fortsetzung dieser Kette bilden, nicht hoch genug sind, um übers Meer hervorzuragen. Dieselbe Kette ist es auch, die, indem sie unter dem Wasser weitergeht, von Zeit zu Zeit

wieder erscheint, und die Spitze ihrer Berge zeigt, deren Gipfel Isle de France, Bourbon, Rodrigues und die große, noch wenig bekannte Inselgruppe, welche das Meer zwischen diesen Inseln und den Maldiven erfüllt, bildet; kurz es ist dieselbe Kette, welche die Maldiven, die Lakediven, und selbst Zeilon ausmacht. Von dieser letzten Insel kann ich nur aus Vermuthungen reden, denn ich selbst habe über sie keine Beobachtungen angestellt. Die Küstenberge, die ich besucht habe, sind alle kalkartig; aber ich glaube, daß die Kette in der Mitte der Insel granitisch ist. Endlich wenn man den heut zu Tage als unbestritten angenommenen Grundsatz von der allmähligen Zurücktretung des Oceans zuläßt; so kann man sich nicht enthalten, den Schluß zu ziehen, daß in einer beträchtlichen Anzahl von Jahrhunderten Isle de France und Bourbon Asien im Süden begrenzen werden."

„Diese Meynung ist keinesweges irrig. Diese beyden Inseln sind beynahe schon mit dem festen Lande vereinigt. Ihr Archipelagus und der Maldiven sind nichts, als eine einzige Masse von Bergen, die in einer geringen Tiefe unter dem Wasser mit einander zusammenhängen, und zwischen denen

das Meer noch Kanäle gelassen hat. Kurz, dies feste Land ist in den Augen des Philosophen schon so gut, als entdeckt. Die Ebenen allein bleiben überschwemmt, und erwarten, um aus dem Schooße des Oceans hervorzugehen, vielleicht nicht einmal die Epoche der langsamen und stufenweisen Zurücktretung der Gewässer; irgend ein vulcanischer Ausbruch kann ihre Entstehung verursachen. Ein so großer Raum kann nicht ganz von Vulcanen entblößt seyn; schon brennt die Insel Bourbon, und man kann annehmen, daß, wenn das Wasser sich endlich einen Weg bis zu denen im Innern der Länder, die noch das Joch des Oceans tragen, gebahnt haben wird, ein Ausbruch erfolgen wird, der die Vernichtung der jetzigen Inseln und die Entstehung neuer Länder verursachen wird. Man muß um desto mehr dieser letztern Hypothese beystimmen, weil die jetzigen Berge zusammen eine solche Granitmasse bilden, daß die Explosion weniger Gewalt anzuwenden haben wird, um den Grund des Meeres nach seiner Oberfläche zu schleudern, als eine solche Masse zu erschüttern und zu verschlingen, deren Widerstand noch durch den Zusammenhang mit der benachbarten, und

durch den Zusammenhang aller Theile vermehrt wird." *) —

Ich erwiedere auf alles dieses Folgendes: Es ist wol nicht zu leugnen, daß Bengalen ein flaches Land und den Ueberschwemmungen des Meers ausgesetzt ist; auch muß dasselbe in vorigen Zeiten große Erdrevolutionen erlitten haben, wovon sich noch hie und da augenscheinliche Spuren zeigen. Es ist auch wahrscheinlich, daß seine ersten Bewohner von den Gebirgen kamen, sie heißen nun Gates, Caucasus, Taurus, Imaus, oder wie sie wollen. Denn diese wurden eher trocken und bewohnbar, als das flache Land, und von ihnen zogen sich die ersten Menschen in die Ebenen herunter. Aber daß das Land so flach und den Ueberschwemmungen des Meers ausgesetzt ist, ist noch kein Beweis seiner neuen Entstehung. Ich wage es sogar, ganz das Gegentheil hieraus zu beweisen, daß nemlich das flache Land von Indien und Bengalen ehedem mehr vom Meere frey war und erst in spätern Zeiten davon verschlungen ist. Ich behaupte, daß die Inseln Ceylon, Isle de France, Bourbon u. s. w.

---

*) Reise nach Indien und Arabien von B. Degrandpré, aus dem Franz. mit Kupfern. Berlin 1802. 8.

ehedem keine Inseln, sondern festes Land waren, und mit Indien zusammenhingen. Dies beweisen eben die alten Tempel, in niedrigem, wasserreichem Boden, so wie die Ruinen von großen, prächtigen, vom Meere bedeckten Städten in diesem Lande, deren Tempel und Gebäude noch zum Theil auf dem festen Lande liegen, und wovon uns andere Reisebeschreiber benachrichtigen. Indien kann also wol kein neuangesetztes Land seyn, sondern es ist eher zum Theil vom Meere abgerissen und unter Wasser gesetzt oder begraben worden. *)

Daß dergleichen möglich sey, sehen wir ja an Holland und andern Küstenländern, von denen das Meer immer mehr abreißt, und gegen dessen Eindringen und Uebertreten sich die Einwohner durch hohe Deichdämme schützen und sichern müssen. Vielleicht wußten auch die frühern Bewohner dieses Landes, die so große Werke der Kunst schufen, sich gegen die Ueberschwemmungen des Meers, wie die jetzigen Holländer, zu schützen, und dem Meere sogar Land abzugewinnen. Diese Dämme gingen

*) Freylich ist die ganze Oberfläche der Erde neu und besteht aus aufgeschwemmtem Lande; aber in diesem Sinne scheint der Verf. die Sache nicht zu nehmen.

in der Folge ein, weil das Land von andern Völkern unterjocht wurde, und die Industrie der Einwohner immer mehr abnahm. Daher steht dasselbe jetzt zum Theil unter Wasser. Dieser Umstand ist also auch noch kein Beweis, daß das Meer abnimmt und dort immer noch mehr Land angesetzt wird. Denn wenn dasselbe in einigen Gegenden der Erde zurücktritt und abnimmt, so nimmt es dagegen in andern Gegenden mehr zu und reißt ganze Stücken Landes ab; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Holland einmal ganz vom Meere verschlungen werden wird. —

Daß Indien vielen großen Fluthen und Ueberschwemmungen des Meers ausgesetzt gewesen ist, lehrt die Geschichte und Mythologie, sowol der Griechen, als auch anderer asiatischer Völker. Man denke nur an die ogygische, deukalionische, phrygische, assyrische, noachische u. a. Fluthen mehr, deren die Geschichte erwähnt. Diese mußten natürlich viele Veränderungen und Zerstörungen in dem Welttheile von Asien hervorbringen, und Schlamm und Sand in Menge zurücklassen. Vielleicht fand das Wasser auch hier und da keinen Abfluß, blieb also stehen und bildete Sümpfe und Moräste, weil die Hand des Menschen ihm nicht zu Hülfe kam. —

Daher rühren die Spuren von Wasserbedeckung und von neuem Lande, welches das Meer nach des Verf. Ansicht erst angesetzt haben soll.

Ich gebe ferner dem Verf. zu, daß die ersten Einwohner Indiens, welches aber nicht die jetzigen Hindu's waren, sondern ein viel älteres Volk, wahrscheinlich ein weißer Völkerstamm, nicht ursprünglich sich in dem flachen Lande von Indien, sondern auf den Gebirgen erzeugt und von dort aus sich weiter in die Ebenen verbreitet haben. Allein die Gebirge können kein zahlreiches Volk ernähren, und sie sind auch nicht blos durch die längere Kultur so unfruchtbar geworden, wie sie jetzt sind, sondern es liegt die Ursache davon in der Natur der Sache, weil Berge aus Felsen und Steinschichten bestehen, und der Regen und die Bergströme die fruchtbare Erde nach und nach abspülen. Die Geschichte gibt uns aber Winke von einem großen, zahlreichen Volke in dortiger Gegend aus den frühesten Zeiten und von einer großen Bevölkerung des Landes daselbst. Diese war auf dem bloßen Gebirge Gates nicht gedenkbar. Die Kultur dieses alten Volkes, die Künste und Wissenschaften hatten daselbst einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, zu der wir uns in manchen Stücken, z. B. in der

Baukunst, noch nicht ganz wieder erhoben haben. Für ein Bergvolk war auch diese Kultur zu erreichen nicht möglich, denn die Gebirge gestatten keinen Ackerbau, und die Bergbewohner treiben außer dem Bergbau und der Jagd wenige andere Künste und Gewerbe. Der Ackerbau ist aber der erste Grad der Kultur und die Grundlage des Handels und des Verkehrs mit auswärtigen Völkern. Daher sind die ackerbautreibenden und Handelsvölker immer die zahlreichsten und am meisten gebildeten Nationen der Erde von jeher gewesen und auch noch jetzt.

Es muß also in Indien gleich von Anbeginn des Menschengeschlechts ein großes, mächtiges und gebildetes Volk gelebt haben, wenn uns gleich die Geschichte hierbey verläßt und allein auf bloße Sagen und Mythologie hinausläuft, die aber, was das Historische betrifft, nicht immer zu verachten sind. Friedrich Schlegel hat in seinem Buche über Indien die ehemalige Existenz dieses alten Volkes sehr schön bewiesen, und die Wahrheit derselben sehr gründlich auseinander gesetzt. Die alten Denkmäler der Baukunst daselbst, die herrlichen kolossalen Tempel in und auf der Erde, die Ueberbleibsel von Bildhauerey, die heiligen Bücher der

Braminen und das Sanscrit, oder die gelehrte Sprache derselben, welche nun ausgestorben ist, ehemals aber die Landessprache war, die astronomischen Kenntnisse, die Philosophie und Religion der Braminen, nebst ihrer Mythologie und Chronologie, alles dieses läßt uns nicht länger an der Wahrheit der Sache zweifeln. Dieses alte und große Volk war es, dem die Welt die bessern Einsichten in der Religion, die man wol von dem jetzigen Thier- und Götzendienste der Hindu's unterscheiden muß, in den schönen Künsten und Wissenschaften, deren Höhe wir zum Theil noch nicht ganz in unsern Zeiten erreicht haben, so wie die Philosophie und Mythologie der Vorwelt, verdankt. Kann also Indien wol noch ein neues Land seyn, das noch nicht gar lange vom Wasser frey geworden, und dessen Bewohner erst in spätern Zeiten von dem Gates-Gebirge, oder aus andern Gegenden der Erde eingewandert seyn? —

Auch Buttmann hat es in seiner Schrift über das Paradies sehr gründlich bewiesen, wogegen die flachen Raisonnements des Franzosen nicht aufkommen, daß selbst der uralte Dichter und Maler des Paradieses nirgends anders, als in Indien, gelebt haben könne, weil seine Beschreibung und

Ortskenntniß so gut auf dies Land paßt, wenn man ihn recht versteht und erklärt. Daß diese Dichtung aber sich aus dem frühesten Zeitalter der Welt herschreibe, und aus der indischen Mythologie herrühre, woraus sie in die parsisch-jüdische Mythologie übergegangen ist, wird wol Niemand leugnen, der unbefangen urtheilt und mit der Geschichte der Welt und der Religionen bekannt ist. Es folgt also auch hieraus, daß das Land und Volk von Indien sehr alt seyn muß und daß seine Geschichte bis in die frühesten Zeiten der Erde hinaufreicht. Alles Vernünfteln des Verf., alle Beweise und Spuren von Ueberschwemmungen und einer neuen Oberfläche des Landes, können nichts gegen diese Gründe für das Alterthum von Indien ausrichten. Diese Spuren vom Uebertritte des Meers und seiner Bedeckuug des Landes rühren entweder aus den Zeiten der Urwelt und den frühesten Perioden der Erde, oder aus neuern Zeiten, von partiellen Ueberschwemmungen her, deren die Geschichte erwähnt. Durch letztere konnten große Verheerungen angerichtet und Millionen Menschen vertilgt werden; und vielleicht fand auch das alte, mächtige und gebildete Urvolk der Erde, welches sich dort schon früh und zuerst bildete, sein Grab zum Theil in diesen

Fluthen; — aber ganz ausgerottet wurde dadurch das Menschengeschlecht nicht. Denn die Berge blieben wahrscheinlich mit ihren großen Bergrücken und Plateaux vom Wasser unberührt und viele Menschen retteten sich vielleicht auf Schiffen, wovon die Erzählung von der noachischen Fluth, die wahrscheinlich in Hochasien vorfiel, uns einen Wink gibt. Nach dieser großen Fluth und Entvölkerung des Landes rückten wahrscheinlich andere benachbarte Völker in das verlassene Land ein, um es wieder anzubauen und zu bevölkern, und unter diesen war hauptsächlich ein brauner oder schwärzlicher Menschenstamm, die Braminen und Vorfahren der Hindu's, welche jetzt das Land eingenommen und mit den übrig gebliebenen Einwohnern zu Einem Volke geworden sind. Die übrigen Abkömmlinge dieses Urvolks, als die Perser, Syrer, Araber, Griechen, Juden, Gallier u. s. w. nahmen dagegen andere Länder ein und breiteten sich in anderen Gegenden der Erde aus; überließen also einem fremden Menschenstamme den größten Theil ihres ursprünglichen Landes. Daher kommt es, daß die Künste und Wissenschaften dieses Urvolks, seine Religion und Mythologie, seine heil. Bücher und Zeitgeschichte, übergegangen sind auf die Braminen und jetzigen

braunen Einwohner des Landes, die ursprünglich nicht in den Gegenden, wo sie jetzt wohnen, entsprungen sind. Die Sage derselben, daß sie von Norden gekommen, kann sich also auf Wahrheit gründen und ist nicht zu verachten.

Die alten Tempel und Denkmäler dieses Landes, deren Degrandpré erwähnt, und deren frühe Existenz er nicht mit der neuen Oberfläche des Landes und der ehemaligen Wasserbedeckung desselben reimen kann, sind endlich die beste Widerlegung seiner Behauptung. Diese Tempel, denen er eine griechische Bauart beylegt, sind wol keine ursprünglich griechische Monumente, sondern von hohem Alterthume. Wären sie griechischen Ursprungs, so müßten sie wenigstens aus Alexander des Großen Zeitalter herrühren, und auch das wäre schon ein ziemlich hohes Alter zu nennen. Dagegen wendet aber der Verf. selbst ein, daß die Gegend um Pondichery damals noch unter Wasser stehen mußte, welches ich jedoch bezweifle. Und an einer andern Stelle sagt er: man muß annehmen, daß der Bau dieses Tempels (zu Datscharom) in den frühern Zeiten der indischen Baukunst geschah; also kann er nicht von den Griechen und aus spätern Zeiten herrühren. Rührt der Tempel, wovon der Verfasser

spricht, aber nicht aus den Zeiten Alexanders her, so müssen wir höher in die Geschichte hinauf gehen, und da wird in den indischen Jahrbüchern der Heereszug des Bacchus erwähnt, der vor 8000 Jahren, ihrer Chronologie nach, vorgefallen seyn soll. In dieses Zeitalter der Welt paßt die Erbauung der alten indischen Tempel besser, als in die neuern griechischen Zeiten von und nach Alexanders Zeitalter. Nimmt man auch die Zeitrechnung der Braminen nicht an, und ist der Kriegeszug des Bacchus, von dem man noch jetzt in dortiger Gegend erzählt, auch nicht so lange her: so bleibt doch so viel wahr, daß diese Begebenheit schon vor vielen tausend Jahren vorgefallen seyn muß, und daß die indische Geschichte weiter hinaufgehet, als die jüdische, die aus jener entlehnt und verstümmelt ist. — Ist nun das Alter dieses und anderer indischen Denkmäler gleichzeitig mit dem des Bacchus, der dem Lande Gesetze, Kultur und Wissenschaften gegeben und Städte erbauet haben soll; — so erstreckt sich dasselbe sehr weit hinaus, wenn auch der Tempel zu Datscharom Aehnlichkeit mit der neuern griechischen Bauart hat.

Diese letztere Aehnlichkeit kann aus ganz andern Ursachen herrühren. Es wohnte in den äl-

testen Zeiten in Indien ein Urvolk, wie ich schon oben erwähnt habe, das in Künsten und Wissenschaften es sehr weit gebracht hatte und von dem auch die Griechen wahrscheinlich herstammen, weil beyde zum weißen Menschenstamme gehörten. Von diesem Urvolke erhielten die Griechen und auch andere gebildetere Völker des Erdbodens, als die Aegypter u. s. w. ihre Kultur, und holten dort alle ihre bessern Kenntnisse in der Baukunst, Bildhauerey, Malerey, Geschichte und Philosophie her. Ist es zu verwundern, daß griechische und ägyptische Bauart so viel Aehnlichkeit mit einander haben, und daß man die Originale von Ersterer in Indien wieder findet? — Die älteste indische Baukunst kommt, nach der Versicherung von Sachverständigen, der griechischen sehr nahe und ist sehr geschmackvoll; nur liebten die alten Indier mehr das Kolossale in ihren Werken, als die jüngern Griechen, deren Tempel zwar sehr fest und dauerhaft aus Granit erbauet, aber nur klein und unbedeutend gegen die indischen und ägyptischen Pagoden und selbst gegen unsre alten Kirchen sind. —

Der Verf. kommt in der Folge noch einmal auf diesen Punkt zurück, wiederholt das, was er vorhin schon gesagt hat, fast mit denselben Worten

und sucht seine Lieblingsmeynung noch durch mehrere neue Gründe zu erhärten. Seine Worte sind diese:

„Es wäre für die Fortschritte unsrer Kenntnisse von der Geschichte unsrer Weltkugel zu wünschen, daß die Bücher der Braminen, da man sie doch kennt, uns etwas über die Zeit, wann diese nach Bengalen kamen, sagten. Diese Provinz mußte damals nichts, als ein weiter Morast seyn, — den sie dadurch austrockneten, daß sie dem Ganges ein Bette, so wie die andern großen Kanäle, gruben, die zum Abfluß der Gewässer dienen, von denen sonst das Land überschwemmt seyn würde. Wenn man diesen Zeitpunkt mit der geringen Erhabenheit des Bodens dieser Provinz zusammenstellt, so könnte man auf die Zurücktretung des Oceans sich beziehende Folgerungen daraus herleiten."

„In Erwartung, daß diese Aufklärungen zu uns gelangen werden, muß man annehmen, daß Bengalen nicht sehr alt ist. Es besteht aus einer großen Ebene, auf welcher man vergebens einen Granitberg suchen würde; die kleinen Berge, die man äußerst selten auf dieser weiten Fläche antreffen kann, bestehen aus nichts, als festem Thon; man

findet, außer an den nördlichen Grenzen, nicht einmal einen Kalkstein."

„Wenn die Tradition uns lehrte, daß das Land die Wiege der Braminen sey, und daß es in frühern Zeiten, als unsre Zeitrechnung erreichen kann, bewohnt war; so würde dies unser System, nicht von der Zurücktretung des Meeres, sondern von ihrer gleichförmigen und stufenweisen Zurücktretung umstürzen. So viele Denkmäler bezeugen den Aufenthalt des Wassers auf den erhabensten Orten der Erdkugel, daß man solchen augenscheinlichen Beweisen den Glauben nicht versagen kann. Man kann also nicht leugnen, daß Bengalen, sey es zu welcher Zeit es wolle, überschwemmt gewesen sey. Ist dies einmal angenommen, so erlauben die Gesetze der Hydrostatik nicht, anzunehmen, daß diese Provinz früher, als die höher um sie liegenden Oerter von dem Joche des Elements, das sie beherrschte, befreyet worden wäre. Wenn man auf ihre geringe Erhabenheit Acht gibt, wird man daraus schließen, daß es in Vergleichung mit den Alpen, den Pyrenäen, dem Gatesgebirge, und endlich mit den Gebirgen von Tibet, die es zu krönen scheinen, ein neues Land ist. Die Küste von Bengalen ist so niedrig, daß man sie in einer Ent=

fernung von 3 Lieues nicht sehen kann, und daß eine starke Fluth hinreichend ist, um sie zu überschwemmen, und wenn die Fluth in den Syzygien hoch ist, so stehen die Ufer des Ganges unter Wasser. Wenn ich es wagen darf, mich auf meine Beobachtungen zu beziehen, so ist Bengalen von demselben Alter, und vielleicht ein wenig neuer, als die Ebene von Indien, die sich von der Küste an bis zu dem Gatesgebirge erstreckt. Alle diese Länder sind beynahe von gleicher Höhe, daher sind sie vom Meere beynahe zu gleicher Zeit verlassen worden."

„Wenn die Granitgebirge die erste Materie ausmachten, die unsern Planeten bildete, als sie anfing, fest zu werden, so kann man immer, wenn man dergleichen antrifft, mit Pallas sagen: hier ist einer der vom Mittelpunkte der Erde entferntesten Punkte, weil er aus einem Stoffe besteht, der, ehemals ausgedehnt in seinem flüssigen Zustande, durch eine Centrifugalkraft herausgedrängt ward. Dieser Stoff ist also jetzt der älteste von denen, welche die Zusammensetzung des befestigten Erdbodens ausmachen; weil zur Zeit seines Brandes, es der erste war, der, indem er sich verdickte, der ausdehnenden Kraft wich, die ihn vom Mittelpunkte

nach der Oberfläche warf; jedesmal also, wo ich keinen solchen finde, muß ich mich auf einer Erde von neuer Bildung befinden. Und nun steige man vom Gipfel dieses Granit- oder ursprünglichen Gebirges in die Ebene des niedrigen Bengalen herab, die den Ueberschwemmungen unterworfen ist, und in welcher man keinen Urstoff, selbst nicht jene kalkartigen Massen, findet, die ein augenscheinliches Werk des Oceans sind, in dessen Schooße sie sich gebildet haben; und man wird gezwungen seyn, zu schließen, daß diese niedrige Ebene, diese durch das Meer angehäufte Sandbank, in Betracht des Alters des Erdbodens, nichts, als eine sehr neue Erde seyn kann. Die Hand der Zeit ist dem ganzen Lande auf keine Weise eingedrückt. — Ich nenne nicht Denkmäler, was eine Arbeit der Menschen ist und was Jahrhunderte in ihrem Laufe vernichten. Ich rede von dem Gepräge des Alterthums, welches die Zeit den Massen eindrückt, welche die Natur allein hat hinsetzen können, und welche sie unmerklich vernichtet. In der That, welche Spuren soll man auf einer noch dazu schlecht befestigten Ebene suchen, in deren Oberfläche man nicht graben kann, ohne überall auf das Element zu stoßen, welches sie noch vor wenigen Zeiten be-

herrschte, und das nur erst seine Oberfläche verlassen hat. Die wunderbare Fruchtbarkeit dieses Landes kündigt eine neue Erde an, und der Gang des Oceans ist hier mit unverkennbaren Spuren eingegraben. Die Inseln Clives sind augenscheinlich vom Meere gebildet worden; die Sandbänke entstehen langsam und werden einst neue Inseln bilden, wenn jene werden mit dem festen Lande vereinigt seyn. Die Sandbank, Seareef genannt, ist eine neue, welche das Meer an die erste anlehnt. Der Ganges selbst verliert an Tiefe; nicht sein Bette wird höher, der gewaltsame Lauf des Flusses würde dies nicht gestatten, sondern die Oberfläche des Wassers senkt sich. In den ersten Zeiten der französischen Compagnie kamen Schiffe von vier und siebenzig Kanonen bis nach Schandernagor herauf; hernach hielten sie bey Majapur an, und jetzt wagen sie sich nicht weiter, als Kadschery, einem kleinen Dorfe an der Mündung des Flusses."

„Aus allem diesen schließe ich, daß die Braminen nicht aus Bengalen stammen, und daß ihr Ursprung viel älter, als dies Land sey. Eine alte mündliche Sage läßt sie von Norden herkommen: sie ist durch keine Autoritäten bekräftigt; es ist nur ein Gerede ohne Beweise; es ist aber eine

Vermuthung, die dazu dient, der meinigen ein großes Gewicht zu geben."

„Man glaubt, daß der Ezurvedam, von dem wir eine Uebersetzung haben, wenige Zeit vor den Eroberungen Alexanders geschrieben sey: ich wage die Vermuthung, daß dies Buch nicht in Bengalen geschrieben sey und würde die Kühnheit haben, anderer Meynung eines großen Schriftstellers zu seyn, der sich nicht zu behaupten gescheut hat, daß Indien gegen den Ganges hin das Land sey, wo die Menschen sich zuerst in Völkerschaften versammlet hätten, wenn ich die Asche dieses Mannes nicht ehrte! — Er steht nicht an, die erstaunliche Fruchtbarkeit dieses Landes zum Beweise anzuführen, welches seine ersten Einwohner bestimmen mußte, sich hier niederzulassen. Aber ist es nicht offenbar, daß, wenn es von den ersten Zeitaltern der Welt an so fruchtbar gewesen wäre, es in dieser langen Zeit sich hätte erschöpfen müssen, und jetzt eben so dürre als die Gebirge seyn würde, die ehedem eben so fruchtbar die ersten Menschen ernährten, welche der Ocean auf ihre Gipfel bannte, die jetzt entblößt sind?" *) —

*) Eben daselbst S. 230—235.

Die Gründe, welche der Verf. für seine Meynung hier vorbringt, sind kürzlich folgende. Den ersten Grund nimmt er aus dem Mangel der Ur- oder Granitgebirge, ja, sogar der Kalkflötzgebirge, her, und beweiset aus den fruchtbaren Erdschichten, die mit Sande abwechseln, daß der Boden von Bengalen noch neu und aufgeschwemmtes Land sey. — Den zweyten Grund nimmt er aus den Gesetzen der Hydrostatik her, nach welchen die Gebirge zuerst vom Wasser entlößt werden, und die niedrigen Gegenden zuletzt, alle aber, welche eine gleiche Höhe haben, zu gleicher Zeit trocken werden, und aus dem Wasser hervorsteigen mußten. — Den dritten Grund nimmt er endlich von der großen Fruchtbarkeit des Bodens her, welche *nicht* statt haben könnte, wenn das Land schon alt und viele tausend Jahre hindurch angebauet wäre. — Ich will diese drey Gründe kürzlich noch beleuchten.

Der gänzliche Mangel an Granit- und selbst an Kalkflötzgebirgen in Bengalen ist noch kein Beweis, daß dasselbe ein neues Land sey. In einem flachen Lande zeigen sich selten Spuren von Granit und selbst von Gips und Kalksteinflötzen. Und wenn sie auch tief im Boden desselben sich finden, so liegen sie doch nicht am Tage. Da nun Ben-

galen sehr niedrig und gegen das Meer zu sehr flach und abhängig ist; so war es natürlich, daß die ersten Formationen des Landes, der Granit und Kalk, bey jeder Gelegenheit und Ueberschwemmung in den Fluthen begraben, und mit Erdschichten bedeckt wurden. — Es folgt aber nicht, daß nicht unter der obersten Decke des Landes auch Produkte von Granit und Flötzgebirgen angetroffen werden sollten, wenn man tiefer nachgrübe. Die Grundlagen der alten Tempel daselbst, welche aus Granit bestehen, sind schon ein Beweis, daß es daran in dortiger Gegend nicht fehlen muß.

Die Granitmassen sind auch nicht immer ein Beweis von dem höchsten Alter eines Landes; denn die Natur scheint die Granitformation auch noch in spätern Zeiten wiederholt zu haben, wenn die Umstände es zuließen; daher die mancherley Arten von Granit. Auch brauchen die Granitmassen, wie der Verf. mit Pallas annimmt, nicht gleich Anfangs bey Bildung der Erde durch Hülfe des Feuers und einen allgemeinen Erdbrand verhärtet, und durch das Gesetz der Schwer- oder Centrifugal-Kraft aus dem Mittelpunkte unsers Erdballs an die Oberfläche herausgeschleudert zu seyn. — Der

Granit und die erste Decke der Erde ist viel wahrscheinlicher auf dem nassen Wege entstanden und ein bloßer Niederschlag des Wassers, wenn man auch zugibt, daß Vulkane an der Erhebung der Urgebirge aus dem Schooße der Erde großen Antheil gehabt haben. Der Granit schlug sich zuerst aus dem Wasser, womit die Erde umflossen und worin die Grundstoffe aller Dinge enthalten waren, nieder, und bildete die erste feste Oberfläche derselben. In der Folge kamen noch andere Niederschläge des Wassers hinzu, welche die Uebergangs- und Flötzgebirge bildeten, als welche gleichfalls das Meer ansetzte. Diese neuen Schichten bilden die zweyte und dritte Decke der Erde, und bedecken die Granitgebirge, außer wo diese vom Feuer und andern uns noch unbekannten Ursachen zu hoch in die Höhe gehoben worden sind, so, daß sie hoch hervor ragen. Die letzte Decke der Erde aber besteht aus Erdschichten und aus aufgeschwemmtem Lande und Sande, den das Meer und seine Fluthen herbeygeführt haben. Und diese letzten Erd- und Sandschichten machen auch in Bengalen, so wie überall, die jetzige Erdrinde aus, und sind das, was sich der Verf. nicht zu erklären weiß und woraus er bewei-

sen will, daß das Land von Bengalen noch neu sey. Aber nicht das Land selbst ist neu, sondern nur die jetzige Oberfläche, welche aus fruchtbaren aufgeschwemmten Erdarten besteht, die aber doch auch aus der Urwelt herrühren.

Was der Verf. von hydrostatischen Gesetzen spricht, nach welchen die Berge eher vom Wasser befreyet werden musten, als die Ebenen, so hat das allerdings seine Richtigkeit. Auch gebe ich zu, daß nach Abzug des Wassers die Thäler und Ebenen längere Zeit zum Austrocknen bedurften, als die Gebirge. Aber womit will er beweisen, daß die Befreyung des festen Landes vom Wasser und seine Austrocknung so spät erfolgt sey und noch jetzt erst vollends bewirkt werde? Kann denn das Land von Indien nicht mehrere Oberflächen, eine unter der andern, haben, wovon wir nichts wissen? Kann denn Bengalen nicht mehrere Male unter Wasser gesetzt und wieder davon befreyt seyn? Gibt uns die Geschichte davon nicht hie und da Winke? Kann es also nicht auch schon mehrere Male bevölkert gewesen und seiner ursprünglichen Bewohner wieder beraubt seyn? Alles dieses ist möglich und läßt sich mit der Geschichte und Tradition eher in Ueber=

einstimmung bringen, als die Meynung, daß Bengalen ein vom Meere erst in neuern Zeiten geschaffenes Land sey.

Daß der Ganges und auch der Orinoco und andere große Flüsse in Amerika abnehmen, und daß der Wasserstand jetzt bey weitem nicht mehr so hoch ist, als ehedem, behauptet auch Herr von Humbold in seinen schönen Ansichten der Natur. Selbst die Wilden der neuen Welt haben diese Beobachtung gemacht, die wol nicht zu leugnen ist. Woher nun dieser ehemalige hohe Wasserstand gekommen sey, wird wol vorerst unausgemacht bleiben. Es deutet derselbe auf eine große Revolution der Erde und eine allgemeine Wasserbedeckung derselben, welche einer frühern Periode der Erde ein Ende machte und von den damaligen Bewohnern derselben nur die übrig ließ, welche hohe Bergrücken bewohnten, von wo aus sie die trocken gewordenen Länder wieder bevölkerten. Denn wir finden Spuren in Amerika und andern Ländern, daß die Welt schon vor diesem hohen Wasserstande bewohnt gewesen ist, und so wird es auch wol mit Indien gewesen seyn. — Der Verf. hat also in sofern recht, wenn er die Hindu's und Braminen nicht für ursprüng-

liche Einwohner von Indien, sondern für Fremde hält, welche erst später eingewandert sind. Aber daraus folgt nicht, daß Bengalen vorhin menschenleer gewesen sey und unbewohnt. Nein, die ersten Einwohner gingen nur bey der großen Revolution unter, welche dem Lande eine allgemeine Ueberschwemmung zuzog und den hohen Wasserstand verursachte, der in der Folge wieder abnahm und noch immer im Abnehmen begriffen ist. Das alte Land von Bengalen tritt nach und nach wieder aus dem Wasser hervor, womit es vor Jahrtausenden bedeckt wurde, und kommt jetzt wieder zum Vorscheine. Es ist also kein neues, erst von der See angesetztes Land, wie der Verf. meynt. Und es kann seyn, daß auch die Insel Ceylon, durch die allmählige Abnahme des Wassers und durch Hülfe der Sandbänke, mit der Zeit mit dem festen Lande wieder vereinigt werden wird.

Was der Verf. endlich gegen die Behauptung des großen Mannes, der Indien zur Wiege des Menschengeschlechts machte, aus der großen fortdauernden Fruchtbarkeit des Landes einwendet, will nicht viel sagen. Daß dies Land seit so vielen tausend Jahren noch eben so fruchtbar und nicht aus-

gesogen ist, kommt theils davon, weil es einen niedrigen, wasserreichen Boden hat, wie der Verfasser selbst sagt, der überdem noch mit Kanälen, großen Flüssen und Bächen durchschnitten, und also hinlänglich bewässert ist, und unter einem warmen fruchtbaren Himmel liegt, der Wunder hierin bewirkt, theils weil das Land durch mehrmalige große Fluthen neue, fette und fruchtbare Erdlagen erhalten hat, und es ihm also an hinlänglicher Dammerde nicht fehlt. Das Land wird und kann sich also nicht so leicht erschöpfen, wie die Gebirge, und dies ist die Ursache seiner langen Fruchtbarkeit. — Die Berge aber sind nicht blos deshalb so dürre und unfruchtbar, weil sie zuerst von den Menschen angebauet und ausgenutzt wurden; dieses ist nicht einmal möglich und wahrscheinlich, weil auf hohen Bergen kein Ackerbau getrieben werden kann, und weil die ersten Menschen mehr von der Jagd, von ihren Viehheerden und von Obst und Wurzeln lebten, als von Getreide, — sondern weil die hohen Gebirge keinen Antheil an den Ueberschwemmungen des Meeres nahmen, da sie zu hoch waren und also auch keine neue bessere Erdlagen ansetzen konnten. Dazu kommt, daß sie

durch ihre Lage den Sonnenstrahlen mehr ausgesetzt sind, als die Flächen, und also auch mehr austrocknen, daß sie nicht können bewässert werden und ihrer fruchtbaren Oberfläche noch immer mehr durch häufige Platzregen und durch reißende Bergströme beraubt werden.

Des Verf. Beobachtungen, daß der Boden in Bengalen noch jung und erst vor kurzem vom Meere gebildet sey, sind also nur halb wahr. Neu ist die Oberfläche desselben allerdings und besteht aus fruchtbaren Erdschichten, welche vom Meere aufgeschwemmt sind. Aber ist denn nicht unsere ganze jetzige Erdrinde neu und aufgeschwemmtes Land? — Der Boden der Urwelt ist längst in Stein übergegangen, es sey nun Gips, Kalk, Tuff, Sand, Schiefer oder was es wolle; alles fruchtbare Land, was wir bebauen, ist neuer Boden, den das Meer aufgesetzt hat. Kann also Bengalen nicht demohngeachtet ein Alter von vielen tausend Jahren und seine Einwohner schon vor den Braminen gehabt haben, wenn gleich sein Boden Spuren von neuern Ueberschwemmungen an sich trägt und eine Zeitlang unter Wasser gestanden hat? Wo ist wol ein Land, das diese Spuren nicht aufzu-

weisen hätte? Sind nun andere flache Länder von gleicher Beschaffenheit mit Indien und nicht erst vom Meere angesetzt, so wird solches auch wol mit diesem der Fall seyn. Jedoch will ich nicht leugnen, daß nicht Bengalen noch in neuern Zeiten Ueberschwemmungen erlitten hat, welche Spuren hinterlassen und neuen Boden angesetzt haben. Dieses thut aber dem Alter des Landes selbst keinen Eintrag, und jedes andere Land hat dieses erfahren müssen und ist solchen Zufällen unterworfen.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei Johann Heinrich Meyer in Braunschweig.

Verbesserungen.

In der Vorrede S. XI. Z. 9 von unt. fällt das Wort und weg.
Seite 9. Z. 7. von oben, statt: Palatotherien, lies: Palaeotherien
— — — 10 von oben, statt: glaubte, lies: glaubt
— — — — = = statt: oder gleich, lies: oder glich
— 19 Anmerk. statt: Negendeen etc. lies: Negende en Tiende.
— 102 Z. 7 von oben, statt: auch jetzt, lies: noch jetzt
— 136 — 8 von unt. statt: Persönlichkeit, lies: Individualität
— 144 — 3 von oben, statt: philosopheme, lies: Philosopheme
— 147 — 11 von unt. statt: daß die immer, lies: daß es immer
— 157 — 14 von oben, statt: natürliche Gesetze, lies: auf natürlichen Gesetzen
— 182 — 11 von ob. statt: und diese stehen, lies: diese letztern
— 184 — 14 von oben, statt: so unmöglich, lies: so schwer, ja unmöglich
— 190 — 4 von unten, statt: und rochen zum Munde, lies: ragen zum Munde
— 235 — 13 von unten, statt: auf Volk, lies: auf sein Volk
— — — 11 bleibt ersten weg
— 242 — 7 von unten, statt: Wischen, lies: Wischnu
— 308 — 9 von oben, statt: wol, lies: die man wohl
— 320 — 10 von oben, statt: entlößt, lies: entblößt, und das folgende Wort: werden, ist überflüssig und fällt weg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verbesserungen.

In der Vorrede S. XI Z. 9 von unt. lies das Wort und weg.

Seite 9 Z. 7 von oben, statt Prinzipien, lies: Principien

— — 10 von oben, statt: glaubte, lies: glaubet

— — — — statt: oder gleich, lies: oder gleich

— 19 Anmerk. statt: Negendeen etc. lies: Negende en Tiende.

— 102 Z. 2 von oben, statt: nun, lies: noch immer

— 136 — 8 von unt. statt: Persönlichkeit, lies: Individualität

— 144 — 3 von oben, statt: Philosopheme, lies: Philosopheme

— 147 — 11 von unt. statt: daß es immer, lies: daß es immer

— 177 — 14 von oben, statt: natürliche Gesetze, lies: auf eine natürliche Gesetze.

— 182 — 12 von ob. statt: und diese Reden, lies: diese Zeichen

— 184 — 14 von oben, statt: so unmöglich, lies: so schwer, ja unmöglich

— 190 — 4 von unten, statt: und werden zum Munde, lies: nach seiner Stimme

— 235 — 13 von unten, statt: auf Wolf, lies: auf sein Wolf

— — — 11 streicht ersten weg

— 242 — 7 von unten, statt: Wirkchen, lies: Wirkchen

— 308 — 9 von oben, statt: mal, lies: die man mocht

— 320 — 10 von oben, statt: entblößt, lies: entblößt, und das folgende Wort, werden, ist überflüssig und fällt weg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ballenstedt, Johann Georg Justus,

Die neue oder die jetzige Welt ein Gegenstück zur Urwelt

Bd.: 1

Hannover 1821

BHS II C 10-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10706851-5